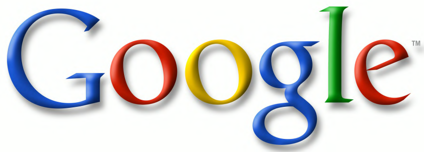
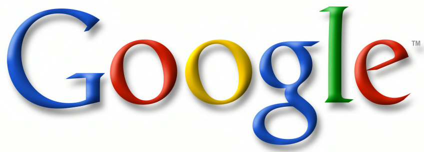




JAHRBUCH DES VERBANDES DEUTSCHER SCHRIFTSTELLER IN AMERIKA








STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Vorwort.

Als im März 1906 der Verband deutscher Schriftsteller in Amerika ins Leben gerufen wurde, regte bereits der Gründer und erste Vorsitzende desselben, Herr Louis Viereck, die Herausgabe eines Jahrbuchs an, welches Beiträge aller deutschamerikanischen Schriftsteller enthalten sollte. Die Finanzlage des jungen Verbandes machte es zunächst unmöglich, die Idee zu verwirklichen, zumal wir die Vorschläge verschiedener Druckereien, das Buch für uns kostenfrei herzustellen, wenn wir ihnen gestatten, dem Buche Inserate hinzuzufügen, aus ästetischen Gründen ablehnten. Nachdem der Verband in finanzieller Beziehung auf eine bessere Grundlage gebracht war, wurde die Angelegenheit wieder energisch in die Hand genommen; aber die verschiedenen Ausschüsse, welche mit der Herausgabe betraut wurden, fanden es sehr schwierig, das geeignete Material zusammen zu bringen. Im Jahre 1910 wurde der unten angegebene Ausschuß ernannt und genügende Vollmacht und Mittel bewilligt, um endlich die Ausführung tatkräftig in die Hand zu nehmen und durchzuführen.

Wenn wir nun auch nicht Anspruch darauf machen, daß das vorliegende Buch ein vollkommenes Bild deutschamerikanischen Geisteslebens gibt, so wird es doch immerhin unseren Kollegen und Freunden in der alten Welt zeigen, daß auch in Amerika deutsche Dichtkunst, deutsches Schrifttum nicht zu unterschätzende Vertreter hat.

Zum Schlusse drängt es uns noch, Allen, welche uns durch Beiträge unterstützt, unseren Dank auszusprechen; vor allem aber dem Vorsitzer unseres Ausschusses, Herrn Friedrich Michel, dem die Sammlung und Sichtung des eingegangenen Materials oblag. Es ist besonders auf seine Bemühungen zurückzuführen, daß in diesem Buche verschiedene neue Talente zur Sprache kommen, die bisher wenig oder gar nicht an die Oeffentlichkeit getreten sind. Herr Otto Spengler hat durch die Zusammenstellung des den Anhang bildenden Literaturkalenders Anerkennung verdient.

Der Ausschuß für Herausgabe des Jahrbuches.
J. A.: Max R. Hein.

Ausschuß für die Herausgabe des Jahrbuchs:

Friedrich Michel, Vorsitzer,

Udo Brachvogel, **Dr. C. J. Hexamer**,
Prof. Dr. A. B. Faust. **Prof. Dr. Hugo Münsterberg**,
Max R. Hein, **Otto Spengler**,
Georg Sylvester Viereck.

Präsidenten des Verbands deutscher Schriftsteller in Amerika:

1906—7 Louis Viereck. **1909 John Weimann.**
1908 Dr. Maurice Baumfeld. **1910 Louis Viereck.**
1911 Arnold Fueredi.

Beamte des Verbands für 1911:

Arnold Fueredi, Vorsitzer,
Friedrich Michel, 1. stellvertretender Vorsitzer,
Wilhelm Seeligsberg, 2. stellvertretender Vorsitzer,
Otto Spengler, Schriftführer, 352 Third Ave., New York,
Max R. Hein, Schatzmeister, 935 East 163. Str., New York.

Beisitzer:

Dr. R. Allert, **Alfred Rau**,
Dr. Virgil Coblentz, **Theodor Sutro**,
Dr. Johannes Hoving, **Georg Sylvester Viereck**,
Frau Dr. Elisabeth Kauer, **Louis Viereck**, ex officio,
Victor von Kubinyi, **John Weimann.**

Redaktions-Ausschuß für die Verbands-Nachrichten:

Curt Thiersch, Vorsitzer,
Max R. Hein, **Otto Spengler.**

Aufnahme-Ausschuß:

Max R. Hein, **Victor von Kubinyi**, **Wm. Seeligsberg.**

Vergnügungs-Ausschuß:

S. J. Bieber, **Friedrich Michel**,
Paolo Gallico, **Arthur Schoenstadt**,
Max R. Hein, **Otto Spengler.**



Verband deutscher Schriftsteller in Amerika.

Seit dem Jahre 1898, als ich die Vertretung eines großen deutschen Blattes übernahm, machte ich verschiedene Versuche, die ständigen Korrespondenten der deutschen Zeitungen in New York behufs gemeinsamer Wahrnehmung ihrer Berufsinteressen zusammenzubringen. Aber erst 1905 sollte sich eine Gelegenheit bieten, der Verwirklichung dieses Planes näher zu treten, als Dr. Fritsch, ein älterer Arzt in Evansville (Indiania), der sich selbst literarisch betätigte, in einer Zuschrift an das — mittlerweile eingegangene — „New Yorker Echo", unter Hinweis auf die in die Augen springenden Nachteile der Zersplitterung die Gründung eines deutschen Schriftstellerverbandes anregte. Ich nahm daraus Anlaß (Januar 1906) einen entsprechenden Aufruf an die „Amerikanischen Ritter vom deutschen Geiste" zu erlassen, der im „Echo", dem „Wächter und Anzeiger" und einigen anderen Blättern erörtert wurde. Obgleich aber der Wiederhall, den der Aufruf hervorgerufen hatte, grade kein enthusiastischer genannt werden konnte, fanden sich am 20. März 1906 doch zehn Männer zusammen und einigten sich über das Programm und die vorläufigen Satzungen. Man beschloß auch, sofort in Aktion zu treten, und den grade als Besucher erwarteten deutschen Dichter Ludwig Fulda mit einem „Symposium" zu begrüßen. Es sei hier gleich eingeschaltet, daß von den zehn Gründern nur mehr 5 — fünf — noch als ordentliche Mitglieder in den Listen stehen, da die Uebrigen teils durch Tod, teils infolge freiwilliger Austrittserklärung oder Uebersiedelung nach Deutschland (zwei) fortfielen.

Das „Fulda Symposium" fand im Weinkeller des Hotel Astor statt und nahm einen glänzenden Verlauf. Gegen 100 Herren, darunter viele der angesehendsten Persönlichkeiten der Stadt, wie der jetzige deutsche Gesandte in Mexiko, damalige Generalkonsul Dr. Bünz, waren anwesend und sprachen ihre Zustimmung zur Verbandsgründung aus, nachdem ihnen deren Zwecke und Ziele erläutert worden waren. Es lag nahe, bei diesem Anlaß vor allem die Vorfrage zu beantworten, wie weit dann überhaupt von einem deutschen Schriftstellerstande in Amerika die Rede sein könne?

„Gehen Sie in die Lenox Bibliothek von New York" — führte ich in meiner einleitenden Ansprache an jenem Abend aus — „und lassen Sie sich die nach vielen tausenden Bänden zählenden deutschen Bücherschätze zeigen, die

dort angesammelt sind. Das ist aber keineswegs die einzige Stelle, wo in Amerika hergestellte deutsche Bücher angesammelt werden, sondern Sie finden auch in Pennsylvanien und anderwärts mehrere Stellen, in denen solche Büchereien bestehen und auf die unwiderleglichste Weise die Tatsache enthüllen, daß seit mehr als 200 Jahren ein deutsches Schrifttum im Bereiche der Vereinigten Staaten besteht und sich auf den verschiedensten Gebieten, natürlich mehr oder minder gelungen, betätigt hat. Während aber der Schwerpunkt der älteren deutschamerikanischen Literatur in der Kolonialzeit liegt, wo das Deutsche in manchen Gebieten vorherrschte, ersieht man aus den modernen Sammelwerken von Zimmermann und Neeff, daß es unter uns reichlich 300 schöngeistige Verfasser gibt, von denen wohl die Mehrheit noch am Leben ist. Kaum minder zahlreich dürften die Männer sein, die sich auf wissenschaftlichem Gebiete, insbesondere als deutschamerikanische Geschichtsforscher, betätigt haben und zum großen Teil an den höheren Lehranstalten dieses Landes ihren Beruf ausüben. Weiter dürfen wir auf die große, stets wachsende Zahl der Vollblutamerikaner rechnen, die in Deutschland ihre wissenschaftliche Bildung errungen haben und zu der höchst wichtigen Gattung der „Deutschamerikaner aus Wahlverwandtschaft" zählen, wie sie ein geistreicher Professor an der Columbia einmal getauft hat. Dann bestehen im Lande gegen 800 deutsche Zeitungen und Zeitschriften, die eine entsprechende Anzahl von Schriftleitern und Mitarbeitern aufzuweisen haben. Endlich gibt es glücklicherweise hier wie auswärts noch genug hochgebildete Personen, die zur deutschen Literatur, Kunst und Wissenschaft in fördernder Beziehung stehen, so daß wir auf deren Mitwirkung und Hilfe bei unserem Vorgehen so gut rechnen dürfen, als dies in Deutschland geschieht, und wir gleich den deutschen Künstlern bei uns aufnehmen sollten. Es mag da freilich die in unsern Satzungen vorgesehene Sonderung in ordentliche und außerordentliche Mitglieder Platz greifen, damit der leitende Zweck des Verbandes erreicht wird, und keine Abweichung von dem Grundgedanken der Organisation zu erwarten steht."

Was bezweckt denn aber der Verband, wie er am 20. März 1906 ins Leben trat? Die Antwort gibt der nachfolgende, in seinen wichtigsten Abschnitten wörtlich wiedergegebene, Aufruf an die „deutschen Schriftsteller und Literaturfreunde", der etwa dreiviertel Jahre später erlassen wurde, als sich bereits mehr als 50 Mitglieder der jungen Organisation angeschlossen und ihre Verfassung festgestellt hatten:

„Mehr und mehr bricht sich unter den amerikanischen Bürgern deutscher Abstammung, aber auch unter den gebildeten Eingeborenen, die Ueberzeugung Bahn, daß die Deutschamerikaner das Recht und die Pflicht haben, deutsche Kultur, vor allem deutsche Sprache und Literatur, in der neuen Heimat zu pflegen. So war es nur eine Frage der Zeit, wann sich unter den deutschen Schriftstellern in Amerika der Wunsch nach einem engeren Zusammenschluß regen würde, um bei der Umsetzung dieser Ueberzeugung in die Tat nach besten Kräften mitzuhelfen. Denn die deutschen Schriftsteller in diesem Lande

sind besonders dazu berufen, Hüter und Förderer deutscher Kultur zu sein. Wie können sie das aber sein, wenn sie einander fremd sind, wenn ein gemeinsames Band fehlt, das ihnen ermöglicht, mit vereinten Kräften ihre Ziele zu verfolgen, im eigenen wie im Interesse aller Stammesgenossen?

Diesen Erwägungen entsprang der „Verband deutscher Schriftsteller in Amerika".

Betont sei gleich hier, daß der Begriff Schriftsteller allumfassend sein soll, ob es sich nun um Berufsschriftsteller handelt, die für Zeitungen, Zeitschriften, oder für Fachblätter arbeiten, oder um solche, die nur in ihren Mußestunden literarisch tätig sind — in Vers oder Prosa. Auch ist es keineswegs die Absicht des Verbandes, ähnlichen Vereinigungen irgendwie hinderlich zu sein, sondern er wünscht mit ihnen zum Besten des Ganzen zusammen zu arbeiten.

Zunächst verfolgt der Verband natürlich Berufsinteressen, namentlich die gegenseitige Unterstützung in Krankheits- oder Sterbefällen; die Gründung eines Fachblattes, das einen gegenseitigen Meinungsaustausch in geschäftlichen und anderen Fragen ermöglicht, die Herausgabe eines Jahrbuchs und die Einrichtung einer Geschäftsstelle. Zugleich will der Verband die einzelnen Mitglieder, wo immer sie wohnen, persönlich einander näher bringen und so das Gefühl der Zusammenhörigkeit unter ihnen pflegen. Das Verbands-Mitglied, das aus dem Westen oder Süden nach New York kommt, oder von New York westwärts und südwärts pilgert, soll überall Kameraden finden, die es willkommen heißen. Dieses Ziel könnte durch die Bildung von Ortsgruppen in den größeren Städten des Landes gefördert werden. Einige westliche literarische Vereinigungen interessieren sich bereits für den Gedanken, so die „Tafelrunde" in Chicago, der „Verein deutscher Schriftsteller und Literatur-Freunde" in St. Louis und der „Deutschamerikanische Preßverein des Westens".

Die Herausgabe des schon erwähnten Jahrbuchs betrachtet der Verband als eine seiner nächsten Aufgaben. Dieses Jahrbuch soll Original-Beiträge der Mitglieder, deren Namen und Wohnung sowie Angaben über ihre literarische Tätigkeit enthalten. Es wird wesentlich mit dazu beitragen, den Zusammenhang der Mitglieder unter sich und mit den reichsdeutschen Kameraden zu fördern. Zugleich soll es in der alten Heimat Zeugnis davon ablegen, was in der neuen auf schriftstellerischem, wissenschaftlichem, industriellem, technischem und kommerziellem Gebiete von Deutschen geleistet wird. Während das geplante monatliche Verbands-Organ nur an die Mitglieder und an die Kartelvereine gelangen soll, ist das Jahrbuch für die weitesten Kreise bestimmt.

Aber es gibt noch viel gewichtigere Gründe für das Bestehen eines solchen Verbandes. Die rasche Wandlung der Dinge im Völkerverkehr, das täglich sich enger knüpfende Verhältnis der alten zur neuen Welt, namentlich Deutschlands zu Amerika, haben neue Fragen geschaffen, zu deren Lösung der Verband mitberufen ist.

Da ist besonders die Frage des Schutzes deutscher Autoren vor Nachdruck ihrer Werke in Amerika. Diese Frage wird immer brennender. Der unbefugte Nachdruck schädigt nicht nur die reichsdeutschen, sondern auch die deutschamerikanischen Autoren, die belletristische oder Facharbeiten liefern, aber sie wegen des ungehinderten Nachdrucks reichsdeutscher Veröffentlichungen an deutschamerikanische Verleger entweder überhaupt nicht verkaufen können oder nur zu ungünstigen Preisen. Es wird also im dringendsten Interesse der deutschamerikanischen Schriftsteller liegen, gemeinsam mit dem reichsdeutschen Kollegen an der Beseitigung des unwürdigen und schädlichen literarischen Freibeutertums zu arbeiten.

Im innigen Zusammenhange damit steht die Frage der Herstellung einer engeren und freundschaftlicheren Verbindung zwischen den reichsdeutschen und deutschamerikanischen Schriftstellern. Eine solche Verbindung ist heute ein zwingendes Gebot. Denn der deutschamerikanische Schriftsteller ist schließlich nur ein deutscher Schriftsteller in Amerika, ein wichtiger und verantwortungsvoller Vorposten der großen Literaturarmee daheim. Daher sollte in Zukunft dem Austausch reichsdeutscher und deutschamerikanischer Blätter größere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Während der deutschamerikanische Journalist und Schriftsteller die größeren reichsdeutschen Blätter liest, kennt sein reichsdeutscher Kollege selbst die wichtigeren deutschamerikanischen Blätter kaum dem Namen nach.

Ferner sollte auch der reichsdeutsche Schriftsteller, der nach Amerika kommt, und der deutschamerikanische, der in die alte Heimat fährt, in Zukunft leichter einen gegenseitigen Anschluß finden. Die Gastfreundschaft des Verbandes könnte und sollte sich auch auf Deutsche erstrecken, die nicht von Beruf Schriftsteller sind, aber im Verkehr mit den Verbandsmitgliedern landsmannschaftlichen Gedankenaustausch und nutzbringende Belehrung suchen.

Eine weitere überaus wichtige Frage wäre die kräftige Förderung der Interessen solcher Mitglieder, die Verbindungen mit reichsdeutschen Blättern suchen oder in einem reichsdeutschen Verlage Bücher erscheinen lassen möchten. Dieses literarische Gebiet ist für den deutschamerikanischen Schriftsteller heute noch völliges Fremdland. Der deutschamerikanische Autor kennt selten Weg und Steg in dieser Fremde. Auch der geschäftliche Vertrieb eines in Deutschland gedruckten Buches in Amerika ist noch nicht genügend entwickelt und bedarf emsiger Förderung durch den Verband.

Die Errichtung einer Geschäftsstelle soll erfolgen, sobald der Verband das nötige Betriebskapital dazu besitzt. Nach den Satzungen muß ein Bruchteil des auf $5.00 angesetzten Jahresbeitrages für die Unterstützungskasse zurückgestellt werden; ein weiterer Bruchteil mag dazu dienen, für das Betriebskapital angesammelt zu werden.

Im Frühjahr 1908 endlich gedenkt der Verband einen „Allgemeinen deutschen Schriftstellertag" nach New York einzuberufen, zu dem deutsche Schriftsteller und Journalisten von überall her eingeladen werden sollen. Es

wird erwartet, daß diesem Rufe nicht nur zahlreiche Kollegen aus allen Teilen der Vereinigten Staaten, sondern auch aus Europa folgen werden. In Verbindung mit diesem Schriftstellertag könnten Blumenspiele stattfinden, wie sie seit Jahren regelmäßig in Köln veranstaltet werden. Für diesen Fall hat der bekannte Förderer der Kölner Blumenspiele Dr. Fastenrath bereits einen Preis gestiftet. Auch der deutsche Botschafter in Washington, Herr Baron von Sternburg, hat sich liebenswürdiger Weise bereit erklärt, sich beim deutschen Kaiser für Stiftung eines besonderen Preises zu verwenden.

Kurzum, allem gedenkt der Verband seine Fürsorge zu widmen, das irgendwie die Förderung deutschamerikanischer Literatur, deutscher Literatur und deutscher Kultur überhaupt berührt. Jeder ist als Mitglied willkommen, der an dem geplanten guten Werke mithelfen will. Daher sind auch Nichtschriftsteller willkommen, wenn sie als außerordentliche Mitglieder zur Förderung der Verbandszwecke beitragen wollen."

Dieser Aufruf hatte die Wirkung, daß sich die Mitgliederzahl mehr als verdoppelte und so im Herbst 1907 es möglich machte, daß der Verband dem ersten aus Deutschland zurückkehrenden „Austauschprofessor", Professor John W. Burgeß, ein weit glänzenderes Symposium veranstalten konnte, als es die vorjährige Feier dieser Art gewesen war. Obgleich die Metropole am Hudson auf das Empfindlichste unter den bedenklichen Folgen der grade erfolgten Börsenkrisis litt, und Unzählige dadurch, daß mehrere große Banken ihre Zahlungen suspendiert hatten, in Mitleidenschaft gezogen waren, so war es doch möglich, die stattliche Schaar von rund 200 Herren zu versammeln, darunter die ersten Vertreter deutscher Wissenschaft in Amerika, wie die Professoren Dr. Hugo Münsterberg und Dr. Kuno Francke von der Harvard. Ausgezeichnete Reden wurden gehalten und die brillant ausgestattete Festschrift, die von diesen Vorgängen Zeugnis ablegte, fand in der Presse beider Welten die gebührende Anerkennung. Der Verband hatte damit in die Zeitgeschichte eingegriffen und sich in den Dienst der großen „Austauschidee" gestellt, die seit der berühmten Berliner Ansprache des Kaisers an den amerikanischen Botschafter vom Januar 1905 das Leitmotiv für die Beziehungen zwischen den beiden, die Deutschamerikaner am meisten interessierenden, Nationen auf dem Erdenrund abgibt.

Leider war aber der Gedanke, daß der deutsche Schriftstellerverband etwas ganz anderes werden sollte, als das übliche Spielzeug von Vereinsmeiern und Gernegroßen, die für ihre winzigen Persönchen ein Podium brauchen, um überhaupt irgend eine Beachtung in der Welt zu finden, viel zu schön, als daß er sich hätte verwirklichen können. Eine Agitation setzte ein, um die bisherige ruhige Entwicklung der Organisation zu unterbrechen, die von jetzt an in die spanischen Stiefel eines staatlich registrierten Vereins eingeschnürt wurden. Die Paragraphen waren tadellos, aber mit dem ungezwungenen Dasein der ersten beiden Lebensjahre schien auch der Geist ausgetrieben, der Alles lebendig gemacht hatte! Wenigstens geschah im Jahre

1908 überhaupt nichts, was irgendwie der Erwähnung wert wäre. Der Ausschuß, der das „Jahrbuch" vorbereiten sollte, brachte kein positives Ergebnis zustande und selbst das Verbandsorgan brachte es nur auf wenige Nummern. deren Inhalt überdies bei Außenstehenden kaum Interesse erwecken konnte. Der ursprüngliche Mitgliederbestand begann bereits wieder abzubröckeln — wurde doch nicht einmal der Versuch unternommen, die Festgäste vom Burgeß-Symposium zur Mitgliedschaft heranzuziehen!

Weit erfreulicher gestaltete sich dagegen das Verbandsleben im Jahre 1909, wo es möglich wurde auf Anregung des damaligen Präsidenten, John Weimann, ein nach jeder Richtung gelungenes „Erstes deutsches Künstlerfest" im Hotel Waldorf Astoria zu veranstalten und hierfür auch die Mitwirkung der ersten deutschen Künstler in der Metropole zu gewinnen. Das Fest war großzügig angelegt und verfehlte auch auf das großstädtische Publikum seinen Eindruck nicht. Leider unterließ man aber auch dieses Mal, bei den tausendweis erschienenen Gästen für die Mitgliedschaft beim Verbande Propagandq zu machen. Da außerdem der ganze stattliche Reinertrag der Deutschen Bühnengenossenschaft zufiel, so hatte der Verband von der gewaltigen Arbeit, welche die Veranstaltung verursacht hatte, nicht viel mehr als die Ehre und die Anwartschaft, ein anderes Mal wieder beim großen Publikum Vertrauen auf die sachverständige Durchführung einer derartigen Veranstaltung zu finden. So hoch man eine solche moralische Errungenschaft auch einschätzen mag, so wenig genügt sie im nüchternen Leben, um eine Gesellschaft am Leben zu erhalten! Das Interesse am Verbande, das im Frühjahr 1909 in so hoffnungsvoller Weise neu belebt war, schlief wieder ein.

Unter diesen Umständen betraute man mich anfangs 1910 noch einmal mit der Ehre, den Vorsitz zu übernehmen. Ich glaubte, den Auftrag annehmen zu sollen, obgleich mein Gesundheitszustand sehr viel zu wünschen übrig ließ und erließ gelegentlich der Uebernahme des Präsidiums folgenden Aufruf:

„An die Verbandsmitglieder!

Nachdem ich für die letzte Hauptversammlung bereits den Antrag auf Auflösung des Verbandes angemeldet hatte, fanden sich etliche optimistischer veranlagte Mitglieder, die dem entschieden widersprachen und darauf bestanden, daß eine Wiederbelebung unserer im langsamen Absterben begriffenen Gesellschaft versucht werden solle. Ich verstehe sehr wohl die Ehre zu schätzen, daß man mir die Durchführung einer so außerordentlich schwierigen Aufgabe aufgeladen hat, allein ich weiß aus den Erfahrungen der verflossenen Jahre zur Genüge, daß das tatsächliche Gelingen doch hauptsächlich davon abhängt, daß die Verbandsmitglieder ohne Ausnahme kräftig ein aktives Interesse an der Erreichung der Verbandszwecke nehmen und aus ihrer Zuschauerrolle heraustreten. An Anregungen von Seiten des jetzigen Vorstandes zur Entwicklung einer ersprießlichen Tätigkeit soll es gewiß nicht fehlen; Alles wird also davon abhängen, ob auch die Mitglieder selbst im neuen Jahre als han-

delnde Personen nicht versagen und dem Verbande neues Leben einhauchen werden!

Was mein eigenes Programm betrifft, so möchte ich das kurz in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1. Es muß regelmäßig etwas von Belang getan werden, was in der Richtung der Verbandszwecke liegt, und von dieser Tätigkeit müssen alle Verbandsmitglieder ebenso regelmäßig auf dem Laufenden erhalten werden.

2. Aus diesem Grunde ist es unerläßlich, daß das Verbandsorgan mindestens sechs Mal im Jahre erscheint und ausführliche Berichte über die Vorgänge im Verbande zur allgemeinen Kenntnis bringt.

3. Die langwierigen Debatten über innere Vereinsangelegenheiten, die bisher die gewöhnliche Signatur der offiziellen Verbandsabende war, müssen fortfallen. Künftig sollen an einem einzigen Abend im Monat sowohl die Vorstands-, als die Plenar- und wichtigsten Ausschußsitzungen stattfinden, die Geschäfte aber in einem flotten Tempo erledigt und stets nur die wichtigsten Angelegenheiten im Plenum durchberaten werden. Möglichst an jedem offiziellen Abend sollen außer der Erledigung der Vereinsgeschäfte auch Vorträge stattfinden.

4. Die geselligen Abende die soweit besonderer Eigenart entbehrten und vielfach auch an mangelhafter Vorbereitung litten, sollen einen literarischen Anstrich erhalten, wie es in einem Kreise von Literatur-Interessenten eigentlich selbstverständlich sein sollte. So sollten bei diesen Zusammenkünften anstatt eines Quodlibets von Variete-Nummern der Reihe nach alle namhaften deutschen Schriftsteller dem Verbande durch einleitende Vorträge und Rezitationen vorgeführt werden. Vor allem aber sollten die Mitglieder selbst ihre Produktionen bekannt geben und sich bemühen, durch ihre eigenen Leistungen für die Unterhaltung der Anwesenden zu sorgen, anstatt diese Aufgabe den eingeladenen Gästen zu überlassen.

5. Sobald es gelungen sein mag, auf die vorstehend angedeutete Art die Verbandstätigkeit wieder zu beleben, sollten unbedingt auch die Arbeiten zur Herausgabe eines Jahrbuchs wieder aufgenommen werden, das unter allen Umständen im Herbst 1910 zum ersten Male erscheinen muß. Es ist besser, daß sich diese Veröffentlichung das erste Mal nach Umfang und Ausstattung bescheiden vorstellt, als das sie überhaupt unterbleibt und dadurch, wie es im letzten Zirkular des vorjährigen Vorstandes hieß, den Verband dem Fluche der Lächerlichkeit preisgibt.

6. Es ist endlich unerläßlich, daß, wie in den ersten Jahren, „Symposien" oder 1909 ein „Künstlerfest", so auch 1910 wieder eine Festlichkeit vornehmen Stils abgehalten wird, die dem Verbande gesellschaftliches Ansehen gibt und ihm besonders auch außerordentliche Mitglieder zuführt. Die Vorverhandlungen dazu sind bereits im Gange, als Zeitpunkt ist ungefähr der 20. März, als der Gründungstag des Verbands, in Aussicht genommen.

So viel über das, was ich im neuen Geschäftsjahre durchzuführen versuchen will. Sollte sich das Programm in der Hauptsache verwirklichen lassen, so mögen auch die ursprünglichen ferneren Ziele, namentlich der Anschluß an geeignete Hilfskassen, die Gründung von Ortsgruppen, ganz besonders aber auch die — schon im Mai 1906 beschlossene — Einberufung eines Allgemeinen deutschen Schriftstellertages in New York wieder aufgenommen werden. Es wächst nicht nur der Einzelmensch mit seinen höheren Zwecken, sondern auch jede Vereinigung, die ernstlich etwas mehr als bloße Vereinsspielerei ins Auge faßt!"

Im Sinne dieses Aufrufs hat das jetzt abgelaufene Vereinsjahr das Zweite deutsche Künstlerfest im Hotel Astor, das vom deutschen Botschafter Grafen von Bernstorff mit seinem Besuche beehrt wurde, und das Wolzogen Symposium, zu Ehren des berühmten deutschen Schriftstellers Ernst Freiherrn von Wolzogen und seiner hochbegabten Gemahlin Elsa Laura, im deutschen Liederkranz gebracht. Das Verbandsorgan ist mit Ausnahme des Hochsommers regelmäßig jeden Monat erschienen und nunmehr auch das „Jahrbuch" glücklich zur Ausführung gelangt. Man wird gewiß viel an ihm aussetzen dürfen, namentlich, daß so viele unserer besten Schriftsteller überhaupt nicht darin vertreten sind, doch galt es vor allem einmal einen Anfang zu machen und lieber nur einen Teil der in Betracht kommenden Autoren vorzuführen, als gar nichts zu Stande zu bringen. Der schlimmste Widersacher unserer Organisation war das Mistrauen, daß der Verband überhaupt nichts Ernsthaftes auf dem literarischen Felde hervorzubringen vermöchte, nachdem mehrere Jahre hindurch alle Anläufe in der Richtung fehlgeschlagen waren. So wie dieses Hinderniß aber als überwunden gelten darf, ist wohl die Hoffnung berechtigt, daß die Herausgabe dieses Jahrbuchs eine neue Aera unseres Schmerzenskindes, des „Verbands deutscher Schriftsteller in Amerika", eröffnen wird, zumal jetzt auch dessen Finanzen einen recht befriedigenden Stand erreicht haben.

L. Viereck.



Was wir wollen.

Wenn wir das Deutschamerikanertum der Vereinigten Staaten als etwas unserem nationalen Staatswesen etwa nicht unzertrennlich angehörendes, als etwas für sich allein bestehendes je in Betracht ziehen würden, was natürlich unmöglich ist, so würde dies jenen, die wie Schiller so treffend sagt es lieben „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen", Wasser auf ihrer Mühle bedeuten. Sonderinteressen aber hat das Deutschamerikanertum nicht, einen Staat im Staate will es nicht bilden. Als der Deutschamerikaner mit unserer amerikanischen Nation heranwachsend, begann sich umzusehen, fand er, daß wessen Hand auch immer amerikanische Geschichte geschrieben, weß Mund die glorreichen Errungenschaften unseres Volkes seine Taten und Männer pries, daß man des Deutschen oder besser des Einflusses und Mitwirkens des deutschamerikanischen Elements vergaß, oder wenn doch so was erwähnt werden mußte, demselben geflissentlich nur knappe Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Allmählich ward dies jedoch anders und als schließlich im Jahre 1900 der Deutschamerikanische Nationalbund gegründet wurde, da hatte in den vorauf gegangenen Jahren sich die solange verzögerte Aufklärung mehr und mehr durchgerungen und gab ihr der Bund greifbarere und erstarkende Gestalt. Während seines nun zehnjährigen Wirkens blicken wir auf die schönsten Erfolge und umfaßt unser Bund bereits eine Mitgliederzahl, die mit 2,000,000 Seelen eher zu niedrig als zu hoch angegeben ist; und er erstreckt sich über die volle Ausdehnung unseres großen geliebten Landes. Die Ziele unseres Bundes nnd aber auch idealistisch und praktisch zugleich dem höchsten und besten amerikanischen Bürgertum gewidmet, weit und breit bekannt und anerkannt.

Emerson hat sehr richtig bemerkt: „Jedes Buch ist ein Citat, und jedes Haus ist ein Citat, über alle Wälder, und Minen und Steinbrüche; und jeder Mensch ist ein Citat, aus dem Leben aller seiner Vorfahren." Mit vollem Recht ist der Deutschamerikaner stolz auf seine Vorfahren, er entspringt einer mächtigen Rasse. Einem Stamme, dem die Römer unterlagen, der des Altertums Reiche zertrümmerte; einer Rasse, die für Jahrhunderte lang ihren Stamm auf dem Throne der Cäsaren Huldigung dargebracht sehen konnte, einer Rasse, die die fernen Enden der damals bekannten Welt erforschte, und zu welcher auch die Stämme gehörten, die den Kern des britischen Weltreichs bildeten. Die deutsche Rasse gab der Welt die Buchdruckerkunst; sie brachte einen Kant hervor, einen Fichte, einen Hegel, einen Schelling, einen Schopenhauer, einen Nietzsche, Männer, die ihr Leben den schwierigsten und abstrakten Problemen menschlichen Daseins widmeten und der Welt durch ihre großartigen geistigen Errungenschaften den Geist der neuen Zeit einflößten —

die deutsche Philosophie; die Menschheit verdankt ihr einen Bach, einen Haydn, einen Mozart, einen Beethoven, und jenen Shakespeare des Musikdramas — Richard Wagner; sie brachte einen Lessing hervor, einen Schiller und einen Goethe; sie befreite die Jugend von den Fesseln scholastischer Fuchteln, und gab uns jenen segensvollen Schatz, die moderne Pädagogie; und sie gibt uns noch immerzu, als Errungenschaften durchgreifender Untersuchungen und unermüdlichen Experimentierens, jene erstaunlichen Triumphe moderner Wissenschaften, wie es die Entdeckung der Krankheiten erregenden Keime, die Feststellung der Identität von Hitze, Licht und Elektrizität und die überraschenden Wunder der Röntgenstrahlen waren.

Die Männer und ihre Nachkommen, die unserer Nation aus diesem, dem deutschen kernigen Stamme geworden sind, die sich der Pionierarbeit mit voller Geistes- und Körperkraft hingaben, sie haben wahrlich verdient, daß ihrer Arbeiten und Verdienste für alle Zeiten gedacht und Anerkennung gezollt wird. Die als „illiterate Dutch“ und als „Palatine filthy Boors“ verschrieenen ersten deutschen Ansiedler sind den Neuengländern wenigstens geistig ebenbürtig, und was Herz und Gemüt anbelangt, denselben überlegen. Während die Puritaner Neu-Englands, die unglücklichen Quäker, welche in ihre Hände fielen, mißhandelten und „Hexen hinrichteten“, verfaßte die erste erfolgreiche deutsche Kolonie in Germantown (jetzt ein Teil Philadelphias) im Jahre 1688 eine Protestschrift gegen Sklaverei — den ersten aller solchen Proteste. 1690 errichtete Wilhelm Rittenhouse an einem Zweigflüßchen des Wissahickon die erste Papierfabrik. Gar bald besaßen die Deutschen Pennsylvaniens mehr Druckerpressen und veröffentlichten mehr Bücher als in ganz Neu-England veröffentlicht wurden. Der Deutsche Pastorius verfaßte das erste Schulbuch, Christoph Saur druckte die erste Bibel in einer europäischen Sprache in Amerika und so hatte z. B. auch das deutsche Kloster Ephrata im Jahre 1743 schon seine eigene Druckerpresse, Papierfabrik und Buchbinderei und konnte das bedeutende Unternehmen sich leisten eine deutsche Uebersetzung des „Märtyrerspiegel“, eine großartige Leistung von 1500 Seiten zu drucken. Kurz vor dem Befreiungskriege noch wurden 10 deutsche Zeitungen gegenüber acht englischen in Pennsylvania herausgegeben. Die Bibel wurde in Amerika dreimal, das Neue Testament siebenmal in Deutsch gedruckt, ehe sie in englischer Sprache hier veröffentlicht wurde.

Aber die deutschen Ansiedlungen waren oder wurden Kolonien des mächtigen englischen Reiches, die Landessprache wurde und blieb englisch und diese Sprache muß jeder amerikanische Bürger beherrschen, der Erfolge erzielen will. Der Deutschamerikanische Nationalbund macht es dem Einwanderer zur ersten Pflicht die Sprache und die Geschichte des Landes zu erlernen, und darauf sich vorzubereiten, sobald wie möglich, ein tüchtiger Bürger dieser Republik zu werden. Der beste Amerikaner ist jedoch der Deutschamerikaner, der sein Deutschtum nicht von sich wirft, sondern der auch hier nicht rastet und ruht, bis „amerikanisieren“ für das ganze Volk gleichbedeutend mit „germanisieren“

sein wird. Es ist unsere vornehmliche Pflicht — wo auch unsere Wiege stand — für deutsches Wissen, für deutsche Kunst, für deutsche Gemütstiefe einzutreten und gegen Heuchelei, Mißgunst, Ehrlosigkeit im öffentlichen und privatem Leben und gegen scheinheilige Intoleranz zu kämpfen. Deshalb wollen und sollen wir uns aber auch die deutsche Sprache als Schlüssel einer höheren Kultur erhalten und, soweit es geht, deren Erlernung unseren Kindern erleichtern. Wir verhehlen uns nicht, daß sich die Aufnahme des Studiums von einer oder gar zweier fremden Sprachen, sei es noch so empfehlenswert, neben der englischen nicht leicht bewerkstelligen läßt. Aber in den höheren Klassen könnte selbst in nicht deutschen Distrikten mit Zustimmung jedes gebildeten Amerikaners, deutsch früher zu lernen angefangen und etwas länger damit fortgefahren werden. Wie jener sich selbst so gemütlich und zugleich deutsch und amerikanisch humorvoll als „deutscher Yankee" bezeichnende Stockamerikaner Professor Learned von der Pennsylvania Universität sehr treffend meinte: „Wir müssen uns zwei Jahre nach unten und zwei Jahre nach oben verbreiten." Deutsch ist neben der englischen, Weltsprache und zugleich die der Gelehrten, unentbehrlich für Kunst, Literatur, Musik und Wissenschaften. Welch ein herrlicher Schatz es ist, das muß sich wohl mancher Deutsche selbst erst von Fremden sagen lassen. Schreibt doch z. B. der Franzose Henry Legrand:

„Wenn ich die deutsche Sprache als die reichste, biegsamste und brauchbarste der Welt preise und die deutschen Bücherschätze als die reichsten und edelsten, rede ich nicht wie einer, der blindlings lobt oder nichts anderes kennt. Ich habe in zwei Weltteilen gelebt, in fünf Sprachen meine akademischen Studien und Prüfungen gemacht, in drei Sprachen Bücher und Zeitungsaufsätze verfaßt. Dabei habe ich die deutsche Sprache bevorzugen müssen. Nur das wunderbare Werkzeug der deutschen Sprache kann uns erklären, daß Dorfpfarrer, Handwerker, Bauern ungezählte der schönsten Kirchenlieder hervorbringen konnten. Man lese die alten Klassiker in deutschen Uebersetzungen, man sehe, wie genau jedes Versmaß, jedes Wortspiel, jeder schallnachahmende Ton, die ganze Versmusik der griechischen Dichter wiedergegeben ist."

Das deutsche Volk, mit seiner Sprache und seiner Literatur, die auch in Uebersetzungen in das Deutsche ein so prächtiges Mittel für die Wiedergabe, der Literaturschätze aller Völker bietet, ist zugleich der Ausdruck des Strebens einer nach höchster Bildung und Gründlichkeit auf allen Gebieten begeisterten Nationalität; und die amerikanische Nation darf wohl, ohne dem allmächtigen Dollar gar zu sehr den Rang streitig machen zu wollen, und ohne daß man sich in Argumente über die Stellung der praktischen Lebensauffassung gegenüber einer rein theoretischen einläßt, uns nur dankbar sein, wenn wir es als unsere Pflicht betrachten, nicht allein dem Amerikaner, sondern auch unseren oft aus kleinen Verhältnissen reich gewordenen Stammesgenossen klar zu

machen suchen, was höhere Bildung für unser Land bedeutet. Wie der Amerikaner Arthur D. Little seinerzeit in „Science“ schrieb:

"To-day, as never before, knowledge is power, and science is only knowledge at its best. Our industrial achievements impressive though they are, cannot be properly measured without some standard of comparison, and such a standard we have in Germany. The question for our manufacturers to answer is not what have they done, but what would Germany have done with our vast resources at her command. There is no escaping from the answer by that measure we have failled and are repeating failure."

Der Bewegung für Gründung fachlicher Fortbildungsschulen usw., deren Notwendigkeit hier seit der Centennial Ausstellung anerkannt worden ist und die seitdem, nach deutschem Vorbilde unserem Erziehungswesen angepaßt, bereits solch schöne Erfolge aufzuweisen imstande ist, muß ganz naturgemäß voller Vorschub geleistet werden. Denn den Wert der Vorbildung müssen wir dem Jung-Amerika nachdrücklich einprägen! Hier, wo in der Jagd **"to get on"** dies oft zu sehr vernachlässigt wird, und junge Leute sehr oft ohne genügende Vorkenntnis von einem Fach in das andere hinüberspringen, einen oberflächlichen Diletantismus erzeugen und später vielmals **"Jack of all trades"** oder geniale Pfuscher werden. Heute, wo sich das Zusammenwirken unseres Deutschamerikanertums immer mehr und mehr fühlbar macht, steht es auch im Vorderrange in der Richtung nach deutscher Art; für Erziehung und Gründlichkeit im gewählten Berufe, getreu seiner Bestrebungen und Ueberlieferungen.

Wo sich der Deutsche einmal in diesem Lande niedergelassen hatte, wurde er sofort ein an patriotischer Hingebung keinem nachstehender Bürger des Landes. War der Fleck noch so unscheinbar, wo er sein „Geld machte“, so däuchte er ihm wundervoll — ihn färbte sofort ein starker Lokal- und Nationalpatriotismus, unbeschadet seiner alten Liebe zum Lande seiner Herkunft, in unverkennbarer, rotweißblauer sternenbesäter Farbe. Nur die, die das Herz nicht am rechten Flecke, denen freier Geist und Wille fehlt, bleiben dem Banner des proverbialen **"greenhorn"** hold.

Die Liebe zum alten Heimatlande aber darf der Amerikaner deutscher Abkunft oder Stammes hegen und jeder Amerikaner darf sie achten und würdigen. Denn wenn der Deutschamerikaner in diesem Lande der Väter Erbteil als wertlos vernachlässigt, oder von sich werfen wollte, so hat er nichts mehr an den übrigen Teil des Volkes abzugeben und büßt an den Eigenschaften ein, die ihn zu einem vor allen anderen willkommenen und geschätzten Einwanderer dieses Landes gemacht haben, und büßt deshalb an seinem Nutzen als Bürger ein. Er kann die ihm zuerkannte bevorzugte Stellung nur behaupten, indem er dies Erbteil mit allen Kräften vertritt, erhält und mehrt.

Nur hie und da begegnen wir jetzt noch dem Vorwurfe, daß das Deutschamerikanertum sich nicht genügend politisch betätigt, der jedoch längst als hinfällig und widerlegt anzusehen ist. Der Deutschamerikaner vertritt wie jeder

gute amerikanische Bürger stets seinen Standpunkt und kennt genau das Ideal eines zum öffentlichen Amte erwählten Mannes, der eingedenk seines Eides dem öffentlichen Wohle dient. Für ihn gilt es, fest an diesem Ideal zu halten, erzieherisch und beispielgebend zu streben und zu wirken; aber auch darauf zu sehen, daß sich in die politischen Fragen keine solche hineinmengen, die rein persönlicher Natur sind. Er fragt mit vollem Recht: Was hat die sogenannte Prohibition mit der Politik gemein? Wie Religion Sache des persönlichen Gewissens jedes Einzelnen, so ist Prohibition, erscheine sie auch unter heuchlerischem oder mildem Titel wie „Local Option" ein unrechtmäßiger Eingriff in die persönlichen Rechte, und gegen die Freiheit aller Menschen; gerichtet gegen ein Gerechtigkeits-Grundprinzip, das jedem echten Manne heilig erscheinen muß. „Es steht jedem frei, zu tun, was er will, solange er nicht gegen das gleiche Recht jedes anderen verstößt", sagt der große Philosoph Spencer. Intoleranz ist dem Geiste des gegenwärtigen Zeitalter's verhaßt und gewiß ein Dorn im Auge jeden Geschichtskenners. Für jeden echten Liebhaber republikanischer Institutionen und gesunder demokratischer Grundsätze als deren Basis, sind Intoleranz und ihre Begleiterscheinungen, nicht amerikanisch. weil nicht vereinbar mit dem Geiste der Freiheit und amerikanischem „fair play."

Das Deutschamerikanertum vertritt den Standpunkt, daß sich persönliche Eigenschaften nur auf dem Wege der Erziehung heranbilden und bilden lassen; daß in dem immer schärfer werdenden Kampfe um das Dasein, ein gesunder Geist Hand in Hand mit einem gesunden Körper Vor- und Hauptbedingung ist. Daher wünschen wir jede Anwendung einschlägiger Wissenschaft, die solche Eigenschaften fördert und hervorbringt, wie es u. a. die Einführung des Turnunterrichts in den öffentlichen Schulen, Spielplätze für die Betätigung der Jugend usw. sind. Auf dem gesunden Heranwachsen und Heranbilden unserer jungen Generation, auf ihrer Stabilität des Charakters, auf ihrer Achtung der Taten der Vorfahren, Ehrerbietung gegen das Alter, Gehorsam gegen die Gesetze, Patriotismus und Liebe zum Gemeinwohl ist das Gedeihen unserer Nation begründet.

Wie das Kind seinen Eltern gehorchen muß, denen durch Moral und die Gesetze des Staates die schützende und erzieherische Macht gegeben ist, und wie es dann zum Manne oder zur Frau geworden, sich selbst- und zielbewußt als freier Bürger oder Bürgerin — die höchste und wunderbarste Schöpfung, die durch unsere amerikanische Nation geschaffen worden ist — fühlen soll, so fallen auch die Verpflichtungen als solche zu ihrem Los — darunter Selbstüberwindung und Seelenkraft.

Alle diese großen und hehren national ökonomischen Ziele und Aufgaben vertritt, hegt und pflegt als vorbildliche Essenz und bestes Element, zum Segen unserer amerikanischen Nation, das Deutschamerikanertum, zusammengeschaart in unserem großen Deutschamerikanischen Nationalbund.

C. J. Hexamer.

Jacobus de Benedictis.

(Jacopone da Todi.)

Von Udo Brachvogel.

I.

O Qual, am Siechenbette stehen,
Wenn Alles in der Wage schwebt,
O mehr als Qual, Die sterben sehen,
Von deren Leben Du gelebt!
Die Sichel klirrt, nichts kann sie hemmen,
Ob Knospe, Blüte, Frucht sie bricht,
Und willst Du ihr entgegenstemmen,
Die eig'ne Brust, — Dich mag sie nicht!

So stand an seines Weibes Lager
Jacobus, selbst in Sterbenot,
Als ihr vom Antlitz, blaß und hager,
Der Tod geküßt das letzte Rot.
Und doch, wie schön, — und sie muß sterben?
War für die Welt zu groß ihr Reiz, —
Will ihn der Tod für sich erwerben, —
Will ihn zurück des Himmels Geiz?

O Würger, schone der noch warmen,
Der einz'gen Frauenfrühlings-Pracht, —
Schonst hier du nicht, so kennt Erbarmen
Auf Erden nimmer deine Macht.
Doch nein, noch soll dich Preis verklären,
Triffst beide du mit einem Mal, —
Nicht einmal dies willst du gewähren, —
O, du bist Meister aller Qual!

Es ist vollbracht. Mit wilden Händen
Schlägt er umsonst sein Angesicht,
Schon floh ihr Geist aus düstern Wänden
Und badet sich im reinsten Licht.

Umsonst wirft er sich zu ihr nieder,
Sie wärmend mit der eig'nen Glut,
Umsonst auf die erstarrten Glieder
Strömt seines Munds lebend'ge Flut.

Dem Auge Heil, das Tränen findet,
Das überströmend weinen mag, —
Ob es in Zähren erst erblindet,
Es weint sich durch zum lichten Tag!
So lang noch schreien kann die Lippe
Und Stöhnen noch den Busen schwellt,
So lang ist Schmerz auch nicht die Klippe,
Daran das Leben selbst zerschellt.

Doch wenn erst Klag' und Schrei versiegen,
Im Herzen stummes Chaos ringt,
Dann ist die Qual so hoch gestiegen,
Daß meuchelnd sie ins Leben dringt.
Und wenn die letzte blut'ge Zähre
Im blöden Aug' erlischt und stirbt,
Dann wird das Elend zur Megäre,
Dran Seel' und Leib zugleich verdirbt.

Er weinte nicht. So große Liebe
Neigt tränenlos sich in den Tod.
Und überlebt sie auch, ihr bliebe
Doch jede Stund' ein Jahr der Not.
Er hält sie in drei langen Tagen
Fest Busen gegen Brust gepreßt,
Am vierten weckt ihn tiefgetragen
Der Mönche Lied zum Todtenfest.

Nun öffne deine Arme, Erde,
Nimm hin dein schönstes Eigentum,
Ein Schöpfungsfest wars, da ihr Werde
Sie einst erschuf zum eignen Ruhm.
Nur ihr entgings, denn tief und stille
Zog Alles sie zum Einz'gen hin,
Ihr Schicksal ward Jacobus Wille,
Sie Herrin ihm und Dienerin.

Denn, Demut ganz, ließ ganz auch meistern
Sie sich, wenn er die Saiten schlug,
Und wußt' ihn doch auch zu begeistern
Zugleich zu immer neuem Flug:
Ihn, der vermählte als der Erste
Des Reims sizilisch Tändel-Spiel
Und sie, die Rythmen-hehrst' und schwerste
Latiner-Sprache des Virgil.*

Und wie ihr selbst, ward licht und lichter
Es bald der Welt auch, daß hier nicht
Erstanden nur ein neuer Dichter,
Nein, mit ihm auch ein neu Gedicht.
Ihn singend, sank vor Allem nieder
Sie, was vergöttlicht Seel' und Sinn,
Und, Quell und Echo seiner Lieder,
So ging sie durch sein Leben hin.

Die Seine ganz, und nur die Seine!
Selbst Ihm, der gleichen Stammes Sproß,
In frühster Kinderzeit Vereine
Schon ihr Gespiel war und Genoß,
Dem Jüngling mit des Malers Gabe,
Dem, unbewußt schier, immerdar
Ihr Engelsantlitz schon als Knabe
In Hand und Stift lebendig war:

---

* Der in den alten Sprachen unbekannte, jedenfalls nicht als poetisches Form-Element kultivierte Reim führt seine eigentliche Erfindung, resp. Einführung in die allgemeine Dichtung auf die Troubadours der Provence zurück. Von dort über das ganze Romanische Europa und namentlich auch an den Minnegesang-freudigen Sicilianischen Hohenstaufen-Hof Heinrichs 4. und seiner Normannischen Gemahlin Constanze (1190 bis 1197) und ihres Sohnes Friedrich 2. (1197 bis 1250) verpflanzt, fand er hier seine erste versuchsweise italienische Ausbildung. In dieser sollte er dann aber auch sehr bald in der gewaltigen Terzinen-(Terza Rima) Dichtung des Dante (1265 bis 1325) und der vielreimigen Sonnetten- und Canzonen-Poesie des Petrarca (1304 bis 1374) gleich die höchste Vollendung und mit ihr für immer die gesicherte Beherrschung der neueren Poesie aller Sprachen überhaupt erreichen. Aber schon vorher hatten die statt der neuen Italienischen Volkssprache (Lingua Volgare) an Stelle des bis dahin allein herrschenden Latein (Lingua Latina) sich ausschließlich des letzteren bedienenden meist mönchischen Kirchen- und Hymnen-Dichter den in diesem vordem absolut unbekannten Reim auch in dieses übernommen. Zuerst in der mehr

Selbst Ihm entschwand sie, von der Wolke
Ewiger Trennungs-Nacht berührt,
Als laut umjauchzt von Todis Volke
Jacobus sie gen Rom entführt.
Doch schwand sie auch aus seinem Leben,
Aus seiner Seele schwand sie nicht,
Stets hell und heller zu erheben
In ihr in Form sich, Farb' und Licht.

Und wie durch ihres Dichters Lieder
Stets wehte ihr melodisch Wort,
So kehrt' im Werk des Malers wieder
Ihr Engels-Antlitz fort und fort!
Dem Einen Glück, dem Andern Leiden,
Doch Beider gleiches Eigentum
Und gleich in Glück und Leide Beiden,
Zu immer größrem Künstler-Ruhm!

Und jetzt, o daß es so gekommen!
Von Blumenschwestern überdeckt,
Senkt sie ins Bett die Schaar der Frommen,
Draus sie kein Lied, kein Bild mehr weckt.
Und als die letzte Scholle Erde
Gefallen aus Jacobus Hand,
Riß mit aufschaudernder Geberde
In Stücke er sein Sammtgewand.

---

tastenden Weise eines zufälligen Wohlklanggestammels, wie in dem „Veni Sancte Spiritus" des französischen Königs Roberts 2. (971 bis 1031). Bald aber in immer künstlerischerer Ausbildung, bis schließlich eine ganz neue Art von Poesie aufblühte, deren sich dann nur noch die musikalische Composition der folgenden Jahrhunderte und Nationen zu bemächtigen hatte, um ihr jene Unvergänglichkeit zu sichern, deren solche gewaltigen Kirchen-Gesänge, wie das „Dies Irae, Dies Illa" des Minoriten-Mönchs Thomas von Celano und das „Stabat Mater" des, überhaupt als erster Meister dieser lateinischen Reim-Poesie geltenden, Jacobus de Benedictis namentlich in der Composition des Palestrina, Pergolese, Astorga, Haydn, Rossini und zahlreicher anderer Tonmeister noch heute genießen und wohl für immer genießen werden.

Der italienische Name des „Stabat Mater"-Dichters war Jacopone da Todi, nach seinem Geburtsort Todi im Herzogtum Spoleto, wo er um 1255 als ein Sprößling des edlen Hauses der Benedetti geboren war. Obgleich 1306 als sein Todesjahr verbürgt ist, und man auch sein Grab in der Fortunatus-Kirche zu Todi kennt, ist doch die spätere Zeit seines Lebens mannigfacher Legendenbildung anheim-

Noch einen Blick schickt er dem Grabe,
Dann hebt er zu den Mönchen an:
„Nehmt Ihr mit seiner ganzen Habe,
Dem ganzen Elend hin den Mann.
Die Seele ist hinab gesunken,
Wo mehr als meine Seele ruht,
Den Leib vermach' ich todestrunken,
Ihr Heiligen, in Eure Hut.

„Die Kutte gönnt mir und die Zelle,
Mein Tagwerk sei Gebet und Schmerz,
Und bald umschwebt des Todes Helle
Dies nach ihm durst'ge nächt'ge Herz.
Und nie mehr soll die Lippe singen,
Wie sie in seel'gen Tagen tat, —
Ein einz'ger Laut soll ihr entklingen:
„Memento Mori," früh und spat!"

„Memento Mori" klangs im Kreise,
Und ihn umfing das Mönchsgewand;
„Memento Mori" hallte leise
Das Echo von der Friedhofs Wand;
Der Himmel hüllte sich in Schleier,
Ein Welken sank auf Feld und Flur,
Es sprach zu dieser Totenfeier
„Memento Mori" die Natur.

II.

Herrlich ist das Werk vollendet,
Und der ernste Meister wendet
Sich zu der Bewund'rer Schaar.
Keiner regt sich und, wie trunken
In die Farbenpracht versunken,
Staunen sie der Sprache baar.

---

gefallen. Nachdem er als angesehner und begüterter Advokat und zugleich als berühmter und seiner gegen Papst Bonifaz 8. gerichteten Satiren halber sogar gefürchteter und verfolgter Dichter in der „Lingua Latina" sowohl, wie in der neu aufkeimenden „Lingua Volgare" bis etwa zu seinem vierzigsten Jahr in Rom gelebt hatte, wurde er durch den jähen Tod seiner jungen Gattin so furchtbar getroffen, daß er ins Kloster ging. Dahin soll ihn nach den Einen der Zorn des Papstes so unversöhnlich verfolgt haben, daß er zeitweise die Zelle mit dem Kerker zu vertauschen hatte. Nach den Andern soll er dem Wahnsinn verfallen und, nachdem er in ihm auch sein Meisterwerk gedichtet, darin gestorben sein.

In die Farbenpracht, mit der er
Den Kapellenbau in hehrer
Schönheit zu des Klosters Ruhm
Schmückte, der hier abgeschieden
Ragt im eig'nen Tempelfrieden,
Ein gesondert Heiligtum.

Auch die Mönche stehn im Kreise,
Marmorn, wie es ihre Weise,
Stumm, wie es des Ordens Pflicht.
Ew'ges Schweigen, wie beschattet
Schon vom Grab, — es ist gestattet
Nur dem Prior, daß er's bricht.

Und so hebt bewegt und leise,
Endlich an der hohe Greise:
„Heil mir, daß ich Das erfuhr!
Sei gesegnet, Sohn, für immer,
Denn in solcher Glorie Schimmer
Hüllt sein Werk der Glaube nur.

„Nur ein Gott-erfüllt Gemüte
Trieb so keusche, reine Blüte,
Dir hat Gott die Hand gelenkt;
Und es wird in fernsten Jahren
Deinen Ruhm der Schatz bewahren,
Den er uns durch dich geschenkt!"

Und der Künstler sinkt erglühend
Ihm ans Herz, indessen sprühend
Sein Gemäld' in Flammen strahlt,
Das, im reinsten Riß umzogen
Von dem Goth'schen Fensterbogen,
Herrlich er auf Glas gemalt.

An dem Kreuz im Tode zagend,
Weltverderbens Sühne tragend
War darauf zu schau'n der Gott;
Um die Stirn die Dornenkrone,
Die zu seines Königs Hohne
Flocht entmenschten Pöbels Spott.

Von den Händen, den gebroch'nen,
Aus der Seite, der durchstoch'nen,
Strömt sein Lebensquell mit Macht;
In dem Aug' die letzte Träne,
Bleich das Haupt, wie müde Schwäne,
Haucht er hin: „Es ist vollbracht!"

Aber zu des Kreuzes Füßen
Ringt in heißen Tränengüßen,
Die den Gott und Sohn gebar.
Bleiche Hände, wundgerungen,
Um das dunkle Holz geschlungen,
Starrt sie stumm zu ihm empor.

In dem Antlitz welches Elend,
Welche Qual den Blick beseelend,
Der statt aller Worte spricht!
Jeder Erdenschmerz muß schweigen,
Muß sich beugen, muß sich neigen,
Schaut er dieses Angesicht.

Letzte Strahlengrüße sendet
Jetzt die Sonne, und dann wendet
Sich die Königin ins Meer.
Des Gemäldes Glut erbleichet,
Und der Mönche Schar entweichet,
Mälich wird die Halle leer.

Nur der Meister weilt und harrt noch,
Nur sein Auge blickt und starrt noch
Auf das Bild. Er sinkt ins Knie:
„Herr, du riefest die Gestalten
Aus dem Nichts durch mich, erhalten
Und bewahren wolle sie!

„Nicht von Eitelkeit verblendet,
Schuf ich, was ich hier vollendet
Meiner Lieb' und deinem Ruhm.
O, so höre die Beschwörung,
Vor Vernichtung, vor Zerstörung
Schütze, Herr, dein Eigentum!"

Und er geht. Vom letzten Schalle
Stirbt das Echo in der Halle,
Finster ist sie jetzt und leer.
Schlaf und Träume wallen nieder,
Und des strengen Ordens Glieder
Tauchen in des Schlummers Meer.

Nur in einer Zelle regt sich's,
Auf dem harten Stroh bewegt sichs,
Und Geklirr von Ketten tönt,
Zerrt daran mit wilden Händen,
Daß das Echo von den Wänden
Schauervoll hernieder stöhnt.

Durch den spitzen Fensterbogen,
Dicht mit Gittern überzogen
Gleitet jetzt der voue Mond:
Und sein Licht, das fromme, weiche
Zittert über eine bleiche
Stirn, d'rauf das Entsetzen tront.

Schlotternd richtet sich und hager
Eine Mönchsgestalt vom Lager;
Und sie ist's, die wutentbrannt
Reißt und schiebt an schweren Ketten, —
Will sich ein Verdammter retten,
Dem der Henker schon gesandt?

Kein Verdammter ists, ach schlimmer
Ist er, der im Mondenschimmer
Dort erhebt die wunde Hand.
Wahnsinn zuckt ihm durchs Gehirne,
Grinst von seiner fahlen Stirne,
Schäumt von bleicher Lippen Rand.

Kein Verdammter ists, ach schlimmer!
Menschenlippen künden nimmer,
Was die Zelle schon erblickt.
Jener ewig Nacht-Verlorne,
Und doch nicht vom Tod Erkorne
Ist Jacob von Benedict!

Ja, er hatte wahr gesprochen,
Sinn und Seele war gebrochen;
Doch das unbarmherz'ge Grab,
Das umfing der Süßen Glieder,
Nicht sein Leben zog's hernieder,
Riß nur seinen Geist hinab.

Und heran auf nächt'gen Flügeln
Stürmten mit gelösten Zügeln
Wut und Tobsucht grauenhaft.
Grimmen Flugs um seine Stirne
Schwirrten sie, und im Gehirne
Löschten sie des Denkens Kraft.

Und die Lippen, die einst sangen,
Reim und Gleichklang hold verschlangen
Unter ihrer Küsse Glühn,
Ach, sie zucken jetzt und schäumen,
Und in Spuk-gepeitschten Träumen
Sind es Flüche, die sie sprühn!

Und die Hand, die einst entzückt die
Harfe schlug und dann beglückt die
Fleisch gewordne Melodie
Ihrer weichen Brust umschmiegte,
Sich auf Schönheits-Rythmen wiegte, —
Weh, in Fesseln lieget sie.

Eins nur fühlt er, — diese Ketten,
Eins nur sinnt er, — sich zu retten,
Zu zerreißen dieses Band.
Doch, wie oft schon ists mißlungen,
Ach, und fester nur umschlungen
Ward die Wahnsinns-starke Hand.

Und so ringt auch diese Nacht er,
An dem Arm-Ring reißt mit Macht er,
Daß Gelenk und Hand fast brach.
Dennoch preßt er sie und schiebt sie,
Und die Fessel, heute giebt sie, —
Giebt ihm endlich wirklich nach!

Noch ein Ruck, und sie klirrt nieder!
Jauchzend reckt er Arm und Glieder.
Uebermenschlich hoch und lang.
Jetzt zur Tür! Aufspringt sie krachend,
Und in wildem Jubel lachend
Stürzt er in den freien Gang.

Schon erblich der Sterne Flimmern
Vor des Morgens ros'gem Schimmern, —
Zu beflügeln gilts die Flucht.
Doch es trotzen aller Orten
Fest verschloß'ne Eisenpforten
Auch des wild'sten Ansturms Wucht.

Und die Fenster auf den Gängen
Ragen mehr als Menschenlängen
Ob dem Estrich, und für ihn
Ist kein Weg sonst zu entkommen.
Hell wird's, heller, und die Frommen
Werden bald zur Messe ziehn.

Furcht und Wahn peitscht ihn gewaltsam
Weiter, weiter, unaufhaltsam
Gäng' und Treppen ab und auf.
Doch Gefahr auf allen Wegen,
Schon beginnt sich's rings zu regen,
Strahlend steigt der Tag herauf.

Da, an scharfer Ganges Wendung
Fühlt von jäher bunter Blendung
Plötzlich er sich eingehüllt.
Rückwärts prallt er, und ein Zittern
Faßt ihn, wie es vor Gewittern
Ahnungsvolle Heerden füllt.

Doch aufs Neu' rafft er zusammen
Sich, da in den bunten Flammen
Er ein Glasgemäld' erkennt.
Und er jauchzt, — nun gilts zu wagen,
Nur das Fenster zu zerschlagen,
Das ihn von der Freiheit trennt.

III.

Und er stürzt voran. Da dringen
Aus der nahen Kirche Singen,
Glocken-Klang und Orgel-Flut.
Ueber'm Horizont erhebt die
Sonne hoch sich und belebt die
Bildpracht auch in hellster Glut.

Und von Neuem unentschlossen
Steht er, da von Licht umflossen
Er den Gott am Kreuz erkannt.
Doch umsonst, — hier gilt kein Zaudern,
Und er reckt sich, ob mit Schaudern,
Und er streckt zum Schlag die Hand.

Ja, er streckt sie, — doch nicht schlägt er!
Und er reckt sich, — doch nicht trägt der
Fuß im Sprunge ihn hinaus!
Farben-Gluten quellen prächt'ger
Hymnen-Fluten schwellen mächt'ger,
Ringen mit des Wahnsinns Graus.

Wie ein Felsen in der Wildnis,
Wie ein jüng'res Memnons-Bildnis
Steht er plötzlich regungslos
Langsam sinkt die Hand ihm nieder,
Sonst wie Erz die starren Glieder,
Atem- und bewegungslos.

Nur sein Auge lebt. Geblendet
Staunt und starrt's, emporgewendet
In Marias Angesicht.
Ja, sie ist's, er sieht sie wieder,
Antlitz, Züge, Hände, Glieder
Und das Haar, wie Gold so licht.

Lippen, bleich und leise wimmernd,
Blick, im Tau des Todes schimmernd;
Weiß wie Flocken Stirn' und Wang':
Alle hat er sie gesehen,
Da in ihren Sterbewehen
Seine weiße Taube rang.

Immer durst'ger hängt sein Auge,
Daß sich's voll Erinnern sauge,
An dem Blick, der Trauernden;
Schon zuckt's wieder ihm im Busen
Menschlich, und des Wahns Medusen
Weichen von dem Schauernden.

Heft'ger schauernd niedersinkt er,
Des Erkennens Fülle trinkt er,
Das so jäh ihn überkam:
Was geliebt er, was gelitten,
Was ihm Seel' und Sein durchschnitten,
Was des Geistes Licht ihm nahm.

Und, o sieh, nun will's auch fließen,
Die versengten Augen gießen
Endlich ihre Glut dahin.
Mehr und mehr zerreißt der Schleier,
Freier wird sein Geist und freier,
Klar wie einstens wird der Sinn.

Also liegt er auf dem Stein, und
Mit des Bildes hell'rem Schein und
Seiner immer licht'ren Pracht
Wird nicht blos sein Denken lichter,
Plötzlich ist's, als ob der Dichter
Auch aufs Neu' in ihm erwacht.

Auf dem Boden liegt die Kohle,
Festgefügt ins Rohr, das hohle,
Die der Maler jüngst gebraucht; —
Die ergreift mit hast'ger Hand er,
Und verzückt schreibt auf die Wand er,
Stets den Blick ins Bild getaucht:

STABAT MATER DOLOROSA
JUSTA CRUCEM LACRYMOSA,
DUM PENDEBAT FILIUS,
CUJUS ANIMAM GEMENTEM
CONTRISTANTEM AC DOLENTEM
PERTRANSIVIT GLADIUS.

(„An dem Kreuz in Tränenschauern
Stand die Mutter voller Trauern
Da der Sohn im Tode rang,
Dem die Seele, noch im Sterben
Weinend um der Welt Verderben,
Aller Schmerzen Schwert durchdrang.)

O QUAM TRISTIS ET AFFLICTA
FUIT ILLA BENEDICTA
MATER UNIGENITI,
QUAE MOEREBAT ET DOLEBAT
PIA MATER, DUM VIDEBAT
NATI POENAS INCLITI.

(„Was erträgt sie selbst an Schmerzen,
Die gesegnet unterm Herzen
Gottes Eingebor'nen trug!
Hilflos stand sie, — was empfand sie
Als den Blick empor gesandt sie,
Wo der Haß ans Kreuz ihn schlug!")

Seine Seele schwillt begeistert,
Von dem Genius bemeistert
Wie in früh'rer seel'ger Zeit.
Und der Gottesmutter Tränen
(In Verzückung will ers wähnen,)
Strömen hin in Wirklichkeit.

QUIS EST HOMO, QUI NON FLERET,
CHRISTI MATREM SI VIDERET
IN TANTO SUPPLICIO
QUIS NON POSSET CONTRISTARI,
PIAM MATREM CONTEMPLARI
DOLENTEM CUM FILIO?

(„Giebt's ein Auge, das nicht taute,
Wenn in solcher Not es schaute
Sie, die uns den Gott gebar?
Wer vermöchte kalt zu scheinen,
Sieht er sie um Jenen weinen,
Der ihr Sohn, ihr Alles war?")

PRO PECCATIS SUAE GENTIS
VIDET JESUM IN TORMENTIS
ET FLAGELLIS SUBDITUM;
VIDET SUUM DULCEM NATUM
MORIENTEM DESOLATUM,
DUM EMISIT SPIRITUM.

(„Bluten unter Geißelhieben
Sieht sie ihn, deß heilig Lieben
Trug der Menschensünde Lohn;
Sieht ihn an das Holz geschlagen
Qualenvollsten Tod ertragen,
Ihren süßen, einz'gen Sohn.")

Wer begriffe, was sie duldet,
Wenn nicht er, der unverschuldet
Selbst das Grausamste ertrug?
Doch berauscht von ihren Schmerzen
Ruft es laut in seinem Herzen,
Nein, noch litt er nicht genug!

EIA MATER, FONS AMORIS,
ME SENTIRE VIM DOLORIS
FAC, UT TECUM LUGEAM.
FAC, UT ARDEAT COR MEUM
IN AMANDO CHRISTUM DEUM,
UT SIBI COMPLACEAM!

(„Mutterquell der Lieb', erdulden
Laß, was ohne dein Verschulden
Du geweint hast, mich mit dir!
Laß, o laß mein Herz entbrennen,
Ihn zu lieben, ihn zu kennen,
Seine Gnade gönne mir!")

SANCTA MATER, ISTUD AGAS,
CRUSIFIXO FIGE PLAGAS
CORDI MEO VALIDE.
TUI NATI VULNERATI,
JAM DIGNATI PRO ME PATI
POENAS MECUM DIVIDE!

(„Heil'ge Mutter, o vollbring' es,
Mit dem Kreuz dies Herz durchdring es
Und der Pein, die er dr'an litt!
Qual und Plagen, nicht zu sagen,
Die, zerschlagen, er getragen
Einst für mich, teil' du mir mit!")

Sein erschüttert Herze klopfen
Hört die Halle, kalte Tropfen
Rinnen ihm die Stirn entlang;
Aber fiebernd fliegt die Hand hin
Und vollendet auf der Wand in
Schwanker Schrift den Schwanensang:

FAC ME TECUM PIE FLERE,
CRUCIFIXO CONDOLERE,
DONEC EGO VIXERO.
JUXTA CRUCEM TECUM STARE,
TE LIBENTER SOCIARE
IN PLANCTU DESIDERO.

(„Unter Seufzen, unter Weinen
Will ich mich mit dir vereinen,
Trauern will ich lebenslang;
Will zu dir ans Kreuz mich stellen,
Deinem Jammer zugesellen
Meine Klagen heiß und bang.")

VIRGO VIRGINUM PRAECLARA,
MIHI JAM NON SIS AMARA,
FAC ME TECUM PLANGERE;
FAC, UP PORTEM CHRISTI MORTEM
PASSIONIS FAC CONSORTEM
ET PLAGAS RECOLERE.

(„Jungfrau, aller Jungfrau'n Sonne,
Gönn', o gönne mir die Wonne
Lasse klagen mich mit dir!
Christi Scheiden gönn' uns beiden
In vereinter Qual zu leiden,
Seine Martern gönne mir!")

Kalt und bleich sind seine Züge,
Doch das Auge straft sie Lüge,
So entbrennt's in Fieberschein,
Brennt, als tränk' es alle Schmerzen
Aus der Gottesmutter Herzen
Voller Gier in sich hinein.

FAC ME PLAGIS VULNERARI,
CRUCE HAC INEBRIARI
OB AMOREM FILII.
INFLAMMATUS ET SUCCENSUS
PER TE, VIRGO, SIM DEFENSUS
IN DIE JUDICII!

(„Gieb' daß ich gleich ihm verblute
Hier am Kreuze und ermute
Mich durch seine Lieb' dazu.
Aber dann auch rette, rette
Mich vor der Verdammniß-Kette
Am Gerichtstag rette du!")

Voller schwellen die Gesänge,
Aus der Kirche, durch die Gänge
Rauscht gewalt'ger Psalmen Flut.
Heller strahlt in Flammen=Wonne,
Wie am ersten Tag, die Sonne,
Und die Welt versinkt in Glut.

Er allein erblaßt, und bläßer
Wie der Schaum auf dem Gewässer
Lehnt er mühsam an der Wand;
Gleitet langsam dann zur Erde,
Und mit zuckender Geberde
Schreibt noch dies die eis'ge Hand:

CHRISTE, CUM SIT HINC EXIRE.
DA PER MATREM ME VENIRE
AD PALMAM VICTORIAE.
QUANDO CORPUS MORIETUR,
FAC, UT ANIMA DONETUR
PARADISI GLORIAE!

(„Christus, winkst du mir zum Sterben
Laß die Palme mich erwerben,
Wie die Mutter sie verhieß!
Wenn die Erdenbande sinken,
Lasse ew'ge Glorien trinken
Mich in deinem Paradies!")

Und des Paradieses Schimmer
Schauend bricht das Aug', das immer
An der Heiligen noch hängt.
Und nun sinket auf die Steine
Hin das todte Haupt, das eine
Märtyr=Glorie umfängt.



Stärker als der Tod

Von

George Sylvester Viereck.

'And love that caught strange fire from Death's own eyes.'
—SWINBURNE.

Personen.

Mildred (40 Jahre alt).
Alfred (zwischen 18 und 20).
Gwendolyn (18 Jahre alt).

(Elegantes Zimmer, nicht ohne Anstrich von Luxus. Nischen in der Wand; Sophas mit seidenen Polstern und Kissen; reiche Vorhänge; ein Piano; Bücher und Werke; eine Standuhr; ein Spiegel; kleiner Eßtisch für ein leichtes Mahl gedeckt. Eine Tür führt direkt in das Vorzimmer, eine andere in ein Nebenzimmer.)

(Mildred, von dunkelm Teint. Von Zeit zu Zeit blitzt es wie ein Sommerleuchten über ihr Gesicht. Selbst in einiger Entfernung würde man glauben können, daß ihr Haar von irgend einer kostbaren Essenz durchduftet sei. In ihren Gliedern und Bewegungen ist eine gewisse Ermattung bemerkbar, wie sie in den ersten Tagen des Septembers über der Natur lagert. Alles in Allem, — sie ist die Frau von vierzig Jahren.)

(Gwendolyn erscheint älter als ihre Jahre. Haar und Gesichtsfarbe sind hell. Der Instinkt des Muttertiers, der bei Mildred fast gänzlich fehlt, ist bei ihr bereits in ausgesprochenem Maaße vorhanden und giebt ihren grauen Augen einen Ausdruck von Wärme.)

(Alfred ist blond. Der träumerische Ausdruck seiner blaugrauen Augen steht in direktem Gegensatz zu der sinnlichen Fülle seiner Lippen. Wenn er spricht, sieht er weit älter aus, als er ist. Seine Bewegungen sind von einer nervösen Hast, welche er gar nicht zu unterdrücken bemüht ist, dabei aber doch auch von einer gewissen mädchenhaften Grazie, welche ihn vor der Ungeschicklichkeit, welche sonst seinen Jahren zu eigen zu sein pflegt, bewahrt. Wenn er in Erregung gerät, steigert sich seine Stimme leicht zu einer noch knabenhafteren Höhe.)

(Mildred tritt an den kleinen gedeckten Tisch. Sie macht sich mit den darauf befindlichen Gegenständen zu schaffen, als wolle sie eine vollkommenere Symmetrie derselben herstellen. Sie ist augenscheinlich in fieberhafter Erregung. Sie zieht ihre

kleine mit Perlen besetzte Uhr und vergleicht sie mit der Standuhr. Darauf geht sie zum Spiegel und fährt mit einem Schwarzstift leicht über ihre Augenbrauen. Dann setzt sie sich ans Piano, schlägt zwei oder drei Akkorde an, denen ein Läufer folgt, welchen sie gewaltsam mit einer schrillen Dissonanz abbricht. Nach einer Pause geht sie festen Schrittes zu einem Schreibtisch, aus dem sie eine geschliffene Glasphiole nimmt, welche sie in eines der auf dem gedeckten Tische stehenden Weingläser ausschüttet. Hierauf geht sie abermals an das Klavier. Die Zeiger der Standuhr weisen auf ein Viertel vor elf. Ein Fußtritt wird draußen hörbar. Ihm folgt ein Klopfen an der Tür. Sie springt auf, wirft schnell eine Serviette über den Tisch und ruft.)

Mildred: Herein!

Gwendolyn: Ich will zu Bette gehn, Tante. Ist hier noch irgend etwas zu tun, wobei du mich wünschest?

Mildred (mit auffallender Zärtlichkeit): Ich danke dir, mein Kind, — nein!

Gwendolyn (sieht ihr mit halbem Staunen ins Gesicht): Was ist dir, Tante?

Mildred (nicht ohne Ungeduld): Mir fehlt nicht das Mindeste, mein Kind!

Mildred: Gute Nacht!

(Gwendolyn geht ab. — Mildred verriegelt die Tür hinter ihr. Nach einer abermaligen Pause hört man aufs neue draußen einen leichten Schritt. Dann hört man, wie ein Schlüssel sich im Schloß dreht. — Alfred tritt ein. Er ist im Abendanzug. Das Licht fällt voll auf ihn. Sein blondes Haar, das helle Licht in seinen Augen und seine jugendliche Gesichtsfabe kontrastieren scharf mit dem Schwarz seines Anzugs. Er wirft den Arm um Mildreds Hals.)

Mildred: Du bist früher, als ich dich erwartete.

Alfred: Ja, — ich bekam es fertig, mich früher zu entfernen. Du kannst dir denken, welchen Genuß mir all das Geschwätz bereitete, während ich wußte, daß du mich erwartest . . .

Mildred: Wer war alles dort?

Alfred: Mädchen, — Gänse! Ein paar von meinen Klassengenossen. Und dann noch zwei Personen von wirklichem Interesse, Marion und Clarence.

(Mildreds Augen blitzen auf.)

Alfred: Weißt du, daß sie sogar hübsch ist, — wirklich hübsch? Sie trug ein Kleid von rahmfarbenen Spitzen und hielt zwei hochrote Rosen in der Hand, deren halbwelke Blumenblätter an ihren schlanken Fingern wie Blutstropfen hingen.

Mildred: So trägt sie sich immer, seit ihrer albernen Affaire mit Albert. . .

Alfred: Und Clarence . . .

Mildred: Keine von deinen zwei „Personen von wirklichem Interesse" ist nach meinem Geschmack. Vor allen Dingen nimm dich vor ihm in Acht. Du siehst ihn zu oft.

Alfred: Was kann mir der Umgang mit ihm schaden? Er hat einen ungewöhnlich scharfen Verstand; er gehört zu den Erlesenen, welche verstehn, — Alles verstehn.

Mildred: Er gehört zu den Gefährlichen, welche es vor allen Dingen verstehn, mit den Seelen Anderer zu spielen. Du mußt vor ihm auf deiner Hut sein.

Alfred: Er ist ein Mensch der gescheuten Worte und der schnellen Sympathien. Denke einmal, nur des Kontrasts halber, meine Kollege-Genossen! Wie sie mich anwidern mit ihren unsaubern Scherzen und Bekenntnissen! Und dazu sind alle ihre Ideen über Leben und Liebe so seltsam abstoßend für meinen Geschmack und mein Gefühl. Sie würden eine Liebe, wie die unsrige für etwas halten, womit man prahlen könnte, wohlverstanden immer unter der schweigenden Voraussetzung ihrer Immoralität. Zur selben Zeit aber erscheint ihnen ihr Verkehr mit den Frauen der Straße als etwas Verzeihliches, ja gewissermaßen Geziemendes.

Mildred: Alles in Allem genommen, ist das nicht ihr Fehler, sondern derjenige der Gesellschaft, welche nun einmal die außereheliche Liebe einer Frau innerhalb ihrer eigenen Klasse zu einem Verbrechen schwersten Grades stempelt. Die durchschnittliche Familienmutter ist aufs Frommste über die Sünde irgend eines Paolo und einer Francesca entrüstet, schließt aber beide Augen zu den häufigen Besuchen ihres Sohnes von Stätten des gemalten Lasters. Und so werden sie schon in ihrer frühen Jugend der Fähigkeit beraubt, den Körper in reiner Weise zu lieben.

Alfred: Sie sind nicht alle in ihren Lehrern so glücklich. Du hast es mich gelehrt, mit andern Augen zu sehn. Wie soll ich dir das je danken?! Zu denken, daß ihrSchicksal auch das meinige hätte sein können!

Mildred (mit seinem Haar spielend): Du hättest nie Einer von ihnen sein können.

Alfred: Was ist dir? Deine Hände zittern ja.

Mildred: Nichts, nichts, — ein flüchtiger Fieberschauer vielleicht. Willst du nicht etwas essen? (Sie hebt die Serviette, welche sie vorhin über den Tisch geworfen, in einer Weise, daß das Weinglas in der einen Ecke nach wie vor bedeckt bleibt.)

Alfred (mit dem Vergnügen eines Kindes den gedeckten Tisch musternd): Gerade was ich liebe! Schwämme und Caviar!

Mildred: Du großes Kind, du, — willst du nicht einen Cocktail?

Alfred: Gewiß will ich einen, — aber du mußt mir zwei Kirschen hineintun. Dann kann ich mir vorstellen, es wären zwei unter scharfen Küssen auflodernde Lippen. (Sie trinken.)

Mildred: Und eine Cigarette?

Alfred: Willst du eine?

Mildred: Heute Abend nicht.

Alfred: Dann rauche ich auch nicht. Du weißt doch, ich mache mir aus dem Rauchen eigentlich nichts. Ich tue es dann und wann, weil man es mit einer gewissen Grazie tun kann, und weil du es gerne hast.

Mildred: Ja, es hat einen eigenen Reiz für mich, zu sehn, wie du die Cigarette zwischen deinen quellenden Knabenlippen hältst. Es ist dann nicht leicht zu sagen, was mit röterer Flamme brennt, ihr Feuer oder dein Mund . . .

Alfred: Und auch ich liebe es, dich rauchen zu sehn. Du bist die einzige Frau, der es wohlansteht. Es giebt dir etwas dämonisches. Kleine Flammenzacken scheinen um deine Lippen zu zucken. Man weiß nicht, ist es der Widerschein deiner Cigarette, oder deine Seele selbst, was dann dort tanzt . . .

Mildred (lächelnd): Noch einen Cocktail.

Alfred: Nein, ich danke dir. Einer ist genug, um mein Blut in rythmischem Takt durch mein Gehirn tanzen zu machen, wenn . . .

Mildred: Dann vielleicht etwas Wein? (Sie hebt eine geschliffene Carafe mit rotem Wein empor, die aber ihrer zitternden Hand fast entfällt.)

Alfred: Was ist mit dir? Du bist heute Abend so sonderbar, — so ganz ungewöhnlich.

Mildred: Eine vorübergehende Schwäche. (Sie entfernt die Serviette auch von dem Glase, welches noch davon bedeckt war, und gießt beide Gläser voll.)

Alfred (das seinige auf einen Zug leerend): Auf dein Wohl!

Mildred: Auf das deinige! (Sie zaudert ein wenig.) Und auf die Zukunft! (Sie kostet den Inhalt ihres Glases sorgfältig, dann trinkt sie es zur Neige aus.) Weißt du wohl, Alfred, daß wir Beide uns eigentlich nie hätten treffen sollen? Wie viel besser wäre das für dich gewesen . . . und für mich . . .

Alfred: Besser? Wie kannst du nur etwas Derartiges sagen? Brachtest du nicht ein neues, strahlendes Licht in mein Leben, als diese große Sonne deiner Liebe in demselben aufging? Fürwahr, wie wenig habe ich für dich sein können, schön und umschwärmt, wie du es bist? Ich hatte dir nichts zu bieten, nichts, außer meine Liebe.

Mildred: Ja, — aber höre mich an. Ich bin deine erste große Liebe, — du meine letzte. Eine erste Liebe ist etwas Ewiges und ewig Schönes. Sie trägt ein Purpurgewand und einen Kranz von Rosen; sie bleibt für den ganzen Rest des Lebens ein Kleinod der Erinnerung. Aber der Süßigkeit der Küsse einer letzten Leidenschaft, ist stets die Bitterkeit des Bewußtseins beigemischt, daß das Ende vor der Türe. Die Farbe ihres Gewandes ist fast schmerzlich für das Auge in ihrem Glanz, — denn ihr Purpur ist der Scharlach des Fiebers und das Rot des Herzbluts seines

Trägers zugleich. Und auch einen Kranz trägt diese Liebe, — ein ganzes Diadem von Dornen. Es ist das Traurigste von Allem, was es von Liebe giebt, denn sie hat keine Illusionen mehr. Sie weiß nur. Und so weiß auch ich, daß du mich verlassen wirst, denn ich bin nicht jung.

Alfred: Du warst meine erste und einzige Liebe, und wirst es immer sein.

Mildred: Kind, das du bist! Es ist deine Jugend, ist das Ewig Männliche in dir, daß dich von mir forttreiben wird. Und wenn nicht die Beiden, so wird der Künstler kommen, welcher aus den Herzen Derer, die ihn lieben, eine Leyer für ihn macht, um darauf zu spielen, — seien es nun volle und große Harmonien, oder nur lyrisches Getändel und Vers de Société. Und wenn er dann dem Instrument Alles entlockt, was dasselbe an Klang nur herzugeben vermocht, dann bricht er es entzwei und wirft es fort Und dennoch, wie glücklich bin ich, dir eine Stimme gegeben zu haben! Man sagt, die Liebe der reiferen Frau sei dem Jüngling gefährlich. Das ist eine Lüge. Ich weiß, daß für den Jüngling die Gesellschaft blasierter und sophistischer Männer, die ihn mit ihrem Cynismus vergiften und mit ihrem Witz blenden, ungleich verhängnißvoller ist. Ich weiß es, daß mein Einfluß auf dich ein guter gewesen ist!

Alfred: Du gabst mir Alles!

Mildred: Und doch habe ich einen Mißgriff gemacht. Ich hätte mit dir koquettieren sollen, spielen mit dir, wie Königinnen mit ihren Pagen gespielt haben. Aber ich hätte dich nicht lieben, nicht so lieben sollen; hätte nicht so in die Tiefe gehen sollen. Ich liebe dich viel zu sehr, um deiner Liebe je zu gestatten, in Freundschaft dahin zu sterben. Andre mögen das tun, ich kann es nicht. Ich kann den Gedanken, dich zu verlieren, nicht ertragen. Deine Glieder haben für mich den Duft junger Grashalme. Wenn dein Knabenkopf an meinem Busen ruht, weiß ich, daß mein Bild dich ganz und gar umfängt und erfüllt, — daß du nicht alt genug bist. um in meinen Armen an die Künste irgend einer Buhlerin zu denken. Und schließlich weiß ich, daß unsere Liebe eine mächtige Bedeutung für dein Leben und für deine Kunst gewesen, nicht eine bloße „Liaison", die ohne weitere Spuren vorüber weht. Aber vorüber wehen muß sie. Das ist nun einmal gewiß, und dann wird eine einzige große Einsamkeit mein Leben aufzehren.

Alfred (fast bis zu Tränen ergriffen): Aber ich werde dich nicht verlassen, dich, meine Königin! Du weißt es, wie du meine Anbetungen hinzunehmen hast, weißt, wie du dich als Königin zu halten hast, wie du Alles verstehst und weißt, was in mir gährt, sich in mir emporsehnt und emporquillt, — Alles, was nach geistiger Geburt schreit. Du erschlossest für mich die weltverborgenen krystallenen Feenschlösser der Liebe; du wiesest mir die geheimen Gärten, in denen Liebesgetändel und Schönheit unter Bäumen wandeln, wo violette Blüten Früchte von smaragdener Saftigkeit tragen. Du gabst mir von deinem Wissen. Du regtest mich zu schöpferischem Werk an.

Jeder Vers meiner Dichtung ist ein Widerschein deiner Schönheit; jedes Gedicht eine Nacht in deinen Armen. Denn noch ist die Wölbung deines Busens weich und fest zugleich, wie eine vollendete Marmorblume, und die Berührung deiner Hand leichter wie das Schlagen eines Engelfittigs. Du hast meinem Leben seine Bedeutung, seinen Inhalt gegeben, die ich in goldene Worte ausgeprägt habe.

Mildred: Es werden nach mir Andere kommen, Männer und Frauen, — und die werden ebenfalls ihren Einfluß auf dich gewinnen. Ich aber werde leben, um es zu erleben, wie du weniger freudig zu mir kommen wirst, als früher, bald mit dieser Entschuldigung, bald mit jener. (Sie schaudert zusammen.) Wäre es da nicht wirklich besser, gleich ein Ende zu machen . . .

Alfred: Wie kannst du nur so sprechen?! Warum sich den Kopf und das Herz zugleich über Dinge zerbrechen, die in so weiter Ferne auf den Knieen der Götter, von grauem Nebel umflutet, liegen, und die wahrscheinlich nie und nimmer zur Wirklichkeit werden. Warum marterst du unsere Seelen, wie sie es in mittelalterlichen Klosterhöhlen getan, in denen sie die Seelen der Schüler mit den Schrecken von Strafen für solche Sünden geißelten, welche sie vielleicht eines Tages begehen möchten?!

Mildred (in plötzlicher Entschlossenheit): Diese alten Mönche waren weise. Ich habe einmal einen Mann gekannt, welcher seine Frau tötete. Es war kein Grund für seine Tat zu entdecken. Ich suchte ihn im Gefängnis auf, um mit ihm zu sprechen. „War sie Ihnen untreu?" fragte ich. „Nein", antwortete er, „aber sie hätte es werden können!" Und als er dann selbst zur Richtstatt geführt wurde, begegnete er dem Tode mit einem Lächeln auf den Lippen, denn er wußte, daß kein Anderer die besessen habe, noch je besitzen würde, welche er so abgöttisch geliebt hatte! (Sie spricht mit einer seltsamen Exaltation, die ihn nahezu in Schrecken versetzt.)

Alfred (indem er sie zu beruhigen versucht): Aber du Schönste, du Herrlichste auf der ganzen Welt! Weißt du es denn nicht, daß meine Liebe nicht vergehen kann?

Mildred: Selbst wenn Falten diese Stirn bedecken werden; wenn dieser Busen nicht länger mehr wie blühender Marmor sein wird, sondern gleich zwei welken Blumen; wenn mein Leib einen leichten Hauch ausströmen wird, wie den Hauch des Verfalls, und Niemand denselben spüren wird, als du allein . . .

Alfred: Wie seltsam du da heute sprichst! Und selbst wenn so, — dann werde ich die Falten von deiner Stirne wegküssen; dann werde ich deinen Atem in mich saugen, bis er süß wie Wein sein wird und berauschend wie er. Und wenn alles das dir deine Jugend nicht zurückzugeben vermag, dann werde ich alt werden an deiner Seite!

Mildred (mit befremdender Betonung): Und wenn der Tod käme, um uns zu trennen?

Alfred: Dann würde ich dein Totenhaar küssen und die Rosenblätter

meines Sanges auf deine bleichen Augenlieder streuen. Eine Liebe, wie die meinige, ist stärker als der Tod . . .

Mildred: Bist du deiner so sicher?

Alfred: Ich würde dir meine Seele selbst darauf verpfänden!

Mildred: Es ist gut so!

Alfred: Was ist gut so?

Mildred (mit klarer und zugleich leidenschaftlich bewegter Stimme): Das Schicksal will es, daß du schneller auf die Probe gestellt werden wirst, als du es dir träumen läßt . . .

Alfred (erschreckt): Wie ist das möglich? Ich verstehe dich nicht. Und doch ist etwas Schreckliches in deinen Augen.

Mildred: Kind, du, sieh mich an! Wie wirst du es ertragen? (Auf den Wein zeigend.) Der Wein . . . .

(Alfred springt auf und starrt ihr wild in die Augen.)

Mildred: Der Wein, den wir getrunken, war vergiftet!

Alfred (schwankt und hält sich an einen Stuhl, um nicht zu fallen): Wie? Was? Warum hast du das getan? (Er faßt sich an die Stirne.) Ich bin schon schwindlig . . . Ich dachte gleich, daß der Wein einen bitteren Geschmack habe, . . . ist denn da keine Hilfe?

Mildred mit Haltung und Ton einer Königin): Es ist zu spät!

Alfred (dessen dramatischer Instinkt zu erwachen beginnt): Muß es denn sein, und giebt es keine Rettung, Geliebteste du, keine? So will ich den Tod lieber von deiner Hand empfangen, als von irgend einer andern Schicksalsmacht! Ich fühle es, ein Zittern rinnt durch alle meine Glieder. Ich höre es, wie das Rauschen fremdartiger Fittige. Alle deine Geschenke sind große und gute Geschenke, — selbst das Geschenk des Todes. (Das eigentümliche Licht in Mildreds Augen wird immer intensiver. In ihrem Gesicht wechseln aufflammende Röte und tötliche Blässe. Sie legt ihre Hand auf seinen Kopf und läßt ihre schlanken Finger durch sein Haar gleiten.)

Alfred: Hörst du es? Selbst das Geschenk des Todes?!

Mildred (mit bebender Stimme): Und weißt du, was der Tod ist, Kind? In diesem goldnen Haar, das ich da noch eben so zärtlich liebkose, wird etwas Nasses, etwas Schleimiges hin und her kriechen, — der Wurm des Grabes. Diese Kinderaugen, jetzt voller Tränen, werden aus ihren Höhlen herausquellen. Von deinen schlanken Lenden wird das Fleisch herunter fallen. Und in dieses Gehirn, das jetzt so voll von Worten, wie von Juwelen ist, wird der Staub der Erde eindringen mit allerlei Schreckrissen, die in der Finsternis lauern. Du wirst in einem Lande sein, das weder Liebe kennt, noch Lied, noch Erinnerung. Du wirst ein Ding des Entsetzens sein, eine Masse von Fäulnis. Das, (ein Schauder fährt durch ihren Körper) das ist der Tod!

(Alfred ist aschenfahl geworden. Es zuckt auch durch seinen Körper wie ein konvulsivisches Fieber. Sein Kopf, den sie mit Küssen bedeckt, sinkt in ihren Schoß.)

Alfred (mit aufschluchzender Stimme): Wenn ich jetzt wirklich sterbe, dann sollst du eine Lilie auf mein Grab legen, nachdem du vorher im Geheimen drei Rosen in meinen Sarg getan . . . Du mußt alle meine Bücher und Manuskripte an dich nehmen . . . o Mildred, Mildred, es ist fürchterlich, so jung sterben zu müssen . . . vollends, wo noch so viel ungesagt, ungeschaffen geblieben! Welch ein Künstler geht in mir dahin . . . Ja, das ist es, was du mir auf das Grab schreiben sollst: „Qualis Artifex Pereo!" Und doch des Einen kann ich mich noch im Sterben getrost rühmen: mein Leben ist ein harmonisches Ganzes gewesen. Wäre ich älter geworden, würden nur zu leicht Mißtöne und Disharmonien sich eingeschlichen haben. Soweit ist es nichts als ein Gedicht gewesen, war es ein Hingleiten auf silberner Gondel über rosig angehauchte Fluten, Musik in jedem Ruderschlag. Und doch ballen sich nun plötzlich über ihm Sturmwolken zusammen . . . zuckt der Blitz über das Firmament, wie der Lichtschein auf dem Antlitz eines Gottes. Aber selbst durch das Donnergeroll noch tönt die Melodie weiter. Die empörten Wogen peitschen die silberne Gondel voran in den Mälstrom, — doch noch aus der brandenden Vernichtung heraus schwingt sich eine sanfte Musik empor, ein Gesang an dich. Und das ist der Tod, — der Tod, den du mir geschenkt. Und warum solltest du ihn mir nicht schenken, du, die du mir ja auch das Leben gabest!

(Eine tötliche Blässe hat sich über Mildreds Züge gelagert. Das Licht, welches bis dahin in ihren Augen geflackert, erlischt allmählig. Ihre Hände greifen in krampfhaftem Zucken nach den seinigen.)

Alfred: Wie blaß du bist! . . . Mildred, . . . Ist es möglich . . . auch du? Oh welch große Freude steigt in meinem Herzen auf!

Mildred: Komme her, Alfred. Komm nah zu mir, näher, ganz nah. Ich habe dir eine Lüge gesagt . . . Glaubst du wirklich, daß ich dein Leben hätte opfern können? Aber ich sehe nun doch, daß ich mit meiner Lüge das Richtige getan. Denn nun erst erkenne ich die ganze Größe deiner Liebe, und das versüßt mir den Gedanken des Todes.

Alfred: Was hast du getan? Um der Barmherzigkeit des Himmels willen, was hast du getan?

Mildred (mit erlöschender Stimme): Ich bin es allein, die das Gift getrunken!

Alfred: Christus! Was soll ich, was kann ich tun? Ist Niemand im Hause? Kann kein Gegengift herbeigeschafft werden?

Mildred (mit einer letzten Anstrengung nach der Uhr blickend): Laß es gehn. Das Gift hat seine Wirkung getan. Dort, nimm den Fußschemel und setze dich hier zu meinen Füßen. So, so! Nun fühle ich mich vollkommen zufrieden, nun bin ich vollkommen glücklich. Der Tod kommt mir nicht wie einer Blume, die mit jedem fallenden Blumenblatt von neuem stirbt, er kommt mir mit einem Schlage. In den Tagen der Rosen kommt er mir, um mir seinen herbstlichen Schlummerkelch zu reichen. Siehst du wohl, Alfred, ich soll

dir für immer eine schöne Erinnerung bleiben, — vielleicht die schönste von allen?! Ich werde fortleben in deinem Liede und in deinem Herzen. Und auch mein erlöschendes Auge wird dieses Bild, wie du da zu meinen Füßen sitzest, mit hinübernehmen. Und auch das wird mir bleiben, wenn es wirklich ein Jenseits giebt. Du lieber Mensch, du, ich habe es dich ja eigentlich nie ganz wissen lassen, wie sehr ich dich geliebt, wie mein Tag und meine Nacht nichts waren als du. Vielleicht könnte man es eine Verkehrtheit nennen; aber sind es nicht die seltsamsten Gärten der Liebe, in denen die köstlichsten Blumen blühen? Ich bin mir aufs Vollkommenste bewußt, was ich getan habe. Ich weiß, daß der Tod mir in diesem Augenblick dicht zur Seite steht, daß er mit seinen Fingern nach meinem Herzen krallt. Es schlägt noch wie eine leise flackernde Flamme, aber auch immer noch mit einer unermeßlichen Liebe. Schon steigt der Tod zu meiner Brust hinauf, aber meine Lippen leben noch. Zittre nicht, mein Liebling . . . küsse mich, küsse mich! Oh, wie meine Lippen nach dir dürsten!

(Alfred bedeckt ihr Gesicht mit Küssen. Sie schlingt ihre Arme um ihn. Plötzlich fallen dieselben nieder. Ein weißer Schaum steigt auf ihre Lippen, und ein grimmiger Krampf macht ihren Körper hin und her schüttern. Dann tiefe Stille.)

(Alfred verharrt für ein paar Momente, als wäre er zu Stein gewandelt, unfähig, zu verstehn, was eigentlich vor sich gegangen. Dann berührt er mit seinen Händen ihr Gesicht, und der Schaum bleibt an seinen Fingern haften. Plötzlich bricht er in ein krampfhaftes Schluchzen aus.)

(In diesem Augenblick wird ein Pochen an der inneren Türe gehört. Er springt auf und öffnet. Gwendolyn steht vor ihm. Sie ist im Nachtgewand. Das Haar fällt ihr über die Schultern.)

Gwendolyn: Barmherziger Gott, was ist hier geschehen? Sie hier, Alfred? Und die Tante, — was ist mit ihr?

Alfred: Tot, tot, tot! Sie ist tot! (Vor Schmerz fast schreiend.) Vergiftet! Sie hat sich selbst vergiftet!

Gwendolyn (erblickt Mildred): Gerechter Gott, wie ist das möglich? Vor einer Stunde noch sah ich sie, sprach ich mit ihr! (Sie faßt den Körper und schüttelt ihn.) Tante, Tante! Ich muß fort, muß einen Arzt rufen!

Alfred: Bleiben Sie Gwendolyn. Sie müssen nicht gehn. Verstehn Sie nicht, daß Sie nicht gehn müssen? Sie hat sich selbst vergiftet.

Gwendolyn: Und Sie? Warum sind Sie hier? Wie können Sie wissen . . .?

Alfred (mit ganz besonderer Betonung): Gwendolyn!

Gwendolyn: Kann das sein?

Alfred: Sie müssen nicht schlecht von ihr denken: O sie liebte mich — und es war diese Liebe, die ihr den Tod gebracht.

Gwendolyn: Aber wie konnte das nur geschehn?

Alfred: Kommen Sie, ich werde es Ihnen erzählen. Sie war gut und voller Liebe. Und wie ich sie geliebt habe! Sie dürfen kein Wort der Verurteilung gegen sie erheben. Hören Sie.

(Gwendolyn sinkt auf ein Sopha in der fernsten Ecke des Zimmers. Alfred folgt ihr und setzt sich neben sie.)

Alfred: Sie stieg wie eine lichte Fee zu den trüben Gewässern meiner Jugend hernieder. Sie legte ihre Finger auf meine Wunden. Sie verstand, was ich sagte, und verstand, was ich ungesagt ließ. Sie verstand Alles, und war selbst Alles für mich. Sie erfüllte mein Leben und sie erfüllte mein Lied. Sie war so rein, so schön, so klug, — ich konnte mein verborgenstes Denken vor ihr bloslegen. Ihr Lächeln verzieh Alles. Und dann kam die Liebe. Wie eine einzige große Flamme kam sie zwischen uns Beide und verklärte unser Leben zu unsterblichem Blühen. Ich hatte keine Ahnung von Dem. was hier kommen sollte. Wie ein glückliches Kind kam ich her, — und sie hat unsern Traum getötet, damit er niemals sterben solle. Und nun, nun liegt sie kalt und tot, — tot!

Gwendolyn (sein Haar streichelnd): Wie sehr Sie sie geliebt haben!

Alfred: Geliebt? Sie war so schön, wie eine ganze Legende von längst gestorbenen Lieben. Sie war wie die Sonne über der Wüstenei meines Lebens. Und sie war schön, die Vollendung aller Schönheit, und ich liebte sie mit einer Liebe, der Vollendung aller Liebe. Ich brannte meine Seele auf ihre Lippen —

(Seine Hand, welche sich um Gwendolyns Hals gelegt, als suche er einen Halt, gleitet herab und bleibt auf ihrer Brust liegen.)

Gwendolyn (am ganzen Leibe zitternd): Alfred!

Alfred: Oh!

(Beide springen auf und wagen nicht, einander anzusehen.)

(In diesem Augenblick wird ein leichter Laut vernehmbar. Es ist der Kopf der toten Frau, welcher, seitwärts gleitend, gegen die Stuhllehne stößt.)



Aus Gasse und Gosse.

Von Flamingo.

1. Schöne Frau.

Raffe die Kleider ängstlich zusammen
Und beschleunige deinen Schritt!
Wenn du auch nur ein wenig ausholst,
Komm' ich humpelnder Köter nicht mit.
Fliehst meine Nähe? Ich will es glauben.
Fuselgeruch — da wird dir flau,
Und meine Lumpen, die machen dir Krämpfe,
Schöne Frau.

„Schande", denkst du, daß solches Gesindel
Auf die Straße sich wagen darf.
Einsperren sollten sie alle Verkomm'nen
Und sie bewachen streng und scharf.
Sollten sie zeitweilig hungern lassen.
Gut wäre manchmal ein derbes Tau."
— O ich kenne deine Gefühle,
Schöne Frau.

Zwischen dem Tramp und der vornehmen Dame
Nimmer ein Band sich knüpfen läßt.
Katzen erwecken ihr zärtliches Rühren,
Bettelvolk ist ihr ein Greu'l, wie die Pest.
Ja, wir sind in getrennten Welten;
Die verbindet kein Brückenbau.
Ich in der Wüste, du in den Gärten,
Schöne Frau.

Aber einmal kommt doch die Stunde,
Wo ein gemeinsames Band sich zieht.
Zwischen dem Tramp und der vornehmen Dame
Gibt es dann keinen Unterschied.
Meinen durchfeuchten Körper zernagen
Die gefräßigen Würmer genau
So vergnügt wie dein Fleisch, das zarte,
Schöne Frau.

2. Die Samariterin.

Verdammte Hundekälte! In die Därme
Frißt sie mit hartem, spitzen Zahn sich ein.
Die letzte Glut, der letzte Funken Wärme
Scheint aus der schnöden Welt entfloh'n zu sein.
Die ganze Nacht bin ich herumgestrichen,
Hab' obdachlos den Tag herbeigeschrien,
Und jetzt, wo vor dem Licht die Schatten wichen,
Seh' ich das gleiche Elend mit mir ziehn.

Hätt' ich nur einen Schnaps! Die Wirtshaustüren,
Geöffnet sind sie jetzt. Was hilft mir das?
Mein Winseln — keinen Mann der Bar wird's rühren,
Zu reichen mir ein wohlgefülltes Glas.
Ich kenn' die Schufte, weiß, wie sie uns hassen,
Wie weh die Tritte mit dem Absatz tun.
Schau dort! ein Weibsbild! eben hat's verlassen
Mit voller Whiskyflasche den Saloon.

Ein wüstes Weib; in graugestreiften Strähnen
Fällt ihr das Haar ins schmutzige Genick.
'ne alte Dirne mit verfaulten Zähnen,
Geschwoll'nen Augen und dem Säuferblick.
Das Fläschchen da, das muß ich ihr entreißen!
Wenn ich nur nicht so elend wär' und matt!
Jetzt ist sie bei mir, ihre Augen gleißen:
„Du siehst erbärmlich aus, da, sauf dich satt!"

Sie hält die Flasche grinsend mir entgegen.
Ich setzte an. Welch wundervoller Schluck!
Ich fühle tolle Kraft in mir sich regen.
Ich fühle mich befreit von allem Druck.
Mein ganzes Leid erscheint mir wie ein Bettel.
Noch einen Schluck! nun nimm sie wieder hin
Die Zauberflasche, du versoffne Vettel,
Du altes Schwein, du Samariterin!

---

3. Stille Nacht.

Weihnachts-Abend — gemächlich zu gaffen,
Bummelte ich auf die Statestreet hinaus.
Aber gar bald, von den feinen Laffen
Angeekelt, schlich ich nach Haus.

Finster ist's hier, in der öden Klause,
Und es fröstelt mich einsamen Mann.
— — Draußen, daheim im Elternhause
Zünden sie jetzt die Lichter an.

Spart ich nicht ein paar Nickel für heute?
Dafür muß schleunigst Whisky her.
— — Ob sie noch leben, die alten Leute?
Jahre lang hört' ich von ihnen nichts mehr.

So, jetzt kann ich am Tranke mich laben,
Der alle Wunden des Herzens heilt.
— — Draußen — daheim — die Weihnachtsgaben
Werden dort jetzt voller Jubel verteilt.

Draußen — daheim — was stoß' ich die Worte
Mir in das Herz wie mit grausamem Dolch?
Draußen verschloß sich mir längst schon die Pforte,
Draußen vergaß man den unnützen Strolch.

Würd' nach der Heimat die Schritte ich lenken,
Niemand nähme dort gastlich mich auf.
Weg damit! laßt sie an dummen Geschenken
Heut sich ergötzen — ich pfeife drauf.

Pfeife und trinke und gröhle. Doch enden
Will die verdammte Rührung nicht.
Draußen — daheim — in bebenden Händen
Berge ich stöhnend das heiße Gesicht.



Gedichte von Edna Fern.

St. Louis, Mo.

1. Wache Nacht.

Und schlummerlos verging die stille Nacht.
Was hatte mich um meinen Schlaf gebracht?
Wars scharfgeschliffner Worte rasches Spiel?
Wars ein Gedanke, der mich überfiel?
Was hatte mich um meinen Schlaf gebracht,
Daß schlummerlos ich lag die ganze Nacht? —

Wars altes Leid? Und war es neue Lust?
Wars neues Leid, mir selber unbewußt,
Das im Entschlummern jäh mich überkam
Und heiß die Seele mir gefangen nahm?
Was ists, das mich um meinen Schlaf gebracht,
Daß schlummerlos ich lag die ganze Nacht? —

Der Glockenklang, der dumpf die Stunden schlägt,
Hat wie mit Grauen mir das Herz erregt.
Und gellend schrie das Ticken meiner Uhr,
Als sei es wirrem Leben auf der Spur.
Und hatte das mich um den Schlaf gebracht,
Daß schlummerlos ich lag die ganze Nacht? —

Der junge Tag erhebt sich allgemach;
Und doch, gleich mir, sind Mond und Sterne wach.
Wie eine Silberfähre zieht der Mond,
Und strahlend über ihm im Aether tront
Der Morgenstern in niegeschauter Pracht.
Da wich von mir die schlummerlose Nacht.

Die dunkle Welt versank; das alte Leid.
Die neue Lust schlief ein, so ruhbereit.
Errötend reckt sich auf der frische Tag,
Der rein die Welt und kühl nur schauen mag.
Was schlummerlos mich ließ die wache Nacht,
Hat nun mir lind die Augen zugemacht. —

2. Die Schattenlose.

Mein Ich warf seinen Schatten auf den Weg —
Verzerrt, verbogen in dem blauen Licht,
Und schwankend wie im Hirne die Gedanken.
Jetzt huscht es an der Mauer dort entlang
Und schleicht mir nach — ein mittägig Gespenst.
Ich wende mich — da jagt es vor mir her
Und dehnt sich, wächst, als wollt' es mir davon.
Kein Mensch ringsum. Nur ich auf sonnigem Weg.
Ich halte an. An jenem Steine hebt's
Den Kopf, und wartet; wartet auf mein Wort?

„Du fratzig Ding — werf' so ich meinen Schatten,
So häßlich falsch, verlogen hinter mich? —
Geh, pack' dich fort — wär lieber schattenlos!" —

Es duckt und windet sich, als ob es lache.
Horch — äfft mich's? Wer flüstert: Schattenlos?
Sind sie nicht alle, alle schattenlos? —

„Das sind die Menschen, die das Helle lieben,
Das sind die Seelen, die im Dunkeln bangen,
Und denen doch von allem nur geblieben
Im tiefsten Herzen lauernd das Verlangen.
Sie lauschen in dem flüchtigen Spiel des Lebens
Dem Glockenklang der schweren Ewigkeiten —
Und lauschen immer, immer nur vergebens.
Sie sehen licht das Glück vorübergleiten,
Und ringen sich die Hände wund in Sehnen.
Die Liebe hält sie an zu süßem Rasten,
Und da sie sich im seligen Bann noch wähnen,
Lockt sie ein Schemen schon zum Weiterhasten.
Ein Gott, wer einzig nur in Sonne wandelt! —
Das Erdgebannte, hinter sich gesehen,
Das haben sie um ihren Traum verhandelt:
Mein Schatten reckt sich aus, und blaßt, und schwindet.
Sie müssen fürder ohne Schatten gehen." —
Die Helle sinkt, ein grauer, dunstiger Flor. —
Und schattenlos geh ich des Wegs dahin.



Geistreich.

Eine Humoreske von Alfred Ira.

Ich befand mich an einem kleinen aber äußerst reizenden Landsee im Norden unsers Staates. Dort suchte ich auf Rat meines Arztes in frischer und würziger Wald- und Wasserluft Genesung für Leib und Geist. Hier war ich zunächst nur darauf bedacht, mich gesund zu pflegen. Selbst meine allerkühnsten Gedanken verstiegen sich nicht bis zum Dichten. Ich war herzlich froh, daß mich der „Geist" nicht plagte und seufzte gar oft: „Wenn jetzt nur keiner kommt, den du unterhalten mußt!" Denn ich war so arm an Gedanken, daß ich mich vor einer Unterhaltung fürchtete. Nur nicht denken müssen, nur nicht den Kopf anstrengen!

Ich aß und trank, angelte, ging spazieren, hörte den Vögeln zu, ruderte, pflückte Blumen und Beeren, freute mich an Gottes herrlicher Schöpfung, wurde tags todmüde und schlief nachts wie ein Murmeltier. Bücher und solchen Kram hatte ich nicht bei mir, empfand dies auch keineswegs als einen Mangel, da ich Bücher und alle Gelehrsamkeit herzlich satt hatte und vorerst nur leben wollte. Hier war ich Mensch, hier durfte ich es sein.

Aber des Lebens ungetrübte Freude wird keinem Sterblichen zuteil. Eines herrlichen Tages führte ein Knabe, der meinen Aufenthalt kannte, einen Fremden zu mir, der sich mir als ein gewisser Herr H. vorstellte und mich in überschwenglicher Weise begrüßte. Er hatte meine „Sachen" gelesen und sich ganz köstlich an meinem „Geistreichtum" erbaut, wie er mir versicherte. Auf seiner Reise nach einem Sommeraufenthalt im Norden sei er durch meine Ortschaft gekommen, habe dort zu seinem großen Bedauern gehört, daß ich nicht zu Hause sei, und alsbald meinen Aufenthaltsort ausgekundschaftet. Nun sei er hier und freue sich wie ein König, meine Bekanntschaft machen zu dürfen, und so weiter.

Darauf gab er dem Knaben fünf Cents für seine Führerdienste und schickte ihn fort. Ich hätte ihm gern das Zwanzigfache gegeben, wenn er meinen Gast wieder mitgenommen hätte.

Dieser blieb nun, überschüttete mich mit vielen Fragen, ließ mir aber glücklicherweise keine Zeit zur Antwort, sondern belehrte mich sofort über seine Tätigkeit. Das Unglück wollte, daß er auch schriftstellerte.

Ich konnte nur dies Eine denken und dachte es immer wieder: „Du lieber Gott, wie kannst du mir nur diesen Menschen auf den Hals schicken!" In der Regel bin ich gegen meine Gäste sehr höflich und weiß mein Schriftstellerdecorum zu wahren. Nun ließ dieser Mensch durchblicken, daß er mich für einen berühmten Mann hielt, der einen andern berühmten Mann zum Gaste hatte, und nötigte mir damit noch höhere und verbindlichere Gastgeber-

pflichten als gewöhnlichen Sterblichen auf. Und ich war in dieser Einöde durchaus nicht auf berühmte Leute eingerichtet. Dazu kam noch, wie sich bald herausstellte, daß er gereimte Weisheit schrieb, während ich nur in Prosa machte, da ich seit meinem neunzehnten Jahre den Pegasus nicht mehr bestiegen habe. Er stand also so viel über mir wie der Goldschmied über dem Klempner.

Als wir der Hütte zuschritten — Dichter gehen nie, sie schreiten nur! — goß er abermals einen Kübel voll Komplimenten über mein armes Haupt aus. Ich dachte nur: „Wie lange er wohl bleiben wird!"

Meine Hütte fand er gleich ganz ideal, reizend, meine Auffassung über Architektur originell; daß weder Lot noch Winkelmaß dabei mitgewirkt hatten, nannte er höchst intelligent, und den Umstand, daß sie von Bäumen und Wasser umgeben war, stempelte er als poetisch unvergleichlich. Ich hätte ja mit sieben Kaffsäcken geschlagen sein müssen, wenn ich nicht sofort gemerkt hätte, daß er sich für geistreich hielt und dies auch zeigen wollte.

Und gerade geistreiche Leute sind die allerlangweiligsten. Um so mehr, wenn sie Schriftsteller sind. Man soll bewundern und bewundern, bis man so dumm wie ein „Bund Stroh" ist, bis die geistigen Fakultäten sämtlich versagen und man nur noch wie ein Blödsinniger lächeln und nicken kann.

Er unterhielt mich in seiner geistreichen Weise über sich selber und über seine Schriften, die ich leider noch nicht gelesen hatte. Da zog er ein Buch aus der Tasche und las mir die geistreichsten Stellen daraus vor. Als er merkte, daß ich geistig nicht mehr mitkonnte, hatte er ein gütiges Einsehen, legte das Buch auf den Tisch und meinte, ich könne es ja später lesen. Es war ein Band Gedichte aus seiner Feder. Ich nahm es in die Hand, legte es ehrfürchtig wieder hin und machte fortan einen ehrfürchtigen Bogen um das Buch, wenn ich daran vorbei gehen mußte.

Etliche Proben seines Geistreichtums kann ich mir nicht gut versagen. Die Menschen waren entweder stark wie Herkules oder schwach wie ein Seufzer; sie waren beredt wie Cicero oder weise wie Sokrates oder schön wie Venus oder groß wie ein Titane oder mystisch wie Odysseus in der Unterwelt. In diesen Goetheschen oder Schillerschen oder Heinrich Heineschen Vergleichen bewegte er sich mit einer Leichtigkeit, als hätte er Seraphsschwingen an der gelenkigen Zunge. Wo es ihm behagte, da schwebte er gleich im Elysium. Fort und fort übte er sich in den halsbrecherischsten Metaphern und des Lebens Mai blühte nur einmal, die Wolken hüllten sich in Nebelschleiern, die Nacht breitete ihren schwarzen Trauermantel über die Geschehnisse der Natur, die Trauerweiden flüsterten wie in einem ängstlichen Traume und die ungeweinten Tränen glitzerten wie Tautropfen an den blassen Wangen.

Während er diese abgegriffenen Akkorde alter poetischer Harfenkünstler zum soundsovielten Male wieder abzupfte, dachte ich mit Kummer an den Abendimbiß. An Fischen war kein Mangel, aber im Behälter rastete nur noch ein trockner Brotrest, der für mich alleine bis morgen früh gereicht hätte,

nun aber aller Wahrscheinlichkeit nach heute abend schon ganz und gar draufgehen würde. Auf morgen hatte ich mir einen Laib Brot bei einer Hausfrau auf der Station bestellt; aus Erfahrung wußte ich, daß dort heute nichts zu holen war. Zwar wies meine Küche noch etliche rohe Kartoffeln auf, aber diese mußten unbedingt bis zum nächsten Mittag aufbewahrt werden. Im Kad war noch etwas Mehl, und Backsoda hatte mir meine Frau vorsichtshalber mitgegeben. Wie, wenn man den Brotrest bis morgen früh aufsparte und heute abend Pfannkuchen mit gebratenen Fischen servierte? Es bildete allerdings nur ein äußerst prosaisches Gericht für einen, der stets in Nektar und Ambrosia schwelgt, aber ich hatte nichts besseres.

Während er nun seinen Leibpoeten Heinrich Heine pries, rührte ich Mehl und Wasser zusammen, tat einen Teelöffel voll Backsoda daran, machte Feuer, setzte die Bratpfanne auf den Ofen, legte Schmalz hinein und schickte mich an, den ersten Pfannkuchen erstehen zu lassen. Er wurde zäh wie Sohlenleder. Ich mußte ihn vor die Tür schütten. Der Poet sah es, fand es ungemein originell und höchst amüsant. Er sollte hier also ein poetisches Gericht, höchst poetisch von einem Poeten höchst eigenhändig zubereitet, genießen, und dieser Gedanke versetzte ihm poetische Krämpfe.

Ich rieb mir den Kopf und dachte: „Wie kommt das? Deine Frau hat doch immer Glück mit den Pfannkuchen und du hast doch alles nach ihrem Rezepte angerührt." Ich legte den zweiten Kuchen in die Pfanne, die mittlerweile recht heiß geworden war, und fand, daß sich zu der sohlledernen Zähigkeit nun auch noch die pechrabenschwarze Kohlschwärze gesellte. Auch er wanderte zu dem andern vor die Tür. Ich stellte die Pfanne auf den hinteren Teil des Ofens und bat meinen Gast, der in einer Tour drauflos schwadronierte: „Seien Sie 'mal ein wenig stille!" ging aber zur Vorsicht noch vor die Tür, legte den Kopf in die Handfläche und dachte nach: Mehl, Backsoda, Milch... Ja, Milch hatte ich nicht und mußte statt ihrer Wasser nehmen. Also Wasser und . . . Ja, was noch? Es schwante mir, daß zum vollständigen Rezept noch eine Ingredienz gehörte, die mir aber vorerst nicht einfallen wollte. Also Mehl, Soda, Milch . . . Milch . . . Milch . . . Ja, richtig, saure Milch hatte sie gesagt, die Milch müsse sauer sein, wenn man Soda verwendet. Nur zu Backpulver dürfe man süße Milch nehmen. Ich aber verfügte weder über Backpulver noch über süße noch saure Milch. Aber Essig war da. Vielleicht daß das Soda säuert, wenn man Essig hinzutut. Mal versuchen! Und hatte sie nicht auch etwas von Sirup gesagt? Ja, richtig, wenn man braunen Sirup hineinmischt, werden sie schön bräunlich. Also Essig, braunen Sirup, Soda, Mehl und Wasser — das muß gehen.

Während ich nun dem Brei einen Teelöffel voll Essig und, da Süßigkeit nicht leicht schadet, drei teelöffelvoll Sirup beifügte und zu meiner Erleichterung bemerkte, daß die Masse Blasen warf, erging sich der Poet in pleonastischen Ausdrücken. Und als der erste Kuchen nußbraun und locker auf dem Teller lag und einen lieblichen Duft ausströmte, lächelte er wie verklärt;

da quollen ihm die Worte wie Blumenregen von den Lippen; da flöteten die Nachtigallen den Liebesfrühling in die duftschwangere Natur hinaus; da sah er Gestalten mit flatternden Apollolocken und mit phantastischen Reizen; da glänzten die Arabesken der Natur wie Goldflimmer am Himmelsdom; da murmelten die kühlen Wellen des Sees ein Gedicht nach dem andern ans Ufer, und so der poetischen Abgeschmacktheiten noch unendlich mehr.

Als die Pfannkuchen alle schön braun und knusperig auf dem Teller lagen, stellte ich sie warm und briet Fische, deckte den provisorischen Tisch und ging in meinen hausmütterlichen Funktionen des öfteren am Dichter vorbei. Der bratende Fischduft machte ihn vollends rasend: — Philomele lächelte süß wie im Wonnemonat Mai, ihre bestrickenden Reize beraubten ihn fast der Sinne, und er amüsierte sich süperbe, befand sich bereits auf dem Gipfel der Seligkeit, streichelte d a s Haar der Musen — als hätten sie nur ein einzelnes —, schaute ihnen entzückt in d a s Auge — als wären sie sämtlich einäugig — und wollte vor ungeahnten Wonnen schier sterben. Da lud ich ihn graziös zur Tafel und er folgte willig wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird. (Dieser letzte Vergleich ist von mir.)

Meine kulinarische Kunst fand auf seiner Seite der Tafel große Würdigung. Er nannte es sogar ein Götteressen, wovon ich alsbald in Gedanken die poetische Lizens abzog, und was dann noch übrig blieb, waren nur die Fische. Denn nach den vielen angebrannten Versuchen getraue ich mich schon, einen Fisch schmackhaft zu braten, besonders wenn man sie so hat, daß man sie fast noch zappelnd in die Pfanne legen kann; dann ist mir um den Erfolg nicht bange. Aber bei den Pfannkuchen schlug mich das Gewissen, wenn ich an meine Frau dachte. Sollte sie vielleicht die Urheberschaft meines Rezeptes leugnen, so will ich weiter nicht mit ihr darüber rechten. Denn diese schmeckten wirklich anders als ihre. Sie hatten so etwas Süß-Säuerlich-Widerliches an sich, was der Poet augenscheinlich nicht herausschmeckte. Diese Wahrnehmung bestärkte mich in der Annahme, daß ihm der kulinarische Feingeschmack eben so wohl abginge als der literarische. Zwischen den Happen sagte er noch etwas von der Berge wolkigem Gipfel und des Schicksals wonniger Fülle, aber es kam nur halb heraus, da er ganz gewaltig dreinhieb und vor vielgeschäftigem Kauen nicht viel reden konnte. Auch lehrt die Erfahrung, daß der Geist in dem Maße versiegt als sich der Magen füllt, und Poeten sind am Tische auch nur gewöhnliche Sterbliche.

Nach dem Essen zündete ich mir, wie es meine Gewohnheit ist, die Pfeife an, stellte das Tafelgeschirr zusammen, räumte den Tisch ab und begab mich mit meinem erlauchten Gaste in den Kahn, um den Fischen, die bekanntlich gegen abend am besten beißen, nachzustellen. Ich wähnte, daß er, wie andere Menschen wegen der Geistesträgheit, die sich in der Regel nach gesegneter Mahlzeit einstellt, zum Stillschweigen aufgelegt sein und mir die Fische durch lautes Reden nicht verstören werde. Ich hatte mich verrechnet. Der köstliche Abend entzückte ihn sogleich. Die Wasserrosen erinnerten ihn an die Lotus-

blume, die sich im Ganges spiegelt. Das phosphorische Leuchten der Johanniskäfer begeisterte ihn zu einem Gedicht. Er faselte von dem schwellenden Moose, von flammenden Rosen, von schimmernden Lilien, von schmachtenden Zentifolien, von der bezaubernden Flora, von dem geisterhaften Krächzen des Nachtvogels, und dann spürte er Durst. Auf seine Frage, ob man dies Seewasser trinken möge, antwortete ich „Ja“, und er trank. Ich habe die Gewohnheit angenommen, daß ich Fische gut salze und den Kaffee gut stark mache, und von dieser Gewohnheit war ich auch diesmal nicht abgewichen. Er trank wiederholt, und das recht anständige Mengen Wassers.

Mir stiegen Bedenken auf. Zwar ist dies Wasser nicht gesundheitsschädlich, jedoch nicht ratsam für Neulinge, da es — man verzeihe das unpoetische Wort! — purgierend wirkt. Ich hielt mir, um diese Wirkung zu sistieren, etwas Brändy in der Hütte, und überlegte schon, ob ich ihm nicht etwas davon anbieten solle. Da vorauszusehen war, daß er nach diesem geistigen Genuß noch geistreicher werden würde, stand ich lieber davon ab. Sein geistreiches Geschwätz bohrte mir allmählich wie der sprichwörtliche Tropfen ein Loch ins Gehirn.

Da die Mosquitos ihn sehr belästigten und die Fische allen Lockungen zum Trotz nicht anbeißen wollten, gingen wir ans Land, trugen Holz zusammen und machten Rauch, um die lästigen Quälgeister der Sommerfrische zu verscheuchen. Als die Flammen aufloderten und ein helles Loch in die Nacht fraßen, legte ich mich meiner Gewohnheit gemäß auf den Rasen in der Nähe des Feuers und sah in die Flammen. Ihn plagte der Geist wieder. Er stieg abermals auf den hohen Olymp und fügte zu seinen alten Lorbeeren noch neue hinzu — — stellte sich mit dem Rücken an die Hütte, blickte in die Finsternis hinauf und deklamierte:

Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schweigt das Herz in Seligkeit.

Dann jedoch war es mit dem seligen Schweigen vorbei.

Er hatte anfänglich mich sehr gerühmt, nachher nur von sich selber geredet und gedachte wohl, jetzt das Versäumte nachholen zu wollen. Er wollte wissen, wie ich meine Erzählungen konzipiere und disponiere und Aehnliches mehr. Er beabsichtigte wohl, mich durch diesen Wissensdurst zum Denken veranlassen zu können; aber ich hatte über das Pfannkuchenrezept so tief nachdenken müssen, daß mir der Kopf davon noch rauchte, und empfand nicht die geringste Neigung, ihm zu willfahren. Zudem stand mir an der andern Seite der Nacht das Frühstück bevor, das wohl teilweise konzipiert, aber noch nicht disponiert und ausgeführt war und mir schon jetzt etliches Kopfzerbrechen machte. Wenn er morgen wieder einen solchen dichterfürstlichen Appetit entwickelte wie heute abend, so reichte mein trockner Brotrest nicht hin; so viel stand jetzt schon fest. Und was die Konzeption der Erzählungen anlangt, so halte ich dafür, daß man die Genesis der literarischen Kinder eben so wenig breittreten soll als die der Menschenkinder. Ich gab also höchst nichts-

sagende Antworten und leitete ihn bald wieder auf sich selber über.

Er ging mit großem Gusto auf sich selber ein und offenbarte mir seine hochromantischen Gefühle mit einer Offenheit, die mich fürchten ließ, daß das Schaumgebäude seiner Hoffnungen bald in nichts zusammenbrechen werde. Er schwärmte nicht so sehr für die Komödie als für die Tragödie und empfand das melodische Flüstern der Zephyren als Sirenengesang der Zukunft. Ich sah, daß er den Pegasus ganz zu Schanden ritt; mir schwindelte vor den Kapriolen seines Geistes. Ich armer Erdenwurm konnte nicht mehr folgen und empfand die Unterbrechungen, die jedesmal erfolgten, wenn er Wasser trank, als wohltuende Erholungspausen für mein armes Gehirn. So früh als schicklich hob ich diese poetische Orgie auf, machte ihm ein Lager in der Hütte und ging zu Bett. Im Schlafe würde er, so hoffte ich, doch endlich den Mund halten.

Aber auch darin irrte ich mich. Das Zirpen der Grillen und das Froschgequake erweckten paradiesische Empfindungen in seiner empfänglichen Dichterseele, die er unmöglich für sich behalten konnte. Obwohl er noch nicht mehr von mir wußte, als da er ankam, hatte er mich doch schon durchschaut und in mir verwandte Saiten entdeckt, die er nun elegisch stimmen wollte. Die Rosenwolken und Flügelschläge seiner Sirenen und Zephyren — ohne diese kommt kein Dichter aus! — fächelten mich bald in einen erlösenden Schlaf und ich weiß faktisch nicht, wann er fertig geworden ist.

In der Nacht war es mir etliche Male, als stände er auf. Aus Besorgnis, er möchte wieder geistreich werden, hütete ich mich wohl, ihn anzureden, und schlief weiter.

Als ich am Morgen aufwachte, war seine Lagerstätte leer. Ich erhob mich und dachte: „Er wird wohl seine Philomele wieder ansingen.“ Dann machte ich Feuer im Ofen, um das verzwickte Frühstück in Angriff zu nehmen.

Als ich den einsamen Brotrest in der Hand wog und dabei überlegte, ob er wohl für uns beide langen werde, trat der Dichter ein. Sein Angesicht sah bleich und übernächtigt aus; seine Augen blickten mich energielos und trübselig an. „Was ist los?“

„O, ich habe eine schauderhafte Nacht gehabt! Haben Sie denn nichts gemerkt?“

„Wie so schauderhaft?“

„Ich mußte ja fortwährend auf und hinaus!“

Abgespannt und müde setzte er sich auf einen Klotz und ließ die Seraphsschwingen traurig hängen. Der Menschheit ganzer Jammer schien über ihn gekommen zu sein. Die Geister jener Dichter, die er gestern maltraitierte, hatten sich furchtbar an ihm gerächt.

Nun mußte die Flasche mit dem Brändyrest in Aktion treten. Er trank ihn aus, ohne zu husten, was ich nie fertig bringe, und legte sich nieder. Ein Haufen Menschenjammer lag dort auf dem harten Lager. Weg waren die elegischen Stimmungen, die paradiesischen Empfindungen, die hochromanti-

schen Gefühle, und die Poesie konnte ihm ruhig gestohlen werden. Er stöhnte wie ein anderer Mensch auch und bewies von Geistreichtum keine Spur.

Ich bereitete das Frühstück, briet abermals Fische, kochte Kaffee und konnte dann alles auch selber genießen. Ihn verlangte nicht nach Speise und Trank, und von dem kümmerlichen Brotrest blieb noch übrig. So geht es einem, wenn man am Abend schon für den andern Morgen sorgt.

Uebrigens konnte er jetzt recht vernünftig den Mund halten, worüber ich mich innerlich freute. Wäre er gestern abend auch so verständig gewesen, so hätte ich ihm das Geheimnis mit der Brandyflasche verraten.

Ich gab ihm nun recht starken Kaffee, deckte ihn warm zu und sagte: „Versuchen Sie jetzt zu schlafen. Ich gehe zur Station, um neuen Vorrat an Lebensmitteln zu holen, und werde Sie etliche Stunden lang nicht stören. Wenn ich wiederkehre, sind Sie jedenfalls wieder mobil." Schließlich ist ja ein Dichter auch nur ein Mensch.

Ich zog die Tür hinter mir zu und ging.

Als ich nach zwei Stunden zurück kehrte, war die Tür noch zu. Da ich ihn nicht stören wollte, verbarg ich die mitgebrachten Sachen und ging aufs Wasser, um zu angeln.

Die Fische bissen gut. Nach etwa einer Stunde hielt ich vier herrliche Bärsche, die zusammen etwa zehn Pfund wogen, in der Hand und ging ins Haus, um den Dichter damit zu ergötzen. Er lag noch, hatte meine Schritte gehört und erhob sich nun. Ja, er hatte gut geschlafen und fühlte sich jetzt um hundert Prozent besser. Das Uebel war nicht wieder gekehrt. Sehr dankbar bewunderte er die Fische und meine Doktorkunst.

Ich bereitete in aller Behagligkeit den Mittagstisch und er durfte zusehen. Einen feisten Barsch wickelte ich in ein Tuch, kochte ihn in Salzwasser ab, zog ihm die Haut herunter und legte ihn zartweiß auf meinen hübschesten Teller. Ein entzückender Fischduft verbreitete sich im Zimmer, der dem Dichter das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ. Als ich zerlassene Butter darüber goß, meinte er lüstern: „Das soll aber einmal schmecken!"

„Versteht sich. Aber nur m i r. Sie müssen heute strenge Diät halten, sonst bekommen Sie wieder Durst und das Elend fängt wieder von vorn an. Sie erhalten heute Mittag weiter nichts als Hafergrütze und schwarzen Kaffee." Er machte zwar ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter, aber wenn die Gesundheit meiner Mitmenschen auf dem Spiele steht, bin ich unerbittlich.

Als die Kartoffeln gar waren, schmausten wir, ich meinen feisten Barsch mit zerlassener Butter und er seine äußerst gesunde Hafergrütze. Er war auffallend stille und kaute merkwürdig hoch, aber Dichter sind immer anders als man denkt. Vielleicht arbeitete der Geist schon wieder in ihm.

Plötzlich erkundigte er sich, wann der nächste Zug nach dem Norden abfahre. „Um etwa zwei Uhr am Nachmittage. Wollen Sie mich verlassen?"

„Ja; ich muß doch zu meinen Freunden im Norden. Dies hier sollte ja nur ein Abstecher sein."

„Mensch, die Hafergrütze ist Ihnen unbedingt nötig!"

„Bezweifle ich durchaus nicht! Im Gegenteil, ich bin Ihnen recht dankbar für die Aufmerksamkeit, die Sie mir widmen. Ich habe nun die Ehre gehabt, Sie kennen zu lernen, und darum war es mir vornehmlich zu tun."

„Kennen Sie mich nun auch?"

„Ich sollte doch meinen!"

„Na, na!"

„Doch!"

Es ist auffallend, wie viele Menschen wähnen, mich kennen gelernt zu haben, und wenn ich hernach gern hören möchte, was für ein Mensch ich eigentlich bin, so hält mich jeder für etwas anders. Wenn nun alle einerlei Meinung über mich wären, so würde ich die meinige über mich fallen lassen und ihre als richtig akzeptieren; aber das Merkwürdige ist da Regel: nicht zwei von ihnen denken überein und doch schwört jeder, daß seine Meinung die richtige ist. Ich lasse sie bei ihrer Meinung und lebe weiter.

Um diesen Dichter etwas aufs Glatteis zu führen, fuhr ich im Examen fort: „Hoffentlich haben Sie einen guten Eindruck von mir bekommen?"

„Den allerbesten!" gestand er etwas unsicher, als knackse das Eis bereits unter seinen Füßen.

„Dann habe ich also gut in Ihrer Achtung abgeschnitten?"

„Vorzüglich! Ich werde mich Ihrer stets mit Wonne erinnern."

Das kam gleich viel zu dick, um aufrichtig sein zu können. Ich zog unverzüglich die poetische Lizens ab und wußte dann, daß er mich nie wieder mit seinem Besuch beehren würde. Da wollte ich nun mit einem guten Ende alles gut machen:

„Da Sie mich nun verlassen und wieder in die Kultur zurücktreten wollen, wo Sie angemessene Pflege haben, wenn etwas passieren sollte . . ." Hier schob ich ihm das unangebrochene Ende des leckeren Barsches hin. . . . „so essen Sie meinetwegen diesen Fisch, wenn er Ihnen schmeckt."

„Mit Vergnügen!"

Er hieb herzhaft ein und überzeugte mein hausmütterliches Herz dadurch, daß sein Magen wieder schön intakt war. Ich gönnte es ihm von Herzen, denn es war der erste ordentliche Happen, den er seit gestern Abend über die Zunge führte. Und passierte ihm wieder 'was, so war ich nicht verantwortlich dafür. Außerdem tut mir jeder Mensch leid, der Hafergrütze essen muß.

Schade, daß der Mensch wirklich ging. Jetzt, wo er seine poetischen Nücken sämtlich verloren und seinen ungeheuren Geistreichtum eingebüßt hatte, hätte ich mich, so glaube ich, recht gut mit ihm unterhalten können. Aber geht es uns nicht immer so? Die guten Menschen sterben oder verlassen uns und die bösen bleiben bei uns zurück. Und wenn wir einmal sterben, werden sie auch wohl in dieser Tonart von uns reden; denn der Tod verklärt uns.

Ich hatte nun doch die Genugtuung erlebt, daß er von seinem scheußlichen Geistreichtum kuriert war.

Im Sattel des Sonetts.

Komm her, Sonett, du edles Rassenpferd,
Auf dem so gern aus dem Gewühl der Menge
In flottem Trab ich in die Rennbahn sprenge,
Um zu erproben meiner Reitkunst Wert.

In deinem Sattel hast du mich gelehrt,
Daß man zur Führung wohlgeschulter Gänge
All seine Kraft gewandt zusammendränge,
Damit dein Reiter keinen Sturz erfährt.

Wohl suchen jene, die im Trotte gehn,
Weil sie der Fühlung für dein Blut entbehren,
Den Ritt auf dir als Cirkuskunst zu schmähn.

Komm her, Sonett, daß wir den Neid belehren,
Laß stolz die Mähnen deiner Reime wehn,
Nicht soll die Unkraft unsrer Vollkraft wehren. —

San Francisco, Cal. Konrad Ries.



Der „weiße Weg".

Was rennt das Volk? Was wälzt sich dort
Die lange Straße brausend fort?
Was preßt und schiebt sich diese Menge
In endlos ewigem Gedränge?
Ist's Aufruhr? Stürzte um ein Haus,
Brach irgendwo ein Untier aus,
Kurz, was hat's eigentlich gegeben? —
Nichts! Garnichts! Nur das — Großstadtleben!
— — — — — — — — — — —
Der Menschheit Musterkarte! Freud' und Sorg'
Sie wandern Hand in Hand hier in New York.
In's Ohr klingt's Dir voll süßer Reinheit,
Hart schrillt daneben die Gemeinheit,
Schroff treffen Gegensätze sich auf Weg und Steg —
Das ist der Broadway, — unser „weißer Weg!"

Der weiße Weg! Wie ihm der Name kam?
Ob von reinweißer Unschuld man ihn nahm?
Ach nein! Sie ist zwar selbst auch hier zu Haus,
Doch sucht den Broadway sie sich meist nicht aus.
Zu stark braust dort des Lebens Symphonie,
Die arme Unschuld, zittern würde sie
Auf diesem Wege, wo mit heißem Gruß
Ihr überall begegnet — der Genuß.

Senkt sich die Dunkelheit, strahlt Dir entgegen
Des weißen Lichtes blendend heller Segen,
Aus tausend Quellen bricht's in Strahlenglanz,
Zu zeigen Dir der Großstadt Wirbeltanz.
Es schimmert hundertfarbig, lockt und gleißt,
Zu Lebensfreuden es die Pfade weist,
Zu Freuden, welche Manches Kraft verzehren
Und sich nachher in bitt'res Leid verkehren.
Und doch kein Zögern oder Widerstreben!
Nach uns die Sündflut! Hier heißt's leben, leben!

Zur Tugend führt ein Weg, der eng und steil,
Breit ist der Broadway, zu der Menge Heil;
Es rauscht der Seidenröckchen süß' Frou-Frou,
Viel heiße Blicke treffen sich im Nu,
Und manche zarte, kleine Frauenhand
Hat dort geknüpft ein unzerreißbar Band,
Das wohl im Anfang schien von sanfter Art,
Doch dann zur schweren Sklavenkette ward.
Der weiße Weg! Wie sind die Dämchen fein,
So weich wie Sammet — doch das Herz von Stein.

Viel schöne Frauen siehst in nächster Näh'
Du in Hotels am Broadway bei dem Thee.
Die Damen lassen gern sich hingeleiten,
Damit sie ihrer Anmut Glanz verbreiten,
Selbst König Salomo in seiner Pracht,
Hat solche Toilette nie gemacht.
Es muß der Gatte hier sich d'ran gewöhnen,
Viel Geld zu machen — nichts hilft ihm das Stöhnen —
Damit des Hauses holde Meisterin
Sich schmücken kann, so wie es ihr zu Sinn,
Was macht es, ist's mit blut'gem Schweiß bezahlt,
Wenn sie nur alle Andern überstrahlt.

wärme, in seiner derben Lebenslust, in seinem Humor, in seiner gesunden Moral, in seiner schlichten Frömmigkeit. Sie hätten ihn gar nicht so schildern können, wenn sie nicht alle jene Eigenschaften in hohem Grade selbst besäßen. Und was sie Beide noch weiter besitzen, ist das innige Heimatsgefühl, die Liebe zu dem Lande, wo sie aufwuchsen, zu der ländlichen Flur, die den Tummelplatz ihrer Jugend bildete. Diese Szenerie bildet den natürlichen Hintergrund aller ihrer Dichtungen.

Bei Reuter ist es das mecklenburgische Landgut mit Feldern und Ställen und seiner peinlichen Ordnung, wo selbst der eben gedüngte Acker nach Bräsigs Vorschrift „wie eine Decke von Sanft" aussehen muß; wo der Gutsherr als unumschränkter Selbstherr waltet mit Pastor und Inspektor und Wirtschafterin als Kabinett und dem Troß der scharwerkenden Untertanen — eine Miniatur-Monarchie im absoluten „Reiche" Mecklenburg. Bei Riley ist es der Countysitz eines westlichen Prairiestaates, ein Landstädtchen mit „Green Fields and Running Brooks", Riegelzäunen, staubiger Landstraße, Welschkornfeldern, einem Rest von Urwald, verborgen darin das „Swimmin' Hole" in dem die Buben ihr Wesen treiben; Bretterhäuser mit breiten Veranden, darauf beim Wassermelonen-Lunch die wohlhabendere Dorfprominenz und der politisierende Farmer; im Hofe der „Raggedy Man", Faktotum und Orakel der Kinder; vor der Grocery die Rip van Winkle-Gestalten, auf leeren Zuckerfässern sich sonnend, Holzstäbchen schabend (whittling), Pfeifchen und Prim im Munde und ungeheuer weit spuckend, auch in Lumpen selbstbewußt und unverschämt, wenig Ordnung und manches verwahrlost — eine Miniaturrepublik in der riesengroßen der Vereinigten Staaten. Dort ist Reuter und hier ist Riley das geworden, was jeder geworden ist. Jede Zeile, die sie geschrieben haben, atmet den Duft ihrer Heimat.

Um das Bild noch genauer und intimer zu gestalten, benutzen Beide den Dialekt ihrer Heimat. Reuter fast ausschließlich; Riley nur dann, wenn der Gegenstand es erheischt, und wenn er mit dem Dialekt höhere Wirkungen zu erzielen hofft. Während Reuter zur Mittelmäßigkeit herabsteigt, wenn er sich des Hochdeutschen bedient, steht Riley auf gleicher und vielleicht noch höherer Stufe, wenn er reines Englisch schreibt. Aber was sie auch schreiben, immer sind sie ganz sie selbst und originell. Nichts An- und Nachempfundenes ist in ihnen.

Große Gelehrsamkeit oder nur allzu große Kenntnis der Völkerliteraturen ist Beiden kein Hemmschuh ihrer Originalität. Als Riley selbständig zu schaffen begann, hatte er so gut wie nichts gelesen. Und das war gut. Ein großes Manko des literarisch und künstlerisch veranlagten Amerikaners ist, daß er sich vom Auslande allzusehr beeinflussen läßt und sich seine Stoffe von auswärts holt. Die Maler malen lieber japanische Tänzerinnen und bretonische Bauern als ihre Holzfäller und Cowboys, und die dichterisch Begabten halten sich allzu sklavisch an die Formen der Klassiker. Riley aber greift ins

volle Menschenleben hinein und nimmt sein Material, wie es gerade aus Gottes Hand herausgekommen, von der Landstraße auf, wo es herumliegt

Thick as clods in the fields and lanes
Er these-ere little hop-toads when it rains.

Riley ist in Inhalt und Form originell. Den Inhalt seiner Werke geben ihm die Leute seine unmittelbaren Umgebung, und die Form schuf er sich oft selbst, wenn er auch von dem Bestehenden Gebrauch machte. Elbert Hubbard sagt einmal von ihm: „Wenn Riley einem Daktylus und einem Jambus auf der Straße begegnete, er würde sie nicht von einander unterscheiden können." Die Bemerkung hört sich ganz gut an, stimmt aber durchaus nicht. Der treffliche Gründer der Roycroftwerkstätten, der so feine Bücher bindet, so faszinierend spricht und so originell schreibt, unterdrückt eben ungern ein bon mot, selbst wenn er weiß, daß es den Tatsachen nicht ganz entspricht. Und hier wollte er nur sagen, daß Riley es mit der Form eben öfter nicht genau nimmt. Im Uebrigen ist unser Dichter viel zu musikalisch veranlagt, um nicht die Wirkung einer schönen Form zu kennen. Er paßt die Form, wie jeder Dichter, dem Inhalte genau an und erzielt dadurch oft seine schönsten Wirkungen. Und daß er die Form souverain beherrscht, zeigt, abgesehen von verschiedenen Sonetten, schon dasjenige Gedicht, mit dem er zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte und das ihm damals viel Verdruß bereitete: Leonainie. Wie es so oft geschieht, nahm die nächste Umgebung des Dichters — damals die Zeitungsschreiber von Anderson, Indiana — die poetischen Leistungen ihres jungen Kollegen so wenig ernst, wie mit mehr Recht Reuters „Läuschen un Rimels" nicht ernst genommen wurden. Auch die Magazine sandten dem Unbekannten seine Arbeiten kurzer Hand zurück. Er aber glaubte selbst an den Wert seiner Poesie und, um dem gröbsten Spötter zu zeigen, daß er genau so gut Verse schreiben könne, wie Dichter von Ruf, beschloß er Edgar Allen Poe nachzuahmen. Und setzte sich hin und schrieb „Leonainie", im kunstvollen Versgebilde und symbolischen Inhalt die Schreibweise seines Vorbildes so genau treffend, daß Niemand an der Behauptung zweifelte, das Gedicht sei von Poe selbst verfaßt und in einem verschollenen Schulbuche wieder aufgefunden. Das Gedicht „Poes" wurde in allen Zeitungen der Staaten nachgedruckt, der wirkliche Verfasser aber aus seiner Stellung entlassen, weil er das Gedicht an eine andere Zeitung geschickt hatte und nicht an die eigene. Dennoch hatte Riley bewiesen, daß er nach Inhalt und Form vollendete Gedichte schreiben konnte.

Die Dialektdichtung war das nächste, das Riley in weiteren Kreisen bekannt machte. Von Anderson führte ihn das Schicksal nach Indianapolis an das dortige „Journal", wo ihm durch den liberalen Richter Martindale in Bezug auf seine Beiträge vollkommen freie Hand gelassen wurde. Riley hatte ihm als Probe die hübsche kleine Weihnachtsgeschichte „The Boss Girl" geschickt und darauf hin die Weisung sofortigen Kommens erhalten. Und nun

schrieb er die Serie der „Benjamin F. Johnson“ unterzeichneten Gedichte. Sie alle hielten die Fiktion aufrecht, als wenn sie von einem Hoosier Farmer in Boone County kämen, und erschienen später in Buchform unter dem Titel „The ole Swimmin' Hole and 'Leven More Poems“. Das berühmte „When the Frost is on the Pumpkin“ ist darunter. Diese Gedichte, die einen bukolischen Dichter darstellen, der über Freud und Leid seines Lebens singt, machen durch ihre Schlichtheit großen Eindruck. Der Hauptreiz liegt in der Darstellung des liebenswürdigen Charakters, der einfach, treu, ein wenig sentimental, aber durchaus unaffektiert ist. Wo immer Riley dieser Methode folgt, ist er des Erfolges sicher. Man lese das ergreifende „Nothin' to say, my daughter“, dessen Inhalt die Vereinsamung eines Vaters ist, dessen Tochter kurz vor der Verheiratung steht. Die Erinnerung an die eigene Heirat und die todte Mutter seines einzigen Kindes erhöht die Wucht des Pathos, und der Dialekt übt im Munde des schlichten ländlichen Arbeiters einen eigenen Reiz. Ich habe versucht das Gedicht in der Sprache Fritz Reuters wiederzugeben:

Nothin' To Say.

Nix nich to seggen, min Dochter! nix nich to seggen, min Kind! —
Dirns, de verleiwt, ik weit dat, einmal to möten nich sünd.
Din Mudder was akkrat so. Tworst säden de Ollen: Ne!
Doch hier bün ik un hier büst du; doch din Mudding, wo is se?

Wo ähnlich büst du din Mudder: wussen binah so hoch;
Backen as ripe Pfirschen; so hell un grell dat Oog!
Un du ok willst nich bliwen. Mi ward, wenn he di winnt,
As wenn ok du wirst storben — Doch nix nich to seggen, min Kind!

Hier is ehr lütte Bibel — din Nam up den Ihrenplatz.
De Ohrbommels ok süllst hebben, wenn du bi Johren, min Schatz.
Ik wohrt di't trug — doch du willst weg, for allens, allens blind —
Nix nich to seggen, min Dochter, nix nich to seggen, min Kind!

Du kannst ehr nich erinnern? Du wast ein Johr old denn —
Un hüt — we old woll büst du? Ball twintig Johr — un wenn?
April is din Geburtsdag. Denn willst du frigen bestimmt.
Ach, wenn din Mudding lewte! — Nix nich to seggen, min Kind!

Bald twintig, un so'n gaudes Kind, as ein sik wünschen künn —
Dor 's 'n Strohhalm an din Kledrock — ik nehm't, dreih di mal üm!
[Ehr Mudder was ok twintig, as wi weglopen sünd] —
Nix nich to seggen, min Dochter, nix nich to seggen, min Kind!

Mit der Benjamin F. Johnson-Serie war Rileys Zukunft gesichert. Sein „Hinstorf" wurde die Firma Bowen u. Merrill in Indianapolis, die den Verlag seiner schnell hintereinander folgenden Werke übernahm. Fortan brauchte er keine Maske mehr zu tragen. James Whitcomb Riley wurde der Liebling des amerikanischen Publikums, als Poet sowohl wie als Rezitator seiner eigenen Werke.

In der letzteren Eigenschaft erscheint er selten genug in der Oeffentlichkeit. Das ist schade. Denn es ist ein eigenartiger Genuß einem Vortrage des Dichters zu lauschen, dem alles pathetische Deklamiren ein Greuel, aber dessen darstellerische Kraft und modulationsfähige Stimme den Hörer von ausgelassener Heiterkeit zur Wehmut, vom Lachen zum Weinen und wieder zurück führen, ganz wie es dem Vortragenden gefällt.

Dieses Talent hatte sich bei Riley schon frühzeitig gezeigt. In der Schule hatte er zu denjenigen gehört, zu denen der Durchschnittslehrer zu sagen pflegt: Aus dir wird dein Leben nichts, mein Junge! Er war in fast allen Schuldisziplinen, vor allem in der Mathematik, eine totale Null. Aber er hatte das Glück, in Lee O. Harris einen Lehrer zu haben, der das schlummernde Talent erkannte und anregend auf den Knaben wirkte. Der selbst poetisch veranlagte Pädagog hat damals seinem Schüler manches kleine Stück verfaßt und ihm die Rollen gewissermaßen auf den Leib geschrieben.

Uebung im Rezitieren der eigenen Gedichte kam gleichfalls früh, als er nach einer kurzen Lehrzeit bei dem deutschen Schildermaler Kiefer und nach dem vergeblichen Versuch, beim Vater das Jus zu erfassen, als Schildermaler durch Indiana zog und mit fünf oder sechs anderen jungen Leuten die „Graphic Company" bildete. Es war eine lustige Kumpanei, die sich da zusammengefunden hatte — lauter junge Burschen von einigem Talent. „Der Eine pfiff wie eine Nachtigall, der Andere sang wie ein Engel, ein Dritter spielte das Banjo, und ich", so sagt Riley selbst, „schlug mich mit Violine und Guitarre herum". Alle aber waren Schnellmaler von Schildern und Anzeigen. Mit Musik rückte die auffällig gekleidete Gesellschaft in die Städtchen ein und gab Proben ihrer Kunst. Bei solcher Gelegenheit trug Riley dann seine ersten humoristischen Verse im Dialekt vor. Das Geschäft blühte — ein Beweis, daß Geschäftsmann zu sein, keine besondere Kunst — und drei oder vier Jahre ist der Dichter als Schildermaler, Musiker und Poet, mit einem Worte als fahrender Sänger umhergezogen. Bei einer solchen Gelegenheit hat er an einem Nachmittage in toller Laune auch einmal als blinder Maler fungiert und das allgemeine Staunen der Bewohner einer Ortschaft hervorgerufen. Seitdem geht die Sage, er habe die ganzen Jahre den Blinden gemimt. Es waren lustige und leichtlebige Gesellen, bei denen wohl Wein, Weib und Gesang keine geringe Rolle spielten, die aber die Grenzen des Maßhalten selten überschritten. Rileys stark ausgeprägter Sinn für Humor und seine Vorliebe für außergewöhnliche Charaktere haben jedenfalls hier manche Anregung erhalten.

Wie bei Reuter liegt der Hauptreiz dieses Humors — wie allen Humors —in seiner Mischung von Gefühlsinnigkeit und Pathos. Wie von jedem wahren Humoristen kann man auch von Riley sagen, daß ihm unter Narrheit, unter Witzen, der Wehmut Zähren an der Wimper blitzen, daß er ein in Scherz und Schmerzen schwärmender Bacchant ist. Aber seine Gefühlsäußerungen sind so gesund wie sein Humor, der — gleichfalls wie jeder Humor — auf nichts als auf scharfer Beobachtung der Wirklichkeit beruht und deren Beschreibung ist. Unter den Charakteren Rileys befindet sich freilich keiner, der an die Bedeutung des Unkel Bräsig oder des Inspektors Hawermann heranreichte. Aber da sind der „Liz-town Humorist", und „Squire Hawkins" und „Doc Sifers" und nicht zuletzt der „Raggedy Man", jener schäbig gekleidete, aber von Herzen gutmütige Geselle, der das Holz spaltet und allerlei „Odd Jobs" tut, der Freund und das Orakel der Kinder, denen er so wundervolle Geschichten erzählen kann, und der da

Knows 'bout Giunts an' Griffuns an' Elves
An' the Squidgicum-Squees 'at swallers therselves.

Der Raggedy Man mag auch dafür verantwortlich sein, was „Little Orphant Annie" über die „Gobbleuns" weiß, über den plattdeutschen „Bulekater" mit dem die Kindermädchen im Obotritenlande ihre Pflegebefohlenen zu schrecken pflegen. Also führt James Whitcomb Riley das kleine Mädchen bei dem Leser ein:

Little Orphant Annie.

Anning is en Waisenkind, kam in unse Hus;
Möt sin Brod verdeinen, arme lütte Mus!
Un se wascht de Tellers, fegt de Stuwen ut,
Jagt de frechen Häuhner ut den Goren rut.
Un wenn denn des Abens is de Arbeit dhan,
Um den Kākenaben all wi Gören stahn.
Dulle Spāukgeschichten Anning weet gor veel:
Paß up!
de Bulekater,
he kriggt di
bi de Kehl!

Was einmal en Jungen, de wull beden nich,
Wenn he nachts to Bett güng, waschen sik ok nich.
Dor hüren se em ropen: Vadder, help mi, rett!
Mudder löppt na baben: nix nich liggt in't Bett.
Söken dhon's un ropen na em äwerall,

Unner't Bett, in'n Schostein, ok in'n Kalwerstall.
Blot sin Büx un Kittel waren noch to Stell:
De Bulekater
hatt kregen
den Jung
bi de Kehl!

Dor was ok mal en Mäten, dat grient un lachte blot,
Un drew Sperjök mit Jeden, mit Lütt un mit Grot.
Un as dor mal was Kumpani ut Stadt un ut Land,
De Tanten se de Beinen unner'n Disch tohopen band.
Un as se dunn woll lopen ut de Stuw ganz fix,
Dunn stünn dor'n swarten Gesellen, de säd rein nix.
De nahm dat lütte Mäten un führt ut'n Schostein schnell:
Ja, ja,
de Bulekater,
de hatt ehr
bi de Kehl!

Un endlich seggt lütt Anning: Wenn dor röppt de Schuhu,
Un de Lampendächt blökert, un de Wind hult huhu!
Wenn de Grillen nich slagen un de Man schint dump,
Un de Lüchtkäwers nich burren in Goren un Sump:
Denn Kinnings, denn paßt Achtung, denn dhaut wat is recht,
Un tröst un helpt de Waisen un west nich slecht;
Dhaut wat de Ollen seggen un de Schaulmamsell —
Süs kümmt
de Bulekater,
un kriggt juch
bi de Kehl!

Rileys Humor ist wie derjenige Reuters durchaus liebenswürdiger Natur, wenn es möglich wäre, könnte man sagen: noch liebenswürdiger und freudiger. Ihm fehlt die Bitterkeit, die bei dem Mecklenburger über die nicht durch eigene Schuld ruinirte Jugendzeit in der „Festungstid“ und auch anderer Stelle gelegentlich zum Durchbruch kommt. Dem Hoosier hat kein schweres Leid, kein Mißgeschick die Heiterkeit der Seele getrübt. Und auch die Noth des Lebens hat er nie zu schmecken gebraucht. Ob er Liebesleid erfahren, ob das Mädchen, das er liebte, starb oder ihm die Treue nicht wahrte, weiß man nicht. Jedenfalls ist er unverheiratet geblieben. Aber manches tief empfundene Gedicht läßt darauf schließen, daß ein jäher Schmerz oder eine tiefe Enttäuschung ihn zum freiwilligen Zölibatär machten. Dahin sind zu zählen das schmerzvolle „Bereaved“, wo er einer Mutter, die ein Kind verloren, Trost zuspricht, und

sich, der er nie ein Kind besessen, für den Unglücklicheren erklärt. Ein anderes Gedicht derselben Richtung ist „My Batchelor Chum" — der alte Junggeselle, der sich so glücklich schätzt und so laut prahlt, daß er keine unverträgliche Schwiegermutter daheim und keine „Boarding School Miss" zur Frau hat, und dem doch die Tränen fließen, wenn er auf das kleine Bild eines Mädchenkopfes an der Wand schaut!

Nach Aufgabe des jahrelangen Hotellebens hat Riley jetzt ein prächtiges Haus in Indinanapolis bezogen, alle Einladungen, in literarisch anregendere Centren zu kommen, ausschlagend. Das Behagen des Familienlebens genießt der Dichter am meisten im Sommer, wenn er einige Monate mit seinen verheirateten Schwestern und deren Kindern in der alten von ihm wieder erworbenen Heimstätte in Greenfield zubringt, wo er im Jahre 1852 geboren wurde.

Es ist ein einfaches schlichtes Landhaus der üblichen Art, aus Holz gebaut, mit hohen, bis auf den Fußboden fast herunterreichenden Fenstern und breiten Veranden, von gut gepflegtem Garten umgeben. Hier fühlt er sich wieder in seine Jugendzeit zurückversetzt; in die Zeit, wo er mit den übrigen Jungen über Weg und Steg und Zäune nach dem alten „Swimmin' Hole" zog oder auf staubiger Landstraße mit Farmern und Fuhrleuten Zwiesprache pflegte; hier taucht er sein Auge in das azurne Blau des Sommertages; hier schwebt sein Gefühl hinauf und vorwärts, wenn, über ihm im blauen Raum verloren, der Adler ausgebreitet schwebt —

And up to the rifted tree-tops
That signalled the wayward breeze
I saw the hulk of the hawk becalmed
Far out in the azure seas — —;

hier findet er Stimmung zu neuen Schöpfungen, und hier auch mag das empfundene „Out to Old Aunt Mary's" entstanden sein, das in seiner Schlichtheit, Gemütstiefe, Volkstümlichkeit, der anschaulichen Schilderung von Situation und Charakter und schließlich in seinem lokalen Kolorit das ganze Wesen Rileyscher Dichtkunst offenbart:

„Out to Old Aunt Mary's".

O, was dat nich prächtig, Brauder min,
In de ollen Dag vull Sunnenschin,
As wi noch Jungs? Wenn de Arbeit dhan
Un for Sündag ok dat Holt was sla'n,
Denn güngen wi beid awer Feld un Plan
Buten na Tanten Mary.

Ik seh't so genau as dat Himmelsblau,
Ob min Kopp ok kahl un din is grau;
An de Schün vorbi, de Landstraat breit
Ströpen wi lang — so licht de Fäut,
As wenn in'n Sand en Druppen fleit —
Buten na Tanten Mary.

Dorch Holt un Drift in de helle Sünn,
Dor, wo de olle Pöppelstump stünn,
De Buntspecht trummelt, wo hoch de Wieh
Ut blage Luft schrieht sin Uhi
Up uns Jungens dal, de tröken vorbi
Buten na Tanten Mary.

Un up den Landweg, in all den Stoww,
Wat Wagens un Buern, grad un groww!
Ob ok de Sünn up de Strat gel loht
As Maienbotter up Buernbrod —
Wi süngen uns hen ahn Sorg un Noth
Buten na Tanten Mary.

Un dor steiht se sülwst in de apen Dhör,
De rankenden Körbsen äwer ehr
Un dat Schingeldack. Dat gaude Gesicht
Dat strahlt vor Freud as Himmelslicht,
As se kamen seg uns beiden Wicht —
Buten oll Tanten Mary.

Un oh, min Brauder, so wit, so wit,
Oll Tanten töwt up uns grad hüt!
Hüt morgen kem to ehr de Dod:
„Herr", bedt' se, „lös uns von de Noth —
Un schick mi de Jungs — und allens geiht got —
Buten bi Tanten Mary".

Wie Reuter ist auch Riley ein Freund der Kinder. In „Little Orphant Annie" haben wir es schon gesehen. Auch sonst beschäftigt er sich gern mit dem kleinen Volk. Natürlich nicht mit den geschniegelten und gebügelten der wohlhabenden Klasse, sondern mit den blauäugigen, flachshaarigen, schmutznäsigen, hosendurchlöcherten, denen der Riggedy Raggedy Man, der so unheimliche Geschichten erzählen kann, das Ideal ist, das ihnen in ihren Träumen erscheint. Riley liebt die Kinder, wie er die ganze Schöpfung, wie er das Leben liebt.

Die derbe Lebenslust, die aus einzelnen Gestalten herausleuchtet, ist ein weiterer Zug, den er mit Reuter gemein hat, und der in der heuchlerischen Umgebung, in der wir leben, besonders anziehend wirkt. Er macht kein Hehl daraus, daß er gern sein Glas Wein trinkt und sagte einmal im Scherz:

Wenn ich die Gründe recht versteh,
Warum ich gern zum Weine geh,
So sind es fünf: Ein Freund, ein guter Wein,
Und großer Durst und Furcht vor Durstes Pein
Und dann — kanns jeder andre sein.

Heiterkeit und Frohsinn sind nicht selten der Ausdruck eines religiös empfindenden Gemüts. Reuter blieb unerschütterlich fest bei seinem Glauben an einen persönlichen Gott, ohne auf die Dogmen der verschiedenen Bekenntnisse wert zu legen. So scheint es auch mit Riley zu sein, der in einem seiner ernsthaftesten und von Julius Gugler in Milwaukee übersetzten Gedichte (O Leben, o Jenseits) sagt:

Den Glauben an den Einen,
Hoch über deiner Macht, hast in die Brust
Du mir gelegt, indeß ich dich, o Leben,
Nur wollt und deine Lust.

Aber im Uebrigen lassen sich seine religiös-philosophischen Anschauungen wohl in den Satz Elbert Hubbards zusammenfassen: Do your work as well as you can and be kind. Riley selber sagt: „Ich glaube, daß der Mensch Gott am besten dient, wenn er das Pfund, das er erhalten, nach Kräften ausnutzt und wacker arbeitet. Und wenn seine Haltung gegen seine Mitmenschen die rechte ist, dann wird Gott mit ihm zufrieden sein. Rechtschaffene Arbeit ist das beste Gebet!" Fromme Gedanken bilden oftmals den Grundton seiner Gedichte. Der Mahnung Emanuel Geibels: „Wirf deine Sorgen alle auf ihn, der droben auf ewigem Stuhl ist gesessen", hat Riley öfter Ausdruck gegeben. Besonders schön in dem folgenden Gedichte „A Life Lesson", das in der anmutigen Form und dem schlicht gemütvollen Inhalt seinen Eindruck nie verfehlen wird:

Weine nicht, weine nicht, Kind!
Wohl ist das Püppchen zerbrochen, ich seh;
Und das Stühlchen so süß
Und das blaue Service
Geschwunden wie Märzenschnee;
Doch Kinderleiden vergessen bald sind —
Weine nicht, weine nicht, Kind!

Weine nicht, weine nicht, Kind!
Wohl ist die Tafel zerbrochen, ich seh;
Und die schöne Zeit
Der Tage im Flügelkleid
Geschwunden wie Märzenschnee;
Doch Leben und Liebe kommen geschwind —
Weine nicht, weine nicht, Kind.

Weine nicht, weine nicht, Kind!
Wohl ist das Herz gebrochen, ich seh;
Und dein Jugendtraum,
Geträumt noch kaum,
Geschwunden wie Märzenschnee;
Bau auf den Herrn über Wolken und Wind —
Weine nicht, weine nicht, Kind!

James Whitcomb Riley darf als der populärste amerikanische Lyriker bezeichnet werden. Seine Werke findet man selbst bei Leuten, die es sonst als Schwächlichkeit erachten, Gedichte zu lesen. Woran liegt das? Die obigen Ausführungen geben die Antwort, aber noch nicht die ganze. Der Erfolg Rileys liegt darin, daß er in seinen Gedichten Gegenstände behandelt und Töne zu finden weiß, die allgemein menschlich sind, die an das tiefere Empfinden jedes Menschenkindes appelliren. Wohl jedem Menschen sind schon solche Stimmungen gekommen, wie sie der schlichte „Evesong“ Rileys ausdrückt:

Leg' bei Seite, Mutter,
Leg' es weg, das Buch;
Schön ist die Geschichte,
Doch nicht schön genug.

Namenloses Sehnen,
Packt mich, weiß nicht wie;
Süßer wird mir tönen
Mutters Melodie.

Darum lies nicht länger,
Hören mag ich's nicht.
Hören möcht ich, Mutter,
Was dein Mund mir spricht.

Halte mich im Arme,
Singe, Mutter, du.
Und, von allem Harme
Frei, das Aug' fällt zu.

Der besondere Zauber, den Rileys Werke üben, liegt in der darin offenbarten Gemütstiefe. Im Allgemeinen nehmen wir Deutschen ja diese Eigenschaft für uns allein in Anspruch. Wenigstens sprechen wir sie dem Amerikaner ab, dessen Sprache ja auch für das Wort Gemüt keinen vollständig deckenden Ausdruck hat. Hier aber haben wir einen Amerikaner vor uns, den ich, was die Gemütstiefe betrifft, dreist neben den gemütvollen Fritz Reuter stelle. Woher stammt sie? Die Erklärung ist leicht gefunden und darf uns Deutsche befriedigen. James Whitcomb Riley, der Mann, der kein Wort Deutsch spricht und Deutsch weder versteht noch lesen kann, ist von deutscher Abstammung. Sein Vater noch hat als Kind, ehe er Englisch lernte, auf dem Schoße der Mutter den Deutsch-Pennsylvanischen Dialekt gelallt. Der ursprüngliche Name ist wahrscheinlich Reiland oder Reiling gewesen. Und so verkörpert sich in diesem amerikanischen Dichter das Schicksal und die Bestimmung des deutschen Einwanderers. Sein Volkstum und seine Sprache gehen im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte meist verloren. Aber die Kraft seines Wesens und die guten Eigenschaften seines Charakters überträgt er seiner Umgebung und seinen Nachkommen. Und im sonst amerikanisierten Volke feiern deutscher Geist und deutsches Wesen ihre Wiedergeburt und Auferstehung.

Auf dem Grunde des Meeres liegt nach der Sage eine versunkene Stadt. Keine Spur mehr kann das schweifende Auge finden. Vom dunkel rollenden Bahrtuch der Gewässer ist sie für ewig dem Blicke der Menschen entzogen. Aber wenn bei schweigendem Winde die Sonne sinkt und Wasser und Luft purpurn färbt, dann vernehmen die vorbeifahrenden Schiffer den Klang läutender Feierabendglocken. Wie die Glocken Vinetas schlagen auch in der Tiefe des Gemütslebens James Whitcomb Rileys deutsche Art und deutsches Empfinden wieder an. Das Beste, das er hat, ist deutsch, ist plattdeutsch. Und noch einmal: Man kann ihn den Fritz Reuter Amerikas nennen.

Cleveland, Ohio.



Strophen.

1. Trost.

Ist auch das Glück nicht dein Gesell,
Laß drum den Kopf nicht sinken,
Es läßt sich auch aus bittrem Quell
Für die Gesundheit trinken.

2. Der Erdenpilger.

Ein Wandrer steht auf Bergeshöh',
Der Abend ist gekommen
Und hat des Tages wildes Weh
In seinen Arm genommen.

3. Durch Dämmerung.

Gleich wie die Nacht im tiefsten Grauen —
Will ihr der Tag den Schleier heben,
Muß deine Seel' durch Dämmrung schauen,
Um nach dem bessren Licht zu streben.

4. Frühling im Herzen.

Lächle du holdeste Blume im Feld
Es bringet der wachsende Frühling
Wonne der träumenden Welt.

Bienelein bringet dir bräutlichen Kuß
Viel Grüße von heimlicher Liebe
Fühlst wie es herzen dich muß.

Goldene Glut durch die Wange dir geht,
Es ist wie errötende Tugend,
Welche am Brautbette steht.

New York. Willy Lamping.



La Vita Nuova.

Als ich dich sah, glitt die Vergangenheit
gleich einem blassen Bild von Glück und Leid
von mir hinweg in nebelhafte Ferne.
In ihr versanken meine alten Sterne.
die alte Sonne, die den Tag erhellt.
In eine neue, ungeahnte Welt
blick ich erstaunt und wie mit Kindesaugen.
Ich weiß, es wird mir nimmer wieder taugen
mein altes Wissen, und was ich erfahren
liegt weit zurück, als wär vor tausend Jahren
es einem andern fremden Mann geschehn.
Ich bleibe oft wie traumverloren stehn,
und such zu alten Freunden mich zurück.
Dann lächle ich. Das war ja gar kein Glück.
Ich leg die Hand in alte Lebenswunden
geschlagen in so bittren Leidensstunden,
daß ich zu Gott schrie: Hilf Herr, ich vergeh!
Heut lächle ich. Das war ja gar kein Weh'.
Mit leeren Händen voll geheimen Bebens
steh ich am Eingang eines neuen Lebens
und messe nicht die Zeit, die ich verloren.
Denn glaub mir, meine Seele ward geboren
erst in dem Augenblick, als ich Dich sah.

New York. Alfred Rau.



Die Menschheit.

In deine Arme,
du heilige Menschheit!
An deinen Busen,
ewigringendes Herz!

Um den unnennbaren Zauber,
der deine Pfade umströmt;
um die unfaßbare Größe,
die dir die Zukunft sorglich verhüllt!

Hochwaltend schreite einher
dein entfesselter Geist.
Von Zinne zu Zinne
schwingt er sich endlos hinaus.
In Prüfung und Not,
nach dem verderblichsten Sturz
schnellt wie verjüngt er empor.

Wo Wetter dich brausend umtoben,
da leuchten dir Blitze die Bahn; —
und durch die Begeistrungszähren,
die nieder die Wangen mir rollen,
seh ich euch vor mir erstehen,
Meister vergangener Zeit.
Euch seh ich, Märtyrerschar,
die sinnenden Auges
dem Göttlichen diente,
unbeugsamen Mutes,
kämpfend für heilige Güter des Geistes,
in dem Getümmel der Schlachten
siegreich das herrliche Banner erhoben
der ewigen Ideale,
— ihr, die Götter der Menschheit!

Ernst ist das Leben und streng, —
arm und erhaben zugleich, —
herrlich und groß,
wenn uns die Ruhe des Herzens,
Busen und Scheitel umwebt!

Drunten am Grunde des Meeres
lauert umnachtet Gewürm;
hoch auf der Warte des Turmes
späht dein unsterbliches Auge
nach dem entfernten Gestirn,
heilige Menschheit!

San Francisco, Cal. Claus Ruyter.



Ein Entgleister.

Eine amerikanische Weihnachtsgeschichte.

Von Fred. R. Minuth.

Eisig kalt weht der Nachtwind über Indianas schneebedeckte Ebene. Am Firmamente flimmern die Sterne; falbes Mondlicht liegt über der winterlichen Landschaft.

Auf schneeverwehten Wegen zieht ein einsamer Wanderer dahin, mühsam, unsäglich mühsam vorwärtsringend. In einem Tannenhorste bleibt er, schutzsuchend vor dem schneidend kalten Westwinde, stehen.

„Mein Gott, wie müde ich bin!“ seufzt er. Ein Paar Schritte vor ihm liegt ein todter Urwaldriese. Auf ihn läßt er sich nieder, stützt das Haupt in die Hände und seufzt.

Lange verharrt er so. Kein freundlicher Lebenslaut richtet seine Seele auf. Rings um ihn her nur die eisige, starre Ruhe der Winternacht. Dann und wann geht durch die Wipfel der Tannen das Wehen des Nachtwindes, gleich der Klage eines Verirrten; — dann und wann hallt von fern her in diese Laute hinein die Stimme eines einsamen Hundes, der den Mond anbellt.

„Glücklicher Hund!“ spricht der einsame Wanderer vor sich hin. „Beneidenswert bist du. — Glücklicher Hund! — Du weißt, wo du zu Hause bist; — du weißt, wo deine Hütte steht; — du weißt, wo du dein Futter findest; — du wirst nicht unstät von Ort zu Ort getrieben, — — glücklicher Hund!“

„Welch ein Glück für dich, Mutter, daß du deinen Sohn nicht sehen kannst!“ fährt er mit bebenden Lippen fort. „Wieder höre ich dich sprechen: „Mein Sohn, wenn du auf der anderen Seite des Weltmeeres weilst, dann schaue auf den Vollmond, dort werden unsere Blicke sich begegnen! — “ Unsere Blicke haben sich heute dort begegnet, — sie begegnen sich dort in diesem Augenblick; — denn in dieser Nacht schläfst du nicht, Mutter, — nicht in dieser Nacht, es ist die Weihenacht, — die erste Weihenacht, da dein Sohn nicht am leuchtenden Christbaume weilt, den deine liebe Hand geschmückt!“

Lange schaute er regungslos auf die Vollmondscheibe. Dann flüstert er wieder: „Nun ade, Mütterlein, für eine Weile; — — ich bin so müde, so unsäglich müde. Nur eine Weile will ich das Haupt in die Hände stützen; — nur ein Weilchen, mein Mütterchen, — dann sollen unsere Blicke sich wieder grüßen!“

Matt sinkt das Haupt in die Hände; doch der Geist will nicht zur Ruhe kommen; der Geist eilt über Raum und Zeit. Allerlei Bilder aus der Vergangenheit treten vor die Seele des Einsamen.

Was hatte er denn eigentlich verbrochen, daß man das Verbannungsurteil über ihn fällte, — Etwas Schlimmes war es, das ließ sich nicht leugnen. Er war nicht imstande gewesen, sich in Das hineinzufinden, was man auf deutschen Gymnasien die Sprache der Hellenen, was man Griechisch nannte. In den G e i s t der alten Griechen sich zu versenken, hatte man nicht von ihm verlangt. D i e s e r Geist, wie G e i s t überhaupt, war der Mehrzahl der Schultyrannen fern. Alles was verlangt wurde, war Grammatik, Grammatik, und Regeln, — Regeln, — Regeln, — — — — — ohne Ende. — Für diesen Zweig der Automatik eines Mustergymnasiasten mangelte ihm das Fassungsvermögen. Und darum fiel er beim Abiturium durch. Das war nur selbstverständlich. Und ebenso selbstverständlich war dieser Durchfall eine Schmach für die ganze Familie. Und fur den Herrn Papa, als peinlich korrekten Königlichen Hofrat, war das eine besonders große Schmach. Und größer wurde diese Schmach, immer größer, als er auch zum zweiten Male durchfiel, — so groß wurde sie, daß sie nach Vergeltung schrie. — Was, um Gotteswillen, konnte ein bis auf die weißseidene Halsbinde korrekter Königlicher Hofrat mit einem Sohne anfangen, der nicht einmal die griechischen Unregelmäßigen beherrschte? — Da blieb nichts anderes übrig, als das allgemein beliebte Auskunftsmittel aller peinlich korrekten Familien, die das Malheur hatten, ein schwarzes Schaf zu züchten: — Abschieben — Besserungsanstalt — Amerika. — —

„Da stehe ich nun mittellos und einsam in einer fremden Welt mit Existenzbedingungen, von denen ich nicht eine einzige zu erfüllen vermag!“ seufzt er. „Könntest du ahnen, Vater, was du angerichtet hast, du würdest mich nicht mehr so strenge anblicken, du würdest mir die Hand reichen, du würdest ein freundlich Wort zu mir sprechen; — ja, du würdest Tränen der Reue weinen. — Du bist wohl strenge, aber ungerecht bist du nicht!“

Aber des Vaters Zornesblick wendet sich nicht von ihm. Wieder hört er die verletzenden Worte, wieder geht es ihm schneidend weh durchs Herz, wie beim Scheiden von der Heimat. Und sein Auge sucht nach einem Liebesblick der Mutter, doch immer nur schaut es das Antlitz des Vaters. Aber was ist denn das? — Wie merkwürdig weich klingt mit einmal des Vaters Stimme, als er sagt: „Gut, Erich, daß du wieder da bist. Ich hätte gleich daran denken sollen. Du kannst das Examen noch einmal machen!“ Und wie mild des Vaters Auge dabei blickt; seine Züge haben garnichts Strenges mehr. Aber dem armen Gepeinigten wird es doch wieder bange ums Herz. Er soll das Examen noch einmal machen! — O lieber Gott, — noch einmal hinein in die Hölle! — —

„Vater“, bittet er, „sei gut, — habe Erbarmen mit mir, erlasse es mir; — ich k a n n nicht!“

Der Vater lächelt: „Stille mein Junge, stille; — kein Lampenfieber. — Ich habe mit den Herren gesprochen, — sie werden dich nach dem Unsinn garnicht fragen!“

Erich will seinem Vater um den Hals fallen, da öffnet sich die Tür und die Mutter tritt ein. Kerzenschein und Tannenduft fluten in das Zimmer; — Glockenklänge hallen süß-verworren durch die stille Weihenacht. —

Mutter und Sohn halten sich umfangen. Immer wieder flüstert der Sohn: „Mutter, ich habe einen entsetzlichen Traum gehabt!"

Dann treten alle zu der im Weihnachtsglanze erstrahlenden Tanne. Wie in jedem Jahre, ertönt auch heute von einem nahen Turme das alte, immer wieder neu beglückende Weihnachtslied: Stille Nacht, heilige Nacht — — — nur klingt es heute so ganz anders, die Seele viel mächtiger packend, — Harmonien von überirdischer Schönheit wallen durch die Winternacht.

Erich will den Vater fragen, ob heute eine neue Kapelle auf dem Turme spiele, — da fühlt er einen festen Griff an seinem Arme, ein kalter Luftzug trifft sein Gesicht und eine fremde Stimme spricht: „He is dead!"

Im selben Moment durchfährt ein greller Geistesblitz das Hirn des aus seiner Ermattung erwachenden einsamen Wanderers. Ein unaussprechliches Weh wühlt in seiner Seele und in Verzweiflung schreit er auf: „O, — wäre ich tot, — wäre ich tot!"

Vier kräftige Hände packen ihn, werfen ihn in den Schlitten und hüllen ihn in Heu und Decken. —

* * *

Beim Königlichen Herrn Hofrat X. ist Weihnachtsempfang. — Der Königliche Herr Hofrat X. schwimmen in Wonne, — denn Se. Majestät haben allergnädigst geruht, dem Herrn Hofrat durch ein überaus gnädiges Handschreiben einen Orden zu verleihen. — Eine Atlaslast war dem Herrn Hofrat vom Herzen gesunken: — der ungeratene Sohn hatte also keine weiteren üblen Folgen gehabt. —

„Unsere gute Hofrätin scheint heute nicht disponiert!" tuschelt Frau Wirkliche Geheime Rath Y. der alten Exzellenz Z. zu.

Exzellenz Z. nickt dazu bedeutungsvoll mit ihrem Nußknackerhaupt.

Nein, die „gute Hofrätin" war in der Tat nicht disponiert. Wäre es nach ihrem Wunsche gegangen, dann würden alle die hier versammelten Damen an irgend einem anderen Orte — — die Vorzüge ihrer Nächsten preisen. Indeß, der Königliche Herr Hofrat hatte ein Machtwort gesprochen und dagegen gab es kein Aber. —

Wie im Traume geht die unglückliche Mutter einher. Sie sieht sehr blaß aus, — der Blick ist ins Leere gerichtet. Merkwürdig oft tritt sie ans Fenster und blickt lange auf den Vollmond. —

„Sonderbar, bei Frauen in d e m Alter!" zischelt mit malitiösem Lächeln die Frau Regierungspräsidentin. Der Kreis der Damen ihrer Gruppe sekundiert ihr.

In der hofrätlichen Küche steht um dieselbe Zeit ein dürftig gekleideter alter Mann. Sein Antlitz strahlt in freudiger Ueberraschung: — er weiß die überreiche Gabe nicht zu deuten. — — — Im lichtglänzenden Saale aber

faltet die Geberin heimlich die Hände, blickt durchs Fenster hinauf zum sternenhellen Firmamente und betet im Geiste: „O mein Gott, — mein lieber Gott, lasse ihn ein gastlich Haus finden!"

„Liebste Frau Hofrat, was sagen Sie zu dem Hut der alten Z.? — Ein Geschmack, der seinesgleichen sucht, — was?" flüstert die Frau Wirkliche Geheime Rat Y. in das wortlose Gebet der trauernden Mutter hinein, sich in den Arm der Hofrätin hängend. Diese hat kein Wort verstanden, — sie ahnt nicht einmal den Sinn der Rede. Um ihren Mund geht ein Zucken, in ihren Augen schimmern Tränen.

* * *

Ende März des folgenden Jahres las man in einer deutschen Zeitung der Vereinigten Staaten:

„Am Fuße der X-Straße wurde gestern die Leiche eines jungen Mannes aus dem Flusse gezogen, dessen beide Hände amputiert waren. Der Polizei gelang es, zu ermitteln, daß der Mann in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember v. J. dem County-Hospital von zwei Farmern übergeben wurde, die ihn bewußtlos mit erfrorenen Gliedmaßen an der Landstraße gefunden hatten. Die Hände mußten ihm abgenommen werden; die Füße wurden leidlich geheilt. Der Name des Mannes, der ein Deutscher war und eine gute Schulbildung besaß, konnte nicht ermittelt werden, da der Kranke jede Auskunft über sich und seine Familie mit der Begründung verweigerte: „Das tue ich meiner Mutter nicht an."



Die Melodie der Jahrmillionen.

Von der langen Fahrt ermüdet
Durch das wunderbare Bergland,
Das in unermeßnen Weiten
Sich erstreckt am Yellow Stone Fluß,
Sitz' ich an dem offnen Herde
In dem Parlor des Hotels,
Blicke träumrisch in die Flammen.
Um mich klingt wie leises Summen
Das Gespräch der Gäste, die sich
Nach der wechselvollen Fahrt des
Tages unterhalten von der
Wunderwelt der Geiser und der
Canyons, welche sie durchstreift.
And're unterhalten sich im
Leisen Ton von Dem, was vorgeht
In entleg'nen Teilen unsf'res
Erdplaneten. Wieder And're
Blättern in der Zeitung nach den
Kursen. Eine junge Miß aus
Boston spielt im Nebenparlor
Am Klavier ein träum'risch Lied von
Mendelssohn, eines jener „Lieder
Ohne Worte", und der Nachtwind,
Der durchs Canyon kommt gezogen,
Rauschet leise zur Begleitung
Auch ein Lied, das ohne Worte.
Eine Gruppe hat sich dort um
Einen „Scout" gebildet, welcher
In dem nahen Fort zuhause,
Und der von den wilden Tagen
Kunde giebt, als durch den stillen
Urwald noch Indianer schweiften,
Sioux und Blackfeet; von den wilden
Kämpfen, die einst diesen Boden
Blutig färbten; wie er selber
Einst am Marterpfahl gestanden.
Und die Narben seines Leibes
Und das Brandmal seiner Wangen
Geben schauerliches Zeugnis
Von der Wahrheit seiner Worte.

Träum'risch sitz' ich an dem Herde,
Dessen Flammen züngelnd lodern.
Nochmals zieht an mir das schöne
Wandelpanorama dieses
Tags vorüber. Die erlosch'nen
Krater und die heißen Quellen
Jener Geiser, welche ihre
Wassermassen hoch gen Himmel
Schleudern; jene schönen Canyons
Mit den steilen Felsenwänden
Und den hohen Wasserfällen;
Jene blauen Seen, die von
Schneegebirgen rings umsäumt.

Aus dem Canyon tönt von ferne
Das Geräusch der Wasserfälle,
Lockt mich noch einmal in's Freie,
Einmal noch die Pracht zu sehen
Jener Felsenwände, eh' am
Morgen weiter geht die Fahrt.

Tiefes Schweigen deckt die Landschaft.
Heller Mondschein weist den Pfad mir.
Leise raschelt es im Dickicht,
Und hervor tritt eine Hirschkuh;
Die auf einer kurzen Strecke
Vorwärts schreitet und bald wieder
Im Gebüsch dem Blick entschwindet.
Zahm ist hier die Tierwelt, seit in
Diesem ausgedehnten Bergland
Darf kein Schuß mehr fallen, seit der
Mensch sogar mit seiner Qual
Ziemlich harmlos hier geworden.

Bald schon lichtet sich der Urwald.
Stärker klingt der Fälle Tosen,
Wie ich mich dem Rand des Canyons
Durch die nächt'ge Stille nahe.

Unermeßlich dehnt sich unter
Mir der Abgrund, dessen steile
Felsenwände mattgelb schimmern.
In der ungeheuren Tiefe

Zieht sich hin der Yellow Stone Fluß
Wie ein silberglitzernd Band.
Neben mir, dem Arm erreichbar,
Stürzen sich die Wassermassen
Rastlos nieder in die Tiefe,
Und ich schöpfe mit der hohlen
Hand mir einen Abschiedstrunk aus
Diesem frischen Berggewässer.

Wie der Hirt im alten Märchen,
Der am Zauberquell getrunken,
Und dem dann verständlich wurden
Alle Stimmen der Natur,
So auch werden mir verständlich
Nun die Stimmen jenes Canyons.
Aus des Nachtwinds leisem Rauschen,
Aus der Katarakte Tosen
Klingen Lieder ohne Worte,
Mächt'ge alte Schöpfungslieder,
Die in urgewalt'gen Rhythmen
Künden, wie in Jahrmillionen
Dieser ruhelosen Fluten
Kraft dies Canyon hat gebildet.
Aus der Fälle Tosen klingt die
Melodie der Jahrmillionen;
Aus des Nachtwinds Rauschen tönt die
Harmonie der Weltentwicklung.
Wie ein unbeschreiblich schönes
Schöpfungswunder breiten sich im
Matten Goldglanz dieses Canyons
Kolossale Felsenwände
Unabsehbar vor mir aus.

Als vor Jahrmillionen einst das
Wasser unermüdlich seine
Arbeit hier begonnen, um die
Felsenschluchten dieses Canyons
Auszuwühlen, hatte noch der
Mensch nicht seine ruhelose
Wandrung über den Planeten
Angetreten; und das Wasser
Wird in Canyon weiter wühlen
Unermüdlich, bis die nächste

Eiszeit überzieht die Erde,
Wenn schon längst dahin geschwunden
Unsere Kulturwelt, und mit
Allem, was uns als erhaben
Gilt, und groß, verblaßt, wie eine
Schöne Luftspieg'lung im Nichts.
Andere Gebilde werden,
Andere Erscheinungen,
Einst an ihre Stelle treten,
Die so flüchtig sind, wie sie
Und wie sie vergehen müssen
In dem Werdegang des Weltalls.

Mitternacht war schon vorüber,
Als ich mich zum Rückweg wandte,
Als mein Blick zum letzten Male
Sah in diese unermeßlich
Abgrundtiefen Felsentäler.
Lange noch im Schlummer hört' ich
Wie im Traum das ferne Rauschen
Jener Katarakte und der
Dunkeln Nacht geheimnisvolle
Stimmen, die mir raunten zu das
Lied vom Werden und Vergehn.

New York. Curt Thiersch.



An meine Mutter.

Wo And're treulos, bliebst allein Du wahr,
Wo And're zweifelnd, hattest Du Vertrauen,
Wo And're kränkten, reichte Trost mir dar
Dein Herz so rein wie Thau beim Morgengrauen.
Von Antlitz zart und zierlich die Gestalt,
Von froher Laun', doch innigem Gemüte,
Die Seele klar als wie der Bach im Walde
Schuf die Natur Dein Bild in selt'ner Güte.
Seitdem das Schicksal bettete im Duft
Den heißgeliebten liebevollen Gatten,
Dem kindlich Herz schlug in der Mannesbrust,
Beschleicht Dein Lächeln stets ein leiser Schatten,
Dein Herz ergeht sich auf Arkad'schem Hage
Und träumt den Traum vergang'ner froher Tage.

New York. M. A. Lesser.

Stark gleich Deutschlands großen Söhnen.

Stark gleich Deutschlands großen Söhnen,
Zart wie Deutscher Frau'n Gemüt,
Unser Hoffen, unser Sehnen,
Es erklingt in deinen Tönen,
Du mein trautes, Deutsches Lied.

Wem der Deutschen Eichen Rauschen
Jemals traute Träume spann,
Nie wird müd er dir zu lauschen —
Wie die Muschel Meeresrauschen
Hält ihn fest dein starker Bann.

Uebers Weltmeer, lenzverkündend,
Folgtest Du der Sonne Gang.
Wie die Flamme lodernd, zündend
Springt im Urwald, stammverbindend,
Zündete dein Zaubersang.

Von des Nordens Eisaltären
Bis zur Südsee Blumenstrand,
Von den ew'gen Cordilleren
Bis zu Deutschlands fernen Meeren
Knüpfest du der Einheit Band.

New York. Arthur Schönstadt.



Auri Sacra Fames.

Wolkenlos blaut der Himmel. Leuchtender Sonne Strahl
Flammt ob der blühenden Ebene, flammt über Hügel und Tal,
Liegt auf der fernen Sierra, schneeig in weißem Glanz,
Gleitet durch dunkle Föhren, schwimmt ob der Gärten Kranz,
Birgt sich im Schoß der Rose duftig und warm und hold,
Spielt in dem schwarzgrünen Laube auf der Orangen Gold —
Frühling im Lande der Sonne, Frühling am Goldenen Tor,
Frühling vom Weltmeerstrande bis zu den Firnen empor!

Schimmerndes Land der krystallenen Berge,
Wundersam lockst du, o goldener West!
Lockest der Menschen arbeitend Gezwerge,
Rufest die Jugend und bannest sie fest.
Hei, wie der wachsende Busen sich dehnet,
Hei, wie's im schwellenden Herzen sich sehnet!
In deinen blauen, unendlichen Weiten,
Auf deinen Bergen, in den Gebreiten,
Schaffst du aus Zwergen ein Männergeschlecht.

Denkst du vergangener Zeiten, Alter im weißen Bart,
Rauchend auf breiter Veranda, nach alter Männer Art
Friedlich im Lehnstuhl sitzend, unter dem Feigenbaum?
Kommt dir verlorenes Sinnen? Kommt ein vergessener Traum?

Sangen geheime Mächte
In der Natur schwarzewigen Tiefen,
Weckten die Kräfte, die brütend schliefen
Durch des Chaos weltschwangere Nächte:
Wir wirken und schaffen
Das gleißende Gold.
Es muß sich gestalten
Wie wir es gewollt:
In Klüften sich fügend
Zum weißen Gestein,
Durch Wasser hinstrebend
Zum Sonnenschein.
Es rollt auf dem Boden
Der reißenden Flut,
Es glitzert und gleißt in des Lichtes Glut.
Der Sterbliche sieht es, und düst're Gewalten,
Sie werden ihn fassen, sie werden ihn halten.
Wie hoch seine Seele auch streben gewollt,
Ihn zieht's in die Tiefe, ihn meistert das Gold.

Hörst du den Sang, weißbärtiger Alter?

Sie kamen in bunten Schaaren,
Es lockte das rote Gold.
Sie ließen Heimat und Freunde,
Sie ließen der Minne Sold.
Sie ließen das hohe Streben,
Sie ließen die kleinliche Not,
Zerbrachen ihr altes Leben
Mit dem Kampf und der Sorge um Brot.

Sie kamen gen Abend gezogen
Aus Süd und Ost und Nord,
Sie hörten den Sang aus der Tiefe
Wie ein unverstandenes Wort.
Das Gold, es gleißt aus dem Sande
Im zitternden Sonnenschein,
Und aus ihm steigt ein Träumen
Von künftigem Glücklichsein.

Dem träumt es von Macht und Ehren
In ragendem Steinpalast,
Und Der träumt von wildem Genießen,
Von Nächten durchspielt und verpraßt
Mit Würfeln und Wein und Weibern
In sinnbetörender Glut,
Wo fiebernde Pulse schlagen
Und rast das kochende Blut.

Das Wasser rauscht über die Steine,
Es funkelt das rote Gold,
Und aus ihm steigen die Träume,
Die Jeder hat schauen gewollt.

Dumpf aus dunk'len Bergesklüften
Summt geheimnisvoller Mächte
Langverhallend, tiefes Raunen:

Hebe, hebe aus der Erde
Deines Glückes gold'ne Krone,
Daß es dir zu eigen werde,
Daß es ewig bei dir wohne.

Gold beherrscht der Menschen Dichten,
Gold besiegt des Elends Geister,
Gold wird deine Seele richten,
Gold ist selbst der Schande Meister.

Gold wird dich zur Höhe heben
Ueber allen Erdensöhnen,
Gold erleuchtet dunk'les Leben,
Wird die Siegerstirne krönen.

Gierig folgt in dumpfe Zauberschächte
Heißen Blicks dem Sang die wilde Menge.
In die schwarzen Windungen der Nächte
Stürzt sich blind das hastende Gedränge.
Eilend wird das finst're Reich durchmessen
Und die heil'ge Sonne wird vergessen,
Denn um Gold verkauft man ihren Schein.

Doch am Ende jener Pfade kauert
Stier und bleich und triefend die Verwesung.
Jäher Schrecken durch ihr Opfer schauert,
Und vergeblich gellt es nach Genesung,
Flucht umsonst dem trügerischen Locken,
Flucht verzweifelnd bis die Pulse stocken,
Denn des Goldes Meister ist der Tod.

Doch wen in das lichtbeglänzte Leben
Statt in dunk'len Schacht der Trieb geführt,
Wem der heil'ge Talisman gegeben,
Den die blöde Habgier nie berührt,
In der Götter heit're Regionen
Schwingt er sich in ew'gem Jugendmut —
Der Erkenntnis und der Schönheit Zonen
Schaut er in der Liebe Sonnenglut.

Heilige Sonne, ewige Liebe,
Tiefer Quell, dem die Welt entsprang!
Dir ertöne des Lebens Hymnus,
Dir erklinge der Freude Gesang!
Jugendschön durch die Ewigkeiten
Strahlend erglänzt dein schöpferisch Licht,
Und zu den Geistern, die du erleuchtest,
Drängt sich der Jammer der Erde nicht.
Froh erschauend,
Wirkend, bauend,
Fühlen sie heiß die unendliche Liebe,
Werden sie selber zu Schöpfern der Welt.

Library of Congreß, Washington, D. C. Ernest Brunden.



Frühlingsmorgen.

Ein erster wachgewordner Frühlingstag.
Durchs offne Fenster strömt sein weicher Hauch,
Und neues Leben pulst mit lautem Schlag,
Und jagt die Säfte durch den kahlen Strauch.

Ein früher Sonntagsmorgenfrieden.
Die Spatzen nur, die mit der Sonne wach,
Sie lärmen frühlingsfroh auf meinem Dach,
Des Lebens froh, wies ihnen just beschieden.
Des Hauses Kater auf dem Gartenzaune
Streckt faul die Knochen äußerst übler Laune
Als Folgen einer laut durchschwärmten Nacht
[Was Jeder kennt, der dies schon mitgemacht].
Und duckt sich wieder, blinzelt in das Licht
Sonst stört ihn Spatzenlärm und Frühling nicht.

Ich mache froh, das Pfeifchen in dem Munde,
Durch meinen Garten eine frühe Runde;
Ringsum bei Nachbarn keine Seele wach!
Ein leichtes Wölkchen steigt von meinem Dach,
Dort wird man mir mit arbeitslieben Händen
Dem Frühen schon ein frühes Mahl vollenden.
Derweilen will ich werktagsmüd beladen,
Die Seele in der Morgenfrische baden.

Nach meiner Bank am Birnbaum zieht's mich hin.
Von dort seh ich des Meeres Flut sich weiten,
Dort werd ich ruhig, wenn ich traurig bin,
Wenn sich der Sehnsucht lose Schwingen breiten.

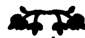
Ein Schifflein schaukelt fern auf lichten Wogen,
Wie in der Brise sich die Segel runden,
Bin auch wie du unstät herumgezogen
Und hab des Hafens Frieden doch gefunden.
Es ist der Segen sturmbewegter Reisen,
Sie lernen uns des Hafens Stille preisen
In deren Lichte unsre Seele reift,
Und groß wird, und nach Sternen greift.
Glück auf! du kleines Schiff da draußen,

Ich kenn' den Drang, der deine Steuer leitet,
Des Schiffers Mut, wenn Wetter brausen
Und stolz dein Kiel die Flut durchschneidet.
Ich fühl das Sehnen, wenn die Fernen winken
Und Lieb und Heimat hinter dir versinken,
Und nimmer, nimmer wiederkehren . . . .

Der stolze Schiffer aber denkt
Daß sein der Fernen goldne Pracht,
Wenn kühn die Hand das Steuer lenkt
Durch Morgenrot und Sturmesnacht!
Und lernt nur: jede Fahrt bringt neues Leid
Erschließet neuen Leiden, neue Pforten
Doch sucht er Fernen unstät nah und weit
Bis auch die Heimat Ferne ihm geworden.
Das ist das Schicksal aller Sturmgenossen
Die mit dem Schifflein Sehnsucht fuhren
Auf einem Meere glanzumgossen,
Nach eines Traumlands lichten Fluren.

Dann findet euch ein später Sommertag
Verzagt an einen stillen Strand getragen
Der müd im herben Duft des Meeres lag;
Dort wollt das Schifflein Sehnsucht ihr zerschlagen.
Dort wollt ihr auch ein trautes Gärtlein pflegen
Mit bunten Blumen drinn und einem Ausblick auf die See
Wie meines hier; mit überbuschten Wegen,
Voll Sommerfriedens. fern von Haß und Weh.
Hier wollt ihr still und wunschlos hausen
Wie Einer, der des Leids genug getragen.
Und heit'rer Seele seht ihr weit dort draußen,
Die Sehnsuchtskranken nach den Fernen jagen.

Boston, Mass. August Homburg.



Deutsch-Amerika.

Aus deutscher Heimat schönen Gauen
An Geist und Kraft so segensschwer,
Wo süßer Märchen Blumen blauen,
Wo Sänge rauschen glüh und hehr,
Wo aus der Künste Wunderschooße
German'sche Meisterschaft sich rang,
Grüßt uns Erinn'rung, lichte, große,
Wie Flötenton und Glockenklang.

Denn aus Germanenlandes Ferne
Trug in der schönsten Sendung Sold,
Geführt von seinem Wandersterne
Der Deutsche westwärts deutsches Gold.
Hier prägte er in ernsten Taten
Ins Leben es der neuen Welt,
Ob deren deutschen Geistessaaten
Ein starker Stamm die Hochwacht hält.

Schaut rings das Keimen und das Sprossen
Der goldenen Germanensaat.
Heil Euch, Ihr wack'ren Stamm'sgenossen
Mit Schwert und Feder, Pflug und Spat.
Heil Euch, die Ihr der Väter Erbe
Gehütet habt mit starker Hand,
Daß hier nicht welke und verderbe
Dein Sproß, du deutsches Vaterland!

Der Muttersprache Kraft und Schöne,
Des Heimatliedes trauten Klang,
Ihr pfleget sie, Germanias Söhne,
Auf Eurer Wandrung Wechselgang.
Was Euch die Mutter mitgegeben
An Herzensgütern, reich und schwer,
Der neuen Welt trugt Ihr's ins Leben —
Und tausend deutsche Gaben mehr.

Und in der Freiheit heißem Ringen,
Und für der Einheit Staatenband,
Wie führten da die deutschen Klingen
Zum Sieg dies neue Vaterland!

Der Erste auf dem Feld der Ehre,
Der Tapferste in blut'ger Schlacht,
Hat auch des deutschen Mannes Wehre
Dies Land mit frei und groß gemacht!

Wofür sie kämpften einst und litten,
In tausend Nöten, tausend Müh'n,
Sei von den Enkeln treu gestritten
Vom Morgen- bis zum Abendglühn. —
Wie dreist der Feind auch seine Fänge
In uns're Väter Erbgut krallt,
Weicht doch bei deutscher Schwerter Klänge
Das Heer fanatischer Gewalt. —

Herbei, herbei, d'rum Brüder, Alle!
Zur Klinge führt die deutsche Faust,
Schlagt! daß bei deutschen Hieben falle,
Wer an der Freiheit Lorbeer zaust. —
Dem leuchte nie der Freude Schimmer
Mehr, — der vor Schergen schweigen kann,
Den, — Brüder, nenne nie und nimmer
Mehr Bruder, je ein deutscher Mann.

Doch, Dir Columbia, voll ertöne
German'scher Stämme mark'ger Schwur:
„Wie uns're Liebe Deiner Schöne
Gilt alles, Deiner Ehre nur!"
Wenn wir um Hals und Brust Dir legen,
Was uns Germania beschied,
Des deutschen Geistes vollen Segen
In Wissen, Kunst, — in Wort und Lied.

Heil Dir, mein Volk vom echten Schlage!
Heil Dir, mein Volk, voll Kraft und Mark!
Erhebe Dich zum vollen Tage!
Sei einig! denn, dann bist Du stark!
Sei mutig! und Du wirst erringen
Den Sieg, mit Würde und mit Ruhm!
Sei treu! Dann wird das Werk gelingen.
Stolz thront Dein Gott Germanentum!

St. Louis, Mo. Pedro Ilgen.



Mein Pensionär.

Aus der Odyssee eines deutschamerikanischen Zeitungsschreibers.

Von Martin Drescher.

In den niedrigen, feuchten Raum, in dem ich für etwa vierhundert zahlungsfähige, wenn auch keineswegs immer zahlungswillige Abonnenten den „Volksfreund" zusammenstellte, trat ein hagerer Mensch in abgerissener Kleidung, mit eingefallenem Gesicht.

„Ich wünsche den Redakteur des Blattes zu sprechen", sagte er mit einer Stimme, die wie Donnergrollen dröhnte.

Seufzend kletterte ich von meinem hochbeinigen Schemel herunter. Ich war grade dabei, den Leitartikel zu verüben, der mit meinen politischen Gegnern fürchterliche Abrechnung hielt. Die Störung kam mir, da der Setzer sehnsüchtig auf das Manuskript wartete, recht ungelegen.

Ich steuerte auf den Eindringling los, der an der Tür stehen geblieben war, und erklärte ihm, daß ich die gewünschte Person sei. „Mein Name ist Mühlen, eigentlich von und zur Mühlen", sagte er, jedes Wort förmlich herausrollend. „Ich bin ehemaliger preußischer Degenfähnrich. Ich beabsichtige Mitarbeiter an Ihrer Zeitung zu werden. Ich glaube dazu befähigt zu sein; ich habe schon für Kirchenzeitungen geschrieben."

Ein Zeitungsschreiber ist so leicht nicht zu erschüttern, aber dieser Degenfähnrich außer Diensten, der kirchlichen Zeitschriften Beiträge geliefert hatte und jetzt Mitarbeiter des hyperradikalen „Volksfreund" werden wollte, verblüffte mich tatsächlich.

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie uns mit Ihrer Feder unterstützen wollen," stotterte ich, „doch glaube ich kaum, daß wir Sie nach Verdienst honorieren können" — du lieber Gott, ich hatte in den letzten drei Wochen etwa zehn Dollars alles in allem ausgezahlt erhalten — „aber, bitte, nehmen Sie Platz, ich bin gleich mit meiner Arbeit fertig, dann können wir in aller Ruhe mit einander reden.

Es drängte mich, den seltsamen Kauz näher kennen zu lernen, der seine militärische Laufbahn als Degenfähnrich hatte abschließen müssen. Sein Aussehen zeugte davon, daß er viel gelitten hatte im Lande der Freien und Braven, und daß es ihm noch immer erbärmlich ging. Viel konnte ich nicht für ihn tun; immerhin langte es, ihn mit ein paar Schoppen kühlen Bieres zu bewirten.

Ich machte mich wieder an meinen Leitartikel. Doch fürchte ich, daß ich meinen Gedanken nicht die schneidende Schärfe verlieh, wie ich beabsichtigt hatte. Ich mußte immer wieder nach dem Fremdling hinüberschielen, der steif und feierlich auf seinem Stuhle saß, als befände er sich in der Amtsstube seines Regiments.

Die letzte Zeile war geschrieben. Aufatmend legte ich Papier und Bleifeder beiseite, schwang mich von meinem hohen Sitze herab und griff nach meinem Hut.

Mit strammem Ruck erhob sich der ehemalige Degenfähnrich und öffnete diensteifrig vor mir die Tür.

Wir betraten mein Stammlokal, in dem die Wirtin gerade den Freilunch aufgestellt hatte. In heißer Gier hefteten sich die Augen meines Begleiters auf die Wurst- und Käsescheiben. Aber als wohlerzogener Mensch bezwang er sich. Erst als er den ersten Schluck Bier — natürlich auf mein Wohl — heruntergespült hatte, langte er mit leicht zitternder Hand nach den lockenden Gaben.

Dann kamen wir ins Plaudern.

Binnen zehn Minuten kannte ich den Lebenslauf des bedauernswerten Menschen.

Er hatte studiert, war, da die trockene Jurisprudenz ihm nicht behagte, Soldat geworden, hatte, da er den Vorgesetzten nicht behagte, als Fähnrich seinen Abschied genommen und sich nach Amerika eingeschifft, um in der Fremde sein Glück zu probieren.

Zehn Jahre weilte er jetzt im Lande, ohne anderes als Enttäuschungen gesammelt zu haben.

Er war Sprachlehrer gewesen, Geschirrwascher, Hausknecht, Nähmaschinenagent, kurz alles das, was wir andern auch einmal waren oder noch heute sind, die wir nichts herübergebracht haben als unsere Bildung.

Jetzt stand es besonders schlimm um den armen Burschen. Er war seit Monaten ohne Stellung und Einnahmen. Ein Freund, der, selbst ein Habenichts, ihm großmütig Unterschlupf gewährt hatte, war in eine andere Stadt verzogen. Der Fähnrich außer Diensten wußte nicht, wo er über Nacht sein Haupt zur Ruhe betten sollte.

Ich hielt mich nicht damit auf, ihm Trost zuzusprechen. Aus bitterster Erfahrung wußte ich, wie hohnvoll dem Armen wohlfeile Trostsprüche klingen. Ich forderte meinen neuen Bekannten auf, am Nachmittag wieder vorzusprechen; ich wollte mich nach einer Wohnung für ihn umschauen.

Er rollte eine Menge Dankesworte aus seinem Munde und entfernte sich, nachdem er der schmucken Wirtin einen zärtlich bewundernden Blick zugeworfen und seinen Strohhut, es war um die Mitte des Oktobers, graziös geschwenkt hatte.

Ich kehrte an mein Schreibpult zurück, um pflichtschuldig in meiner Wochenplauderei meine Ansicht über die neuesten öffentlichen und privaten Skandalaffären auszusprechen.

Es gelang mir, dem Obdachlosen ein Unterkommen zu verschaffen. Ein eifriger Leser des „Volksfreund", der das Abonnement jahrelang schuldig geblieben war, erklärte sich bereit, ihn aufzunehmen.

Mit dröhnender Stimme versicherte mir der zu einem Obdach Gelangte, daß ich jederzeit in Zukunft auf ihn rechnen könnte.

Am andern Tage stellte er sich wiederum bei mir ein, wieder zur Frühstückzeit. Wir nahmen wie am Tage zuvor Trank und Imbiß bei der behäbigen Wirtin, die er mit liebenswürdiger Vertraulichkeit begrüßte. Er griff wacker zu und lobte freigebig die für jedermann aufgebauten Speisen. Als er sich gesättigt hatte, gab er allerlei aus seinem Leben zum besten. Vor allem erzählte er von seiner Soldatenzeit, deren Glanzpunkt ein Säbelduell bildete, bei dem er seinem Gegner, einem Ulanenfähnrich, eine Schmarre, die vom linken Ohr bis zur Nase reichte, durch das Gesicht geschlagen hatte. Seine Gestalt reckte sich bei der Erzählung. Bewunderung fordernd, blickte er von mir zur rundlichen Wirtin.

Von da an kam er jeden Morgen, mit mir zu frühstücken. Auch pflegte er mich des Nachmittags, wenn meine Arbeit beendet war, zum Dämmerschoppen abzuholen. Geld hatte er nie, doch beteuerte er bei jeder Zusammenkunft, daß er die allerschönste Aussicht habe, in nächster Zeit eine Stellung zu erhalten. Er sagte das sicher in gutem Glauben. Denn er war keineswegs ein Müßiggänger. Er schrieb zahllose Briefe an Leute, die Agenten suchten, und verbrauchte in zwei Wochen den ganzen Vorrat an Briefmarken, der im Redaktionslokal zu finden war. Er machte auch Besuche, um Arbeit zu erlangen. Leider stieß er ausschließlich auf Geschäftsmänner, die von seinen wertvollen Diensten keinen Gebrauch machen konnten. Da er ein sehr genügsamer Mensch war, dessen einzige Passion eine Pfeife Tabak bildete, so kam er mit den Mahlzeiten, die wir zusammen einnahmen, und mit dem bischen Geld, das ich ihm dann und wann zustecken konnte, ganz gut aus.

Dennoch ließ er nicht nach in seinem Eifer, Briefe zu schreiben und Besuche zu machen. Auch hatte er eigene Ideen, in den Besitz von Geld zu kommen.

Voll freudiger Erregung teilte er mir eines Tages mit, daß er bereit sei, Anzeigen für den „Volksfreund" zu sammeln. Den Gedanken, Mitarbeiter zu werden, hatte er bald nach Beginn unserer Bekanntschaft fallen lassen.

Er erzählte von den gewaltigen Erfolgen, die er als Anzeigen-Agent im fernsten Westen gehabt hatte und schwor bei der Unbeflecktheit seines Namens, daß er die Spalten der Zeitung mit bestbezahlten Annoncen füllen würde.

Drei Monate ist er als Agent tätig gewesen.

Seine Anstrengungen brachten nicht die wünschenswerten Früchte. Nur einmal während der ganzen Zeit gelang es ihm, eine Anzeige zu ergattern. Ein gutmütiger Gärtner gab ihm ein dreizeiliges Inserat.

Nie werde ich den Tag vergessen, an dem die Kommissionsgebühr fällig war, die der ehemalige Degenfähnrich zu fordern hatte.

In aller Frühe stellte er sich ein, sein Geld, ganze fünfundzwanzig Cents. in Empfang zu nehmen. Unruhig rannte er in dem niedrigen Raume auf und ab. Der Besitzer der Zeitung ließ auf sich warten, wie er das regelmäßig

tat. Der Mann, der von ihm fünfundzwanzig Cents zu fordern hatte, erging sich ob dieses Ausbleibens in den seltsamsten Vermutungen. Schließlich behauptete er geradezu, der schlechte Mensch käme nur deshalb nicht, weil er ihm das sauer verdiente Geld vorenthalten wolle. „Aber das wird ihm nicht gelingen", rief er mit dröhnender Stimme. „Ich werde mein Geld zu bekommen wissen, und sollte ich mich an den Richter wenden."

Glücklicherweise brauchte er die schreckliche Drohung nicht wahr zu machen. Der Herausgeber des „Volksfreund" kam zur Mittagszeit und zahlt ohne Wiederstreben den Quarter aus, die erste und letzte Provision, auf die der verabschiedete Fähnrich Anspruch hatte. Was er mit dem Gelde begonnen hat, habe ich nicht erfahren. Wahrscheinlich hat er es in dem Lokal, in dem die behäbige Wirtin waltete, in schäumenden Gerstensaft umgesetzt. Bei seinem noblen Charakter ist die Annahme gerechtfertigt, daß er die Holde eingeladen hat, mit ihm ein Gläschen zu leeren.

Allmählich mochte er wohl selbst einsehen, daß er zum Anzeigensammeln nicht so recht tauge. Er sah sich nach anderen Erwerbsarten um und verfiel auf wahrhaft imponierende Ideen.

„Jetzt weiß ich, wie ich mich auf einen Schlag von allen Sorgen befreie," schrie er einmal auf, nachdem er lange nachdenklich an seiner Tonpfeife gesogen.

„Wie denn?" fragte ich, neugierig von meinem Pult, an dem ich wieder einmal leitartikelte, zu ihm aufschauend.

„Ich heirate eine reiche Frau," sagte er, an seinem abgeschabten, ausgefransten Röckchen mit einer gewissen Selbstbewunderung herabblickend.

„Sie haben eine gute Partie in Aussicht?" fragte ich erstaunt. „Das freut mich von Herzen."

„Nichts Bestimmtes," entgegnete er, ernsthaft abwehrend. „Aber ich werde schon etwas Passendes finden."

Das Passende hat sich leider nicht gefunden. Er war ein großer Damenfreund, ein Mann, der es ehrlich mit dem Heiraten meinte, aber, trotzdem er es in Preußen bis zum Degenfähnrich gebracht hatte, ein vermögendes Jungfräulein, eine wohlhabende Wittib konnte er sich nicht erangeln.

Er mußte versuchen, auf andere Weise zu regelmäßigen und reichlichen Mahlzeiten zu gelangen. Er tat es in seiner eigenartigen, genialen Weise.

Ich hatte Zahltag gehabt. Drei harte Silberdollars waren mir in die bereitwillig ausgestreckte Hand gedrückt worden. Was sollte ich damit beginnen? Seit Wochen schuldete ich die Miete. In die Schuhe sickerte der Schnee mit unverschämter Zudringlichkeit. Der dünne Sommer-Ueberzieher rief ein spöttisch-mitleidiges Lachen bei den Bekannten hervor. Der Magen knurrte, die Kehle war ausgedörrt.

Melancholisch wog ich die drei Silberlinge in der Hand, als ich auf die Straße trat.

Da hörte ich meinen Namen durch den trübfeuchten Abend schallen. So kräftig, so selbstbewußt rief nur einer: mein Degenfähnrich.

Mit raschen Schritten kam er auf mich zu. Er hatte im Freien gewartet, da er in der letzten Zeit ungern ins Redaktionslokal ging, angeödet durch das mürrische Gesicht des Besitzers des „Volksfreund", der immer Anzeigen, nichts als Anzeigen von ihm haben wollte und ihn noch nicht ein einziges Mal im Wirtshause freigehalten hatte.

„Ich brauche einen Dollar," sagte er einfach und schlicht, nachdem er mir herzhaft die Hand geschüttelt hatte. „Ich brauche ihn notwendig, um etwas Großes zu beginnen."

„Ich brauche eine ganze Anzahl Dollars aufs notwendigste," entgegnete ich mit einem schwachen Lächeln.

Ich versuchte ihn zu überzeugen, daß es mir diesmal nicht möglich sei, ihm beizuspringen, aber er drang so flehend in mich, daß ich mich schließlich erweichen ließ und ihm den dritten Teil meines Vermögens einhändigte.

Nun besaß ich noch zwei Dollars. Sollte ich heimgehen und das Geld der harrenden Hauswirtin übergeben? Dann war ich völlig blank, dann konnte ich den kommenden Sonntag den vielen Fasttagen meines Lebens hinzufügen.

Mein Magen knurrte, meine Kehle war ausgedörrt. An die Beschwichtigung dieser schlimmsten Tyrannen mußte ich zu allererst denken.

Entschlossen, die Hauswirtin noch länger schmachten zu lassen, wanderte ich in ein Restaurant, in dem es für wenig Geld ein gutes Abendessen gab.

Freundlich grüßte mich, nachdem ich an einem der runden Tische der Gaststube Platz genommen hatte, durchs offne Küchenfenster das Wirtstöchterlein, eine schlanke, biegsame Gestalt mit Rehaugen, an der mancher bewundernde Blick der Gäste haften blieb.

Ich machte meine Bestellung und konnte mich nach kurzer Zeit in ein zartes, frisch gebratenes Kalbskotelett vertiefen, was ich mit wahrhaft schwärmerischem Eifer tat. Da auch das Bier frisch und wohlschmeckend war, vergaß ich bald meine Sorgen und überließ mich ganz dem Behagen, das volle Gläser und Schüsseln verleihn.

Ich träumte, beim vierten Schoppen angelangt, grade von lichterer Zukunft, als die Tür sich öffnete und in das mit Gästen gefüllte Lokal ein neuer Kunde kam.

Tänzelnden Ganges durchschritt er das Zimmer, in der Hand einen mächtigen Blumenstrauß schwingend.

Ich glaubte, von einer Erscheinung, die in ein Nichts zerrinnen würde, genarrt zu sein. Denn dieser tänzelnde, blumenstrauß-bewaffnete Jüngling älteren Jahrgangs konnte doch unmöglich mein Degenfähnrich sein, er, dem ich vor einer Stunde den Dollar anvertraut hatte, mit dem er etwas Großes beginnen wollte.

Er war es tatsächlich.

Mit jener Eleganz, die er in seinen Fähnrichtagen erworben hatte, schlängelte er sich an den Tischen und Gästen vorüber zur Küche hin.

Als er mich erblickte, stutzte er. Er erblaßte und blieb stehen. Offenbar wußte er nicht, ob er reden oder schweigen sollte. Endlich stotterte er hastig: „Sie verkennen mich, gewiß — Sie — ich wollte — —"

„Ich verkenne Sie durchaus nicht," entgegnete ich ein wenig kühl. „Ich sehe, daß Sie auch ein großer Blumenfreund sind. Daß Sie ein großer Damenfreund sind, wußte ich schon lange."

„Nein, nein, Sie verkennen mich," rief er bestürzt. „Warten Sie nur bis morgen; dann werde ich Ihnen alles erklären!"

Nach diesen Worten tänzelte er weiter, in die Küche hinein. Dort drückte er, begleitet vom Gelächter roher Gäste, dem erglühenden Wirtstöchterlein die Blumen in die Hand. Tänzelnd, wie er gekommen, entfernte er sich darauf, ohne ein Wort gesprochen, ohne eine Erfrischung zu sich genommen zu haben.

Am andern Tage kam er zu mir, sichtlich gedrückt.

„Ich will Ihnen alles offenbaren," sagte er, „und Sie werden mir verzeihen. Nicht aus Liebe habe ich der jungen Dame das Bukett gebracht. Ich tat es, weil es in dem Lokal so gutes Mittagessen und Abendbrot gibt. Ich dachte, ich würde wegen des Blumengeschenks fortan dort, sozusagen, auf Kredit essen dürfen. Ich war eben da", fuhr er mit tiefem Seufzer fort, „aber niemand hat mich zum Essen eingeladen."

Versöhnt reichte ich ihm die Hand und nahm ihn mit zum Freilunch.

Der Blumenkauf war sein letzter Geniestreich, von dem ich erfuhr.

Er bekam die Stadt satt.

Er erinnerte sich plötzlich an einen Freund in Chicago, der immer gern mit ihm Skat gespielt hatte. Bei dem, meinte er, würde er gut aufgehoben sein.

Auf seine Bitten verschaffte ich ihm eine Fahrkarte. Er verließ mich und hat nie wieder etwas von sich hören lassen.

Ich denke seiner oft mit einem Lächeln voll leiser Wehmut; aber je mehr ich an ihn denke, desto mehr befestigt sich in mir die Ueberzeugung, daß Amerika kein geeignetes Land ist für preußische Degenfähnriche.

Chicago, Ill.



Wohin?

Ich kenn dich wohl mit deinem sanften Mahnen,
Du treuer Wald, wenn dich der Herbst durchzieht.
Es geht durchs Herz dann auch ein leises Ahnen
Wenn, was dich schmückt und dich belebt, entflieht.
Und wie ich so auf stillem Pfade schreite,
Wo lautlos Blatt auf Blatt herniederschwebt,
Schaut träumerisch von Nahem in das Weite
Mein Blick, und ich denk' derer die gelebt.

Kein Mensch wohl lebte fruchtlos je sein Leben.
Und fügt's zum Ganzen, wie zum Wald dies Blatt,
Nur ein Atom zu einem weitern Streben, —
'S war zwecklos nicht, daß er gelebet hat.
Es sanken vor uns, wie hier in dem Walde,
Geschlechter auf Geschlechter in den Staub,
Doch mehrete ohn' Unterlaß das Alte
Das Streben in dem Neuen, wie dies Laub.

Von Keim zu Keim, von Stufe stets zu Stufe,
Treu der erhab'nen Lehrerin Natur,
Stieg, oft zerstört fast vom Barbarenhufe,
In stetiger Entwicklung die Kultur.
Es sanken Volk auf Volk sammt ihrem Samen
Ehe ein Geisteskeim die Blüte trieb
Die jene Hand führte und ihren Namen
Als rohes Zeichen in den Stein uns schrieb.

Erfahrung stieg auf der Erfahrung Rücken
Und schaute weiter von erhöhtem Stand,
Und was sich Neues zeigte ihren Blicken
Gab sie den Nachihrkommenden bekannt.
Und Weise standen auf in jedem Stamme,
Und seine Seher hatte jede Zeit,
Die mit des größren Wissens hellrer Flamme
Weithin des Volk's beschränkten Blick befreit.

Nur langsam sanken Fesselen und Schranken
Von dem, durch Wissensdurst gespornten, Geist,
Und höher, immer höher, schwebten die Gedanken,
Wie höher jeder Ring des Adlers kreist.

Ob auch Zeitalter forschend sich verstiegen
Den rechten Weg Jahrhunderte verfehlt,
Es mußte Galliläis Wahrheit siegen
Zu der er sich den eignen Weg gewählt.

Und als sich Licht in tiefre Schichten senkte,
Durch die 's ein Guttenberg erhellend schoß,
Das Volk auf Volk in geistge Bahnen lenkte,
Und den ersparten Wissensschatz erschloß;
Wie mehrte sich der Wissenden und Lenker
Und Forscher Zahl, und deren geistig Mühn,
Daß tausende nun gegen einen Denker
Fortan des Fortschritts Siegeswagen ziehn.

Hat dieser Menschenalter oft gerastet,
Von Vorurteil und Glaubenswahn gehemmt,
Er nun mit fieberhafter Schnelle hastet,
Daß keine Macht der Erde ihn mehr dämmt.
Und doch, wohin? Was sind des Jagens Ziele?
Was strebt er an, der freigewordne Geist?
Der immer weitre Massen ins Gewühle
Des mächt'gen, fesselfreien Stromes reißt? —

Der Künstler, ob mit dem Akkord der Töne,
Des Wortes Macht, der Farben Harmonie;
Er strebt dem Einen zu: der höchsten Schöne,
Doch, wie Erhabnes er auch schafft, — Vollendung nie. —
Und so der Denker; frei nun jeder Bande,
Der kühn hinausgreift in den Weltenraum,
Und mit geschultem Wissen und Verstande
Den Erdkreis absucht bis zu seinem Saum. —

Und ob er nachspürt auch auf allen Wegen
Der großen, ständig lehrenden Natur, —
Zwingt er die Kräfte all' die sie bewegen; —
Ein Sucher bleibt er auf der Wahrheit Spur.
Sie wird sich höher, immer höher heben,
Wie stetig sich das Ziel erweitert hat.
Die Summe der Erfahrung die das Leben
Uns giebt, — sie steht an ihrer Statt.

Pittsburg. Wilhelm Heeren.



Weihnacht.

Von großem Heile, das uns widerfahren,
Verkündet eine wundersame Mär
Der Weihnachtsbaum in unsrer Jugend Jahren
Und füllt das Herz mit froher Hoffnung schwer.

Was unbewußt nur in des Kindes Seele
Sich offenbart in jener heil'gen Nacht,
Drängt aus dem Busen fröhlich in die Kehle
Und preist mit Ruf und Lied der Liebe Macht;

Der Liebe, die den Felsen überwunden,
Mit ihrer Treue selbst den Tod bezwang,
Der Liebe, die das Herz zum Herz gebunden,
Mit ihrem Band die ganze Welt umschlang. —

Die Jahre fliehen und die Sorgen haben
Gestreut den Weg mit Dornen und Gestein;
Gar manche Hoffnung mußten wir begraben,
Und trügerisch erwies sich meist der Schein.

Mißmutig frägt da mancher nach dem Rechte
Des Lebens, das so oft Enttäuschung bringt,
Vergessend, daß das Gute durch das Schlechte,
Im Gegensatz erst zur Erkenntnis dringt.

Vergessend, daß wenn alles ganz, vollkommen,
Kein Sporn des Bessern mehr den Menschen rührt,
Und, wenn der höchste Punkt einmal erklommen,
Der Weg zum Weiterschreiten abwärts führt.

In schaler Selbstsucht neigt der Mensch zum Neide;
Verblendet streben wir nach äußerm Glanz . . . .
Als läg das Glück des Lebens in dem Kleide,
Der Wert des Mannes in dem Lorbeerkranz!

Da tut es not, daß ein Mal in den Jahren
Ein Fest erinnre an die schöne Zeit,
Als wir noch Kinder, als wir Menschen waren,
Als wir begriffen noch die Seligkeit.

Zwar tritt wohl mancher fühllos erst zum Baume,
Er schließt dem Brauche sich nun eben an;
Doch naht er sich, erfaßt's ihn wie im Traume,
Daß er des Zaubers sich nicht wehren kann.

Auf ihn auch strahlt es unvermerkt hernieder
Mit jedem Lichtgruß aus dem Tannengrün;
Erwärmend läßt es in dem Busen wieder
Der Nächstenliebe Wunderblume blüh'n.

Brooklyn, N. Y. Ernst Freyburger.



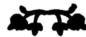
Meine Sorgen sind's allein.

Wie ich in mein Los mich füge,
Welcher Art ich mich vergnüge,
Ob ich sündhaft mich verstricke,
Ob ich schuldlos bleib' und rein,
Wie ich in die Welt mich schicke:
Meine Sorgen sind's allein!

Niemand will ich wissend kränken,
Keines Menschen Recht beschränken,
Doch auch niemals Rede steh'n.
Still und stolz durch Not und Schmerzen
Und ein heimlich Glück im Herzen
Will ich meines Weges geh'n.

Will kein Mitleid, kein Bedauern,
Hätt' ich Gründe selbst zu trauern,
Will nur finden, was ich suche,
Wär's auch spät noch einmal mein;
Ob's zum Heil mir wird, zum Fluche:
Laßt es meine Sorge sein! —

New York. Elisabeth Mesch.



„Maison Martens".

Von Max M. Simon, New York.

„Mutter Martens" fand das Problem allzu hart.

Gerade ihr hatte die verwittwete Schwester draußen in Blankenese ihr halbflügges Kücken, die blonde Else, zuschicken müssen. Um den Haushalt bei der amerikanischen Tante zu lernen.

Wie bereute die würdige „Mutter Martens" nun den letzten Besuch in der alten Heimat, wo sie ihre dreihundert Pfund in Sammet und Seide gehüllte Weiblichkeit so stolz zur Schau getragen hatte. Man konnte es der brillantengeschmückten Madame ansehen, daß es ihr drüben überm großen Teiche trefflich geglückt war. Ihr gutmütig feistes Proste-Mahlzeit-Gesicht strahlte nur so von Wohlstand und Würde. Nein, daß in New York so viel Geld mit einem Damenpensionat zu verdienen sei! — Nun hatte sie zur Belohnung die blonde Else auf dem Hals. Mit dem nächsten Schiff schon sollte das junge Mädchen in New York eintreffen.

Wohl ein Dutzend Mal hatte „Mutter Martens" den Schreibebrief ihrer Schwester durchgelesen. Rührend war es, wie die Wittwe ihr das Heil ihres Lieblings ans Herz legte. „In deiner Pension", stand es da zu lesen, „wird wohl auch für mein Kleines ein Plätzchen sein. Ich lasse Else nur ungern gehen, aber ich weiß, daß sie bei dir besser aufgehoben ist, als irgendwo in der Welt und sie wird sich auch nützlich machen. Sie ist lieb und gut und so hübsch. und sie hat sich seit deinem Besuch glänzend entwickelt."

Dann folgte eine genaue Beschreibung des blonden Mädels. Frau Strasser hatte nicht einmal die Zustimmung ihrer Schwester zu dem geplanten Besuch ihrer Tochter abgewartet. In dem Brief kündigte sie sogleich die Ankunft ihrer Else an. Nun war es mit dem „Damenpensionat" der „Mutter Martens" eine gar eigene Sache. Sie hatte draußen erzählt, wieviele nette, schöne Mädchen bei ihr seien. und wie ihr „Institut" berühmt sei, weit über die Grenzen New Yorks hinaus. Dabei hatte Madame buchstäblich die Wahrheit gesagt. Nur daß —, na ja, eine Erziehungsanstalt für höhere Töchter im eigentlichen Sinne war „Mutter Martens" Pension gerade nicht. Aber für das leibliche Wohl der Pensionärinnen war in dem „Maison Martens" trefflich gesorgt. Da waren zwei farbige „Ladies-Maids", täglich kamen die Friseuse und die Manicure. Und von acht Uhr Abends an tronte vor dem Steinway-Flügel im Parlor der langmähnige Musik-Professor. Auch getanzt wurde und gesungen. Daß bei diesen Exerzitien ihrer Pensionärinnen mehr auf die moderne französische als auf die zwar gediegenere aber dafür auch langweiligere klassische Schule gesehen wurde, zeugte nur von „Mutter Martens" fortgeschrittenem Geschmack.

Besuchsstunden waren im Pensionat von drei Uhr Nachmittags bis in den

grauenden Morgen hinein. Daß der Besuch nur aus Herren, meist elegant gekleideten älteren bestand, war eine der Eigentümlichkeiten des Institutes. Dabei beschränkte sich die Fürsorge „Mutter Martens" nicht bloß auf ihre regulären Pensionärinnen. Sie hatte unter ihre Schützlinge noch eine Menge anderer aufgenommen, deren Bilder in möglichst reizvollen Posen das dicke Album in Madames Privat-Komptor zierten.

Und nun sollte in dieses Paradies für Lebemänner und solche, die es werden wollten, ein wahrer Unschuldsengel in der Gestalt der blonden Else, der leibhaftigen Nichte von Mctter Martens, hereinschneien.

Aufnehmen mußte Madame wohl den unwillkommenen Gast, so viel stand fest. Aber ebenso sicher war es, daß Else mit dem nächsten Dampfer nach Deutschland zurückexpediert werden sollte. Die paar Tage konnte man das Gänschen ja ohne viel Mühe über die wahre Situation täuschen. Bei Tage führte man sie aus, Sehenswürdigkeiten besichtigen, und das Lämmchen würde ja gewiß um neun Uhr Abends müde werden und ins Bettchen gehen. Damit tröstete sich schließlich die würdige Tante und, nachdem sie die Pensionärinnen genau instruirt hatte, fuhr sie eines Vormittags um zehn Uhr, — „Mitten in der Nacht", stöhnte die gute Alte, — nach dem Hamburger Dock hinaus, um die Nichte in Empfang zu nehmen.

Ja, war denn das wirklich die kleine Else, die vor vier Jahren noch ein hochaufgeschossener, dürrer, unscheinbarer Backfisch gewesen war. Mit Kenneraugen musterte „Mutter Martens" das junge Mädchen, das mit ein paar leichten Sätzen die Landungsbrücke herabgeeilt war und im nächsten Augenblick am wogenden Busen der lieben Tante lag. Da war alles rund und üppig. Goldene Ringellöckchen umrahmten das blühende Gesicht und zwei veilchenblaue Augen blickten treuherzig und unschuldig zu der guten Alten auf. Ein zweiter Blick belehrte Madame, daß ihre Nichte auch noch andere Vorzüge hatte. Ein paar superbe Schultern, rassige Hüften, vielleicht ein bischen zu stark, kleine Hände und winzige Füßchen.

Und wie das Mädel plappern konnte und bei jedem dritten Worte holdselig errötete.

Die liebe, goldene Jugendzeit. Unschuldsvoll und unbewußt. Fast rührselig wurde es der würdigen „Mutter Martens" zu Mute, als sie mit der Else nach dem „Pensionat" fuhr.

Vorsichtig suchte sie die Kleine auszuholen. Ob sie schon einen Schatz habe?

„Aber, liebe Tante — —"

Sie sei wirklich ein reizender Kerl und da sei es doch wunder —

„Aber, liebe Tante — —"

Und Niemand sollte sich in dem alten Hamburg in so ein Mädel verliebt haben?

„Aber Tantchen — —"

Ganz unheimlich wurde der Alten bei so viel Unschuld und Bescheidenheit.

Im „Pensionat“ wurde Elsa in dem himmelblauen Zimmer einquartiert. Es war wunderbar, wie schnell sich Else, die doch in ganz bescheidenen Verhältnissen gelebt hatte, in das luxuriöse Leben im Maison Martens fand. Sie ließ sich von der farbigen Zofe umkleiden, Friseuse und Manicure wurden empfangen und dann war die Kleine aus Deutschland bereit, zum Luncheon herabzukommen.

Das Essen wurde im kleinen Speisezimmer serviert. Madame wollte mit ihrem Gaste allein sein.

Blitzsauber sah das Mädel aus! Mein Gott, mit der könnte man Staat machen! Das war was anderes, als die — — Aber da unterbrach Mutter Martens auch schon erschrocken ihren sündhaften Gedankengang.

Else war ja ihrer leiblichen Schwester Kind!

Aber schade war es doch um so viel Schönheit und Grazie.

Bald nach dem Luncheon fuhr Madame mit ihrer Nichte aus. In einer offenen Victoria. Die fünfte Avenue ging es hinauf und durch den vornehmen Centralpark. Und da wogte der Riesenbusen der würdigen „Mutter Martens“ vor Stolz, als sie sah, wie sich Dutzende von zylinderbehüteten Herren nach ihnen umdrehten. Auch ein paar Clubleute, „Kunden“ des Maison Martens, waren darunter. Gegen Abend das Dinner, wieder unter vier Augen. Später in der Oper, — Madame hatte ihren Plan schon geändert, wie wir sehen, — wieder ein Hälsedrehen nach der Loge, in der die beiden Damen saßen. Mit einem Kuß auf die gerötete Wange wurde Else zu Bett geschickt und dann stieg Madame mit schleifender Schleppe in den Salon hinunter.

Es war eigentlich eine stille Zeit für das Pensionat. Wie erstaunte „Mutter Martens“, als sie ihren Parlor bis auf das letzte Plätzchen gefüllt fand. Und dann wurde sie mit Fragen nach ihrem neusten Schützling bestürmt. Niemand wollte ihr glauben, daß die blonde Else ihre Nichte sei. Aber da wurde Madame ernstlich böse, und als der dicke Börsenmakler Miller, einer der Intimen des Hauses, näselte: „Sie wollen nur künstlich für die goldhaarige Venus eine Hausse kreiren“, da erklärte „Mutter Martens“ mit viel Würde und Pathos, daß sie eine anständige Frau sei und übrigens tue das Mädel so was nicht.

Enttäuscht verliefen sich die neugierigen Besucher und sorgenvoll suchte Madame zu ungewohnt früher Zeit ihr Lager auf. Es wollte ihr nicht gelingen, einzuschlafen. Immer und immer wieder hörte sie die Stimme des Versuchers. Die ganze Nacht rang sie mit dem Satan und übernächtig, wenn auch siegreich, saß sie spät am nächsten Morgen der blühenden Nichte gegenüber, der man ansah, daß sie in dem weichen Himmelbett gar trefflich geschlafen hatte.

Und das ging so Tag für Tag. Madame konnte sich nicht dazu aufraffen, der schönen Nichte anzukündigen, daß der Besuch nun lange genug

gedauert habe. Aengstlich hielt sie den blauen Unschuldsaugen des blonden Mädels die „Pensionärinnen" fern. Von Sehenswürdigkeiten zu Sehenswürdigkeiten hastete sie mit ihrem Gast. Alle Mahlzeiten nahm sie mit ihm unter vier Augen ein, jeden Abend wiederholten sich die spöttischen Anfragen im Parlor und jede Nacht nahte der Versucher, und Madame rang mit ihm und besiegte ihn und fühlte sich am nächsten Morgen elender als je zuvor. Sie war ordentlich dünn und hager geworden, die feiste „Mutter Martens".

Am Morgen des siebenten Tages raffte sie sich zu einem heroischen Entschlusse auf. Sie stieg in das himmelblaue Zimmer hinauf und fand ihre blonde Nichte, die noch etwas verschlafen wohlig die üppigen weißen Glieder im Himmelbette dehnte.

„Else, ich muß ein ernstes Wort mit dir reden", begann sie bedeutungsvoll, indem sie sich auf einen Sessel setzte, der unter ihrer Last stöhnte.

„Gewiß, Tantchen", kam es seufzend aus dem Himmelbette.

„Also, Kind, — ich weiß nicht, wie ich dir's sagen soll, — — — aber du bist doch vernünftig und wirst gemerkt haben — — "

„Was, liebes Tantchen?"

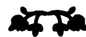
„Aber mach' mir's doch nicht so entsetzlich schwer. Hast du denn gar nichts gemerkt?" — —

Und da streckte sich der Unschuldsengel und sah die zerknirschte Frau aus ihren blauen Augen treuherzig an. „Ach, das mit der Pension?" —

„Ja", hauchte schuldbewußt die Tante. „Und so gerne ich dich habe, du wirst doch einsehen, daß ich dich nicht bei mir behalten kann. Was ich von dir weiß — — —"

„Ach Gott, Tantchen", und die hellen Tränen liefen auf einmal über die roten Wangen des Unschuldsengels, „ach Gott, Tantchen, du wirst mich doch nicht wieder wegschicken wegen des — — — des kleinen Malheurchens, das ich gehabt. — — Und Mama meinte doch, daß du — — — daß du zu allerletzt mir daraus einen Vorwurf machen würdest. — —"

Was weiter zwischen der würdigen Matrone und dem Unschuldsengel verhandelt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Tatsache ist, daß die blonde Else nicht heimgeschickt wurde. Sie ist heute der Stolz des Maison Martens und bestimmt, dereinst die Erbin und Nachfolgerin der würdigen Pensionsinhaberin zu werden.



Gedichte von J. Hoffmann.

Baltimore, Md.

1. Das Fenster des Alten.

Wie eng der Raum, wie klein die Scheiben!
Obs draußen lenzt, ob Flocken treiben,
und ob im Herbst die Blätter welken,
Geranien blühen hier und Nelken.

Jahraus, jahrein grüßt aus des Raumes Dunkel
der Blumensterne freundliches Gefunkel —

Dann trat in diese Welt, die stillgehegte,
der Tod und schlug den Alten, der sie pflegte.
Nur lauter aber rauscht vorbei der Zeiten Lauf,
und düster steht am Fenster: Zum Verkauf.

---

2. Waldkapelle im Schnee.

—Zum zwanzigsten Hochzeitstage.—

Im Hochgebirg, auf schneebedeckter Lichtung,
begann vor zwei Jahrzehnten unsrer Ehe Dichtung.
Noch rauscht sie hin, in mächtigen Kapiteln,
die auf der Seele Tiefen rütteln.

Doch wie sich zwischen Felsenblöcken
hinan den Berg die sonnbeglänzten Matten strecken,
so strebt, trotz wechselvollem Spiele
das Leben uns zum höhern Ziele.
Und mitten in dem Bild, dem unruhvollen,
fließt niedersagend, Weib, dein reines Wollen.
Und drüber ziehn goldfarbne Vögel hin:
Kindfroher Zukunft holde Phantasien.

---

3. Straßenecke der Großstadt.

Endloser Regen . . . .
Drein fährt der Wind,
Und wild umfassend die tausend fallenden Regenfäden,
bläht er das Riesengespinst auf.

In Stößen hebt er
der Laterne strahlenschießenden Lichtknauf.
Es ringen Nacht und Licht.

Wie im Wahnsinn tanzen vor der Leuchte
der Pfosten Zerrbilder
— schwarze Schlangen huschen über den Weg —
Und auch mit meinem Schatten
beginnt das tolle Spiel.

Der alte Ahorn aber steht verwundert.
Als wolle den Sturm er beschwören,
streckt er die schwarzen, kahlen Aeste.
Der Zeiten denkt er,
da die Nacht noch Nacht war.
Und fester krallt er seine Wurzeln
ins mütterliche Erdreich.



Madonna Quixota.

. . . . Ein tragisch Bild, so zieht sie durch die Welt,
Ein Wehmutszug um weichgeschwungne Lippen
Und wunderschöne Augen, sehnsuchtsvoll,
Geberden voller Grazie und ein Herz,
Das so verzehrt wird vom geheimen Feuer
Wie eine Flamme frißt ein morsches Haus.
So zieht die Liebe sie zu suchen aus,
Und was sie findet ist — ein Abenteuer.

New York. Isaye Tarlau.



Wohin?

Ein Schattenbild aus dem Leben der Menschen.

Von Geo. Giegold.

Ja, beim Reisen, da sieht man so manches, das einem zu denken gibt, namentlich, wenn man so für sich allein und weltfremd in einem Zuge sitzt. Man schaut zum Fenster hinaus in die vorüberfliegende Landschaft und auf das Treiben der Menschen oder man betrachtet seine Mitreisenden und spintisiert so vor sich hin bei dem monotonen Rollen der Räder . . . .

Fuhr ich da am Tage vor Weihnachten mit dem eleganten „Daylight Special" der Illinois Centralbahn von St. Louis nach Chicago. Nachdem ich in alter Gewohnheit im Rauchkabinette meine Zigarre mittlerer Qualität (die teueren sind mir zu stark) gemächlich verqualmt hatte, nahm ich im Hauptteile des Waggons auf einem der Plüschsitze Platz und durchstöberte die mitgebrachten Zeitungen — Depeschen aus Rußland, deutsche Literatur und, des Zeitvertreibs halber, die oft so anödenden „Berichte aus der Gesellschaft", — daß ein Bank-Präsident zu seinem Geburtstage angehimmelt wurde, daß Frau X. ihren Teeabend gegeben und wer bei diesem Klatsch anwesend war, von einer Hochzeitsfeier, wie viel er wert ist und was sie angehabt hatte, — ziemlich intim geschildert, sogar die Strümpfe, natürlich auch die Spitzen am Unterrock und, daß die von Paris wären und sechszehn Dollars die Yard kosteten — und halt so weiter.

Endlich hatte ichs satt. Also umwenden und, dabei aufblickend, sah ich da mir gegenüber, aufrecht stehend auf dem umgeschlagenen Sitze und gegen die Rückwand desselben gelehnt, ein ärmlich gekleidetes Mädchen von vielleicht sechs Jahren, das mich unverwandt mit großen, dunklen und fragenden Augen anstarrte.

Diese Augen! so sprechend, so traurig, so angstvoll, gar nicht, als ob sie einem Kinde angehörten. — An was nur erinnerten sie mich? — Da fiel mirs ein. Diese Augen erinnerten mich an die eines jungen, abgemagerten Rehes im nordwisconsiner Urwald, mit dem ich einmal an einer Wegbiegung zusammenstieß und das mich auch so rätselhaft und angstzitternd anstarrte.

Ich wollte weiterlesen, aber ich konnte nicht. Ich mußte unwillkürlich wieder auf mein Gegenüber, auf dieses starre, kleine Menschenkind blicken — und da schlug das Kind, wie beschämt, die Augen nieder.

Welch' schmales Gesichtchen und wie einfach die blonden Haare gescheitelt und hinten in zwei kleine Zöpfchen geflochten waren. Kein farbiges Bändchen daran, wie bei anderen Kindern. Ein graues Leinenkleidchen über einen grobwollenen Anzug gezogen. Wie ergeben sie die kleinen mageren Händ-

chen gefaltet hatte, — dieses Bewegungslose, — ganz das Bild einer kleinen, büßenden Magdalena, — büßend — — vielleicht für Andere!

Ich winkte ihr zu, als sie wieder aufblickte und sie kam zu meinem Sitze, hastig, mit einer Frage auf den Lippen, die ein herber Zug umspielte.

„Wohin fährst du, Kleine?" frug ich.

„Zu meiner Mama!" sagte sie leise, unsicher.

„Wo ist die denn?"

Sie blickte scheu nach dem Rauchkabinette.

„In Fort Smith! Der Onkel, der bei mir ist, hat mich gestern mitgenommen. Er bringt mich aber morgen wieder zurück!"

„Bist du immer in Fort Smith gewesen?"

„Nein, nicht immer. Onkel sagt, zwei Jahre. Ich bin von New York. Da waren aber so viele Kinder und da mußte ich fort und bekam eine Mama in Fort Smith und — da kam der Onkel gestern und ich mußte mit ihm und — und — nun kann ich heute Abend nicht zur Kirche gehen, wo Alles voller Lichter ist, wie die anderen Kinder gesagt haben . . . .

Sie schluchzte, nicht laut, nein, so innerlich, so in sich hinein. Das Weinen hatten sie ihr jedenfalls schon abgewöhnt. Aber das dünne Stimmchen, so weh klang das . . . .

Da fielen mir die Worte ein:

Es gibt ein Weinen, das nicht Tränen hat
Und das ist doch das allerschwerste Weinen!"

Ein Waisenkind also! Auch eine der Heimatlosen! Bedauernswertes Geschöpf!

Ich ergriff ihr Händchen und versuchte sie aufzuheitern und es gelang mir auch schließlich, ein Lächeln auf ihr abgehärmtes Gesichtchen zu zaubern, das aber gleich wieder verschwand und dem Zuge der Schwermut Platz machte, als sie Schritte in unserer Nähe vernahm.

Es war der Onkel, dem der Ueberrock gehörte, der dort neben der gestrickten Haube des Mädchen lag. Er ließ sich neben diesen Gegenständen nieder und grüßte freundlich zu mir herüber, während die Kleine sich zurückwandte und, neben ihm auf den Sitz kletternd, ihre bewegungslose Stellung wieder einnahm.

Ich setzte mich zu ihm und leitete eine Unterhaltung ein, die ich bald auf das Kind lenkte und er erzählte mir dann, daß er Reisender für ein New Yorker Waisenhaus sei und dieses Mädchen von Fort Smith, Arkansas, nach New York zurückbringe. Es wären Berichte eingelaufen, daß das Kind von den Adoptiv-Eltern schlecht behandelt würde und er hätte leider Alles bewahrheitet gefunden. Trotzdem hätte es einen harten Kampf gekostet, die Kleine fortzunehmen und nur durch Versprechungen, sie bald wieder nach Hause zu bringen, hätte er sie beruhigen können. Es sei eben doch ein Daheim gewesen, so schlecht die Behandlung war, ein Daheim, an das sich das Kind angstvoll anklammerte.

„Und wird Ihnen dieser Beruf nicht oft unendlich schwer?" frug ich.

„Man gewöhnt sich", antwortete er trocken, „und, wenn man da immer dem Gefühle in sich die Oberhand geben wollte, würde man eben untauglich sein für diesen Posten. Vierzig bis fünfzig Kinder sind Monat für Monat unterzubringen und die Hälfte von diesen muß wieder zurückgeholt werden. Sie müssen wissen, daß wir die Kinder „auf Probe" geben, für drei bis sechs Monate, oft auch auf länger. Wenn dann eines nicht paßt, muß es wieder nach dem Waisenhause — und das oft aus einem guten Heim, wo es dem Kinde nur zu gut gefallen hätte — und von Leuten, die es vom ersten Tage seines Dortseins an Vater und Mutter nennen mußte, die es erst schüchtern und gezwungen so nannte, die es sich schließlich aber als solche dachte und sich mit dieser Benennung an sie gewöhnte!"

„Das muß sicher ein schweres Scheiden sein. So ein Kind, das nie Vater und Mutter hatte, in dem schließlich die Anhänglichkeit emporkeimte und der Stolz, Eltern zu besitzen — und dann wieder zurück nach dem Waisenhause! — Und wer trägt wohl meistens die Schuld an diesem Gesinnungswechsel?"

„Sehr selten hat das Betragen der Kinder die Schuld daran, denn die sind nur zu froh, ein Heim und Eltern zu erhalten und ein jedes ist so ziemlich auf das „Korrekte" eingelernt. Die Pflegeeltern aber werden oft sehr bald des Kindes überdrüssig. Das eine Mal sind es Leute, die nie ein eigenes Kind gehabt und bei denen die Phantasie die Sache ganz anders malte, als sie in Wirklichkeit ist, nach deren Ansichten ein solches Kind ein reiner Engel sein mußte, ohne menschliche Eigenschaften. Da kommt dann nur zu schnell die Enttäuschung und der Wunsch, den kleinen Störenfried wieder los zu sein. Dann sind wieder Leute, die ein eigen Kind hatten, das ihnen durch den Tod geraubt wurde. Da erhalten wir oft eine Photographie und eine lange Beschreibung: so und so soll es sein. Nun, wir haben ja immer die Auswahl unter drei- bis viertausend Kindern und können solchen Wünschen annähernd gerecht werden. Aber sehr oft stimmt es dann doch nicht, wie es sollte. Es ist etwas Fremdes, das unmöglich den Platz einnehmen kann, den das eigene in den Elternherzen hatte. Mit wahrer Wohllust wird da nach Fehlern gesucht und im Stillen gemäkelt, bis sich Ueberdruß und Enttäuschung einstellen und ein Brief die Zurücknahme des Kindes fordert.

„Kann mir's denken, daß dann ein solch' armer Wurm das Leben im Waisenhause doppelt hart empfindet, denn obwohl dort ja gewiß Alles getan wird, den Aufenthalt erträglich zu machen, so ist doch ein Eingehen auf das Naturell des Einzelnen unmöglich und eine gewisse Strenge nötig, die oft als Härte erscheint, um die große Aufgabe einer solchen Massenerziehung zu lösen."

„Jawohl — und dann ist da noch ein Passus im Adoptions-Kontrakt, der oft große Schwierigkeiten und schwere Szenen mit sich bringt. Unser Waisenhaus ist ein katholisches und es ist damit, wie mit den Waisenhäusern anderer Glaubenssekten: wenn die Pflegeeltern ein solches Kind nicht zu

unserer Kirche und Schule schicken und wir von dem Geistlichen des Kirchensprengels Bericht darüber erhalten, muß es wieder nach der Anstalt zurück, selbst wenn die Behandlung sonst eine gute war und Eltern und Kind sich an einander gewöhnt hatten. Dieser Passus ist auch nach einer Adoption gültig und zwar so lange, bis das Kind volljährig ist. — Da wird einem oft die Sache schwer. Denken Sie sich das 'mal aus, wenn so ein Kind bereits zwei oder drei Jahre bei solchen Eltern ist . . . .!"

. . . „O ja, wir haben solche Kinder in allen Staaten der Union! . . . Jawohl, meistens von ledigen Mädchen, nur wenige, die uns durch Todesfall der Eltern überwiesen werden!"

. . . . „Ob die Mutter eines solchen Kindes sich hie und da erkundigt?" — Manche tun das, sehr viele nicht!" . . . .

Ich setzte mich auf meinen Sitz zurück und als ich die Augen wieder auf das kleine Mädchen richtete, da traf mich derselbe traurige Blick voll fragender Angst: „Was wird mit mir? — Wohin? — Wohin?" —

* * *

's ist hart, so geboren zu sein, und hassen möchte man die Welt, daß sie solche Schattenseiten hat, hassen die Menschen, die solch' ein Kind in die Welt setzen, das Blut von ihrem Blute ist und das durch sie Leben und Seele hat und doch, in solchem Alter schon mit hoffnungsleerem Blicke frägt: Wohin?

Vom Weibe geboren und doch die Mutterliebe entbehren müssen, die Mutterliebe, die sogar beim Tiere über Allem steht. Warum? — Hat solch' ein Kind nicht dasselbe Ansehen und dieselben Rechte am Leben, denselben Anspruch auf diese Mutterliebe, als ein unter behördlicher und kirchlicher Sanktion erzeugtes?

Manchmal ist's wohl Not und Armut, Krankheit und Tod, oft auch Herzensroheit und Entartung, die solch' armem Wurme das Heiligste entzieht, zumeist aber trägt diese harte, grausame Welt die Schuld, daß solch' ein bedauernswertes Geschöpf die Mutterliebe nie kennen lernt und den Reif, der auf seine Jugend fiel, ein ganzes Leben lang empfindet.

Wer nimmt wohl solch' eine „Gefallene" samt ihrer Last und gibt ihr Obdach und dem Kinde Pflege, damit sie verdienen und wenigstens in den Abendstunden ihren Mutterpflichten genügen kann? Derartig warmherzige Menschen sind selten hierzulande, sehr selten. Geschieht es aber des Profites halber, dann fahren oft Mutter und Kind gar schlecht dabei und aus dem letzteren mag nur zu bald ein Engelein werden, das diese böse Welt nicht mehr vonnöten hat.

Dann ist da noch „die Achtung der Welt" und damit steht's am schlimmsten. Die Schande bleibt haften. —

Man weiß es ja, daß selbst das christlichste Liebespaar die Zeit ungestörten Alleinseins nicht mit Beten und sonstiger frommer Andacht verbringt, aber Gott sei der gnädig, bei der dieser rein natürliche Trieb Folgen hat,

die nicht mit einer schleunigen Heirat verdeckt werden können und die, von dem männlichen Teile betrogen, verlassen dasteht. Sie ist, wenn sie ihren Zustand nicht verheimlicht und ihre „Schande" im Stillen dem Waisenhause übergibt, verfehmt und geächtet auf Lebenszeit.

Die aber, die vielleicht zehnmal mehr sündigten und dennoch (gar oft mittelst medizinischer Nachhilfe) glücklicher und „unbefleckt" aus genußreicher Jugend hervorgingen, die sind dann gewöhnlich die schlimmsten im Verdammen einer solchen Gefallenen.

Und unser Christentum? — Das trägt da auch ein schwarzes Pflaster auf der Stirne. Da wird auch darauf los verdammt und ans Kreuz geschlagen, wo wahre christliche Liebe Wunder wirken würde.

Strenge ist notwendig und am Platze, von Eltern und Erziehern sowohl, als von der Kirche aus, um derartiges, so viel als möglich, zu verhüten, gegen das Geschehene aber, das als Unglück gelten kann, ist solche Strenge lieblos und unchristlich.

Ja, dieser Welt gegenüber verliert fast jede Gefallene den Mut, den Arm um ihr Kind zu legen und die Worte auszurufen: „Dies ist mein Kind und ich bin so gut, wie ihr seid, ja besser noch als manche unter Euch Pharisäern!" — Diesen Mut hat selten eine.

* * *

Arme Kleine! Wie sie fröstelt, weil sich ihr die Welt so gefühllos zeigt.

Vielleicht liegt der Vater eben jetzt einer Anderen zu Füßen und schmückt sich die Mutter zu neuen Freuden, — oder trägt, vielleicht in dieser selben Stunde, einem Anderen angetraut, schwer an diesem Geheimnisse ihrer Jugendzeit, während dieses arme Geschöpf mit einem Fremden durch verschneite Felder dahinfährt, — mit einem Fremden, der ja ganz „korrekt" seine Pflicht tut, und, wie es scheint, auch gerne tut, der aber, durch das fortwährende Abliefern und Wiederfortnehmen solcher Kinder abgehetzt und gefühlsmatt geworden, auf die Gefühle der einzelnen nicht mehr einzugehen vermag und der auch den stummen Blick des kleinen blonden Mädchens nicht weiter beachtet, diesen Blick mit der stummen Frage: W o h i n ?

'S ist hart, so geboren zu sein! — — — — — — — — — —

* * *

Still kauerte nun das Kind in einer Ecke des Sitzes und starrte in die Landschaft hinaus, auf die sich die Schatten der Nacht allmälig herniedersenkten, mir aber summten die Räder in einemfort dieselbe Melodie:

Den Vater hab' ich nicht gekannt,
Es hat die Mutter mich verbannt;
Drum bin ich fremd, wohin ich geh'
Und das tut weh — und das tut weh!

In immer kürzeren Zwischenräumen heulte die Dampfpfeife der Lokomotive. Wir näherten uns unserem Ziele . . . und als wir durch eine der Vorstädte Chicagos dahinfuhren, flammte am Fenster eines Hauses ein Christbaum auf.

Weihnachten! — —

— — Arme Kleine!



Die beiden Rosen.

Zwei welke Rosen liegen dort
Am Wege dicht am Kirchhofszaune.
Vielleicht warf jenes Kind sie fort
Beim Spiel, in übermüt'ger Laune.

Sie flüstern — horch! — „Beglückt bin ich!"
Haucht stolz die Eine mit Erglühen.
„Ich ward erwählt — beneide mich —
Am Busen einer Braut zu blühen;

Zu fühlen wie sich Eis und Glut
Und höchstes Wohl und tiefste Schmerzen
Und banges Zagen, froher Mut
Bekämpften in dem jungen Herzen!"

Da war's, als ob am Wegesrand
Der Schwesterrose Mund sich regte:
„Stolz bist du, daß des Schicksals Hand
An eine Menschenbrust dich legte,

Die von der Wünsche Sturm bewegt
Noch zittert auf des Lebens Gleisen; —
Das Herz allein, das nicht mehr schlägt,
Darf man in Wahrheit glücklich preisen!

So wähne nicht, daß vom Geschick
Der Ziele höchstes dir geboten;
Mir ward ein seligeres Glück:
Ich ruht' am Herzen eines Toten."

New York. Johanna Nicolai.



Gedichte von Wilhelm Benignus.

Atlantic City, N. J.

Im Vollklang.

Sonett.

Umgolft vom Geist der Gier, in Dampf und Dunst
die Welt der Menschen, fiebrisch hastend, prahlt:
„Nur was Gewinn bringt und sich gut bezahlt
gebrauchen wir. Hinweg mit Versekunst!“

Da singt die Poesie, voll heiliger Brunst
und Tugendleidenschaft, Gottlicht-umstrahlt
ihr Lied ins Treiben, wo der Mammon mahlt
die Seelen, welche kriechen seiner Gunst.

Nur hie und da steht einer still, zu lauschen.
Soll er — so schwankt er — seinen Staubschatz tauschen
für den der Poesie? Er hört sie herrlich singen:

„Mein Schönheitsreich wird unvergänglich währen!“
Im Vollklang tönt ihr Sang aus selgen Sphären
wie, gottwärts blickend, sie entrauscht auf Geisterschwingen.

Winter

am Grand Cañon von Arizona.

Weit über den obern Klippen
des roten Riesencañons
wüten dämonisch schreckliche Winterstürme,
Schnee wirbelt, Eis knirscht, Hagel knattert.

Zwischen den Bergwällen aber,
unten, am Grunde entlang,
wo des Kolorado tobende Flut,
trüb, rot, schlammig,
zornig Felsblöcke wälzt und Klippen zernagt,
da ist es sommerlich, da ist es wohnlich,
da blühen süße wilde Blumen,
da singen auf Büschen Vögel vom Süden.

Und der Wasser Schwall und Fall,
Geflute, Getropf, Gerinsel,
braust eine prächtige Chormusik,
und die große Felsenharfe des Cañons,
von den Riesenhänden des Sturms geschlagen,
rauscht in mächtigen Melodien.



Gedichte von Lothar Brunke.

Waterbury, Conn.

1. Protest.

Du hast mich so freundlich angeblickt;
Gott Amor sah ich heimlich lauschen
Auf deines Busengewandes Bauschen —
Lieb Kind, wie fühlte ich mich entzückt!

Ich sah den Schelm mir neckisch drohn
Und Ketten aus deinen Zöpfen flechten.
Fast wärs ihm gelungen, mich zu knechten,
Doch bin ich zur rechten Zeit geflohn.

Denn offen gestanden, mein liebes Kind,
An deiner Lieb' ist mir nichts gelegen;
Man trifft ja die Narren auf allen Wegen,
Die deine beglückten Liebhaber sind.

---

2. Abschied.

Auf blumenreicher Aue, da sanfter Süd gekost,
Kam über Nacht der Winter mit Reif und starrem Frost.
All was an reichem Leben der Erde Schooß entsprang
Liegt welk nun und gestorben: das ist des Lebens Gang.

Ein wunderbarer Frühling hat auch in mir geblüht,
Du warst die helle Sonne, die alles zu sich zieht,
Dir war geweiht mein Leben, mein Sinnen, mein Gesang —
Du hast dich abgewendet: das ist des Lebens Gang.

Tot ist in mir, was strebend dem Lichte sich erschloß,
Es floh die Lebensfreude, das Leid ist mein Genoß;
Nun ist mein ganzes Leben nur meinem Schmerz geweiht.
Muß ich daran verbluten? heilt ihn vielleicht die Zeit?

Doch was im Schicksalsbuche auch mag geschrieben stehn,
Dein Bild in meinem Herzen wird niemals untergehn;
Denk nur zuweilen freundlich des Freundes früh'rer Zeit —
Ich segne dich im Leben, in Tod und Ewigkeit.



An die Heimat.

O Heimat mein im Waldrevier,
O Ort im Götterfrieden,
Wie hat das Schicksal mich von dir
So weit, so weit geschieden.

O Dörflein wo der süße Traum
Der Kindheit mir entschwunden,
Wo mir erzählt ein jeder Raum
Von frohvergang'nen Stunden.

Oft führt der Traum in stiller Nacht.
Mich dort nach deinem Tale,
Und zeigt es mir in Frühlingspracht,
Im gold'nen Sonnenstrahle.

Oft führt er mich in einst'ges Tun
Am trauten stillen Herde,
Im Kreise Derer die da ruhn
Schon längstens in der Erde.

O Heimat mein im Waldrevier,
O Ort im Götterfrieden,
Wie hat das Schicksal mich von dir
So weit, so weit geschieden.

Cleveland, O. W. Schoentrumpf.



Ein altes Märchen in neuer Auffassung.

Von Anna Kirchstein.

Im Geflügelhof standen die Gänse in einem Haufen zusammen und blickten aufgeregt und mit bösen, falschen Augen, nach einer Ecke, wo sich ein armer, weißer Schwan scheu und ängstlich an die Mauer drückte. „Was", so schnatterte eine schwarzköpfige, besonders dicke und fettleibige Gans, die, wie es schien, hier Wortführerin war, „fällt nur diesem dummen Tiere dort ein?" Und indem sie den Kopf verächtlich zur Seite wandte und sich aufplusterte, fuhr sie keifend fort: „Es war doch immer das häßlichste und ruppigste Kücken und ließ sich von uns jagen und zausen und es durfte nie an den Futtertrog, so lange wir noch fressen wollten. Warum tut es jetzt auf einmal stolz und vornehmer, als ob es nicht mehr zum Gänsegeschlecht gehöre, sondern feiner und besser sei? Kommt Schwestern, wir füllen unsere Schnäbel mit Schlamm, und bespritzen es, damit sein weißes Federkleid voll Schmutz werde, und es keine Ursache hat, noch weiter hochmütig zu sein." Und mit Wollust tauchten sie in den Morast und freuten sich schon im Voraus über ihre häßliche Absicht.

Da kam gerade eine hohe, schlanke Frau, die zwei blühende Kinder an der Hand führte, auf ihrem Weg zum Park am Geflügelhof vorbei, und blieb dort am Gittertor stehen. Und die Kinder erblickten das verfolgte Tier, dessen Augen wie flehend zu ihnen aufsahen. „O liebe Mama", riefen sie; „siehe dort ist ein Schwan! Wie kommt nur der zu den Gänsen? Oeffne ihm doch geschwind die Türe, damit er hinunter in den Teich zu den andren Schwänen gelangen kann." Und die gütige Frau schloß das Gitter auf, und instinktartig eilte das befreite Tier nach dem nahen Teich und wiegte sich bald befriedigt auf der kristallhellen, bläulich schimmernden Flut in rythmischen Bewegungen. Uud die Frau mit dem blaßroten, edel geformten Mund, war ihm gefolgt und vom Ufer, wo sie mit ihren Kindern stand, sah sie ihm lange finnend und gedankenvoll nach und in ihrer Seele war ein freudiges Gefühl, als hätte sie nicht ein Tier, sondern einen Menschen, aus unwürdiger Umgebung befreit. Und weiter schwamm der Schwan, das hoch erhobene Haupt der strahlenden Sonne zugewendet, und er fühlte sich glücklich, denn auf der reinen kühlen Flut fühlte er sich in seiner Heimat.

Und da die Gänse den Schlamm, mit dem sie den jetzt Befreiten beschmutzen wollten, doch schon im Munde hielten, bespieen sie sich gegenseitig damit, denn ihrer Bosheit mußte Genüge geschehen. Und dann tauchten sie schnatternd unter in ihr Element, die Pfütze.

Chicago, Ill.



Deutschamerikanisch Lied.

Columbia und Germania!

Germania unsre Mutter, Columbia unsre Braut!
Wie klingen doch die Worte so schön, so lieb und traut!
Geehrt sei unsre Mutter mit kindlich frommem Sinn
Und unsre Braut geliebet, für jetzt und immerhin!

Du schöne Muttersprache, du herrlich deutsches Lied,
Du deutsche Ehr und Treue und sonnig deutsch Gemüt, —
Ihr seid die goldnen Schätze, die wir hierher gebracht,
Und du warst's teure Mutter, die uns damit bedacht!

Und du, o Freiheitsgöttin, Columbia, holde Maid,
Du bist für uns ja Alles was uns die Zukunft beut!
Wir legen Gut und Leben getrost in deine Hand,
Im Schutz des Sternenbanners, im neuen Vaterland!

Des Frevlers Hand verdorre, der's Euch nicht ehrlich meint!
Gelähmt sei dessen Zunge, der feiglings Euch verneint!
Euch sei, in deutscher Treue, dies unser Schwur geweiht:
Columbia und Germania, für jetzt und alle Zeit!

New York. Theodor Sutro.



Vierzeiler.

Nicht Sonnenschein allein und Luft und Glück
Und 's Gold der Reben,
Es geben Sturm und herben Leids ein Stück
Auch Wert dem Leben.

Brooklyn, N. Y. Elisabeth Kauer.



Gedichte von Anna Nill.

Babylon, N. Y.

1. Altweibersommer.

Neckst du mich wieder, goldner Jugendtraum?
Siehst nicht den Wind das Laub zusammenraffen?
Vorbei dein Schimmer, fort durch Zeit und Raum,
Nichts hat der Frühling mit dem Herbst zu schaffen.

Dein Schleier riß, es wiegen sich im Winde
Altweibersommers elfenzarte Fäden,
Umspinnen weich die rauhe Baumesrinde;
In deinem Banne hälst du einen Jeden.

Und wär' es anders, müßten wir vergeh'n;
Wir könnten nimmermehr die Härte fassen,
Hätt'st du nicht über wildem Blätterweh'n,
Den zarten Gruß als Hoffnung hiergelassen.

Nur die Erinn'rung findet auf den Fäden
Den Weg zurück ins Land der Luft und Farben,
Versunken sind für kurze Zeit die Schäden
Des Herzens, und die Wunden, sie vernarben.

---

2. Vollmondnacht im Winter.

Im Wald ist Stille, über'm Tal
Hängt bleich der Mond, die Nacht verklärend
Mit sanftem Strahl.

Dort teilt mit flinkem Huf den Schnee,
Aengstlich nach allen Seiten äugend,
Ein hungrig Reh.

Durch starres Weiß die Hoffnung grüßt
Im Tannenreis. Der Rabe fröstelt
Und sinnt und büßt.

Hier liegt die Ruh in Schlummers Arm.
Viel' bunte Träume lautlos schwärmen
Um manchen Harm.

In solcher Nacht, o Menschenkind,
Siehst du die Welt und viele Dinge
So, wie sie sind.



Ein Streifen Dünensand.

Ein Streifen Dünensand —
Ein öder Flecken Land,
Wo kaum einen Baum oder Strauch
Bewegt der Lüfte Hauch,
Wo selten ein Vöglein singt,
Ein Halm empor sich ringt;
Ein Strand, in der Erde ärmstes Kleid,
Gewebet aus grauer Einsamkeit,
Traurig und leer
Dort ringsumher.
Und doch — mit Zauberfäden, wachend und im Traum,
Ziehts mich nach diesem stillen Erdensaum.
Er grüßt und winkt so herzenswarm,
Als wärs der Mutter weicher Arm,
Ich seh den Strand, wo ich auch geh'
Mit stummer Sehnsucht, tiefem Weh.
Ob auch die Erde im Festgewand
Mich lachend grüßte mit goldner Hand,
Das Schönste, was ich je gesehn,
Nach dem ich immerdar mich sehn',
Das ist der Streifen Dünensand,
Wo einstmals meine Wiege stand —
Im deutschen Heimatland.

New York. John Ihmels.



Gedichte von Gustav Rommel.

Buffalo, N. Y.

1. Der sterbende Schwan.

Aus ernsten Palmen ragt empor
Ein Schloß zur Mondscheinnacht,
Zwei Marmor-Löwen stehn am Tor,
Als hielten treu sie Wacht.
Im nächtlich stillen Schloß-See schwimmt
Am Strand ein weißer Schwan,
Hell, zwischen Wasserlilien, stimmt
Den Sterbesang er an.

Der Harfner, der des Weges zog,
Starrt in die Flut hinein;
Verklärt, verstört die Seele sog
Die Wunderweisen ein.
Wars doch des eignen Lebens Bild,
Was freudig bald und bang,
Wie Sturmglut jetzt, dann zephyrmild
Im Schwanenlied erklang!

Es faßt ihn Maienseligkeit
Und Herbstesweh zugleich;
Wie Friedenshauch der Ewigkeit
Macht es das Herz ihm weich.
Sein Odem stockt; leis singt der Schwan:
„Heil, Sängerpreis! Uns bricht
Ein neuer Frühlingsmorgen an,
Verklärt im ew'gen Licht!"

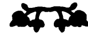
---

2. Das Lied vom Herbst und Scheiden.

Sing, Liebste, nicht dies wehmutsdüstre Lied
Von kurzem Liebesglück, vom Herbst und Scheiden,
Laß nicht so bang durchs abendstille Ried
Erzittern deiner Laute zarte Saiten:
O dieses Lied stimmt mir das Herz so schwer,
Nur dieses eine singe mir nicht mehr.

Sing mir ein Lied vom goldnen Sonnenschein,
Von Maiennächten, wo die Sterne glühen,
Vom Nachtigallenschlag im Myrtenhain,
Von Purpurrosen, die im Garten blühen
Bei eines treuen Freundes Wiederkehr,
Nur dieses eine Lied sing mir nicht mehr!

Sing mir vom treu verschwiegnen Lindenbaum,
Wo glücklich Liebende zuerst sich fanden,
Von ihrer Minne selgem Hoffnungstraum,
Als, Aug' in Aug', die Lieb' sie sich gestanden,
Doch jenes Lied, das bange klingt und schwer:
Das Lied vom Herbst und Scheiden sing nicht mehr.



Guter Rat.

Vor Hänschens Kammer 's Schwesterlein steht.
„Ach, guter Bruder", weint es und fleht,
„Die Puppe hat im Kopf ein Loch,
Ach, flick' mir meine Puppe doch,
Kriegst heut' auch meine Suppe,
Flickst du mir meine Puppe!"

Da klingt's zurück wie Silbergetön:
„Wart', Elschen, die Puppe die flick' ich dir schön,
Doch kann ich jetzt zu dir nicht 'raus,
Ein Weilchen nur noch halte aus,
Sonst sehn am Ende Fremde
Nebst dir mich gar im Hemde!"

Doch Elschen zetert und jammert: „O Not!
Mein armes Püppchen ist beinahe tot,
Und kann ich dich im Hemd nicht sehn,
So laß doch's Hemd zum Deibel gehn,
Zieh's über beide Ohren
Husch, eh' die Pupp' verloren!"

New York. Friedrich Michel.



Fürchten und Hoffen eines deutschamerikanischen Arztes.

Von Dr. Julius Lingenfelder.

„Fürchten“ und „Hoffen“ — zwei ganz unzeitgemäße Gefühle. „Klug erwogen“, und „fest zugepackt“, paßt viel besser in unsere Zeit: Ist Lebensbedingung im Wirbel neuester Völkerentwicklung. Ist Zeichen und zugleich Betätigung edlen Mannesgeistes, wie er dem ganzen Getriebe unseres hochentwickelten Kulturlebens seinen unverkennbaren Stempel aufdrückt.

Gemach! Eine Frage: Ist die Hochentwicklung unserer Tage noch einer weiteren — und was mehr ist, — einer stetig zunehmenden und ungestört vor sich gehenden Steigerung fähig? Oder sind Anzeichen vorhanden, daß früher oder später ein Stillstand oder gar ein Rückschritt bevorsteht?

Was kommen wird, hängt ganz von der Führerschaft ab, unter deren Leitung sich die künftige Volksentwicklung vollzieht. Ist sie tatsächlich befähigt, ihrer hohen Aufgabe gerecht zu werden, so haben wir ein gesundes Wachstum zu erwarten. Läßt sie sich von den Anforderungen des Tages bestimmen, ohne Rücksicht auf die Zukunft, Augenblickserfolge zu erstreben, so ist ein Niedergang kaum zu vermeiden.

Nun ist es ja sicherlich nicht ganz leicht, den unausweichbaren und unvermeidlichen Bedürfnissen der Gegenwart gerecht zu werden, und trotzdem zu gleicher Zeit den Ausblick in eine gesicherte und glückhafte Zukunft nicht zu verlieren. Nein, leicht ist es nicht. Und doch auch wieder gehört die Verbindung und Verschmelzung dieser beiden Aufgaben zu den einfachsten und selbstverständlichsten Dingen der Welt — man braucht nur den Verbindungsweg zu kennen, der den breiten Strom der Ungewißheit alles menschlichen Schicksals überbrückt, und mit gesetzmäßiger Sicherheit nicht nur unser Wünschen und Hoffen, sondern auch unser Handeln und Vollbringen in einem Vollerfolg unseres Strebens gipfeln und aufgehen läßt.

In dem einen Worte „Gesundheit“ — es klingt einfach und bescheiden genug — ist dieser Weg nicht nur angedeutet, sondern von Anfang bis zu Ende so klar und scharf bezeichnet, daß Niemand, der ein Mal den Begriff richtig erkannt und erfaßt hat, von der guten Richtung mehr abzuweichen in Gefahr gerät.

Eigentlich umschließt dies Wort „Gesundheit“ zunächst einen Doppelbegriff: Es hat „zwei Seiten“ — wie alles Andere im menschlichen Leben.

Alles liegt darin, was in einem „arbeits- und genußfreudigen“ Dasein zusammengefaßt werden kann. Und dabei ist es noch mit einer dritten Bedeutung ausgestattet, die sich aus dem Wirken einer geheimnisvollen Zweckempfindungs-Fähigkeit ergibt: Mit der Gabe des Wachstums. Des Wachs-

tums der immer weiterschreitenden Entwicklung, der immer reiner sich herausschälenden Veredelung und Vervollkommnung aus einem älteren und weniger vollkommenen Zustande: Diese Eigenschaft gehört mit zum Begriffe der „Gesundheit".

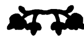
Solche Auffassung vom Wesen der „Gesundheit", auf den Einzelnen wie auf die Gesamtheit des Volkes angewendet, muß erst zum Gemeingute unserer Volksführer, unserer Volkserzieher, ja bis zu einem gewissen Grade selbst der einzelnen Glieder dieses Volkes werden, ehe man erwarten kann, daß den vielfach unerquicklichen Zuständen innerhalb des heutigen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Lebens ein unrühmliches Ende bereitet werde. Und ehe man weiterhin hoffen kann, das der Klein-Egoismus, der nach echt kindlicher Art Alles nach sich beurteilt und Alles von sich abhängig glaubt, und deshalb auch Alles für sich in Anspruch nimmt, einem Groß-Egoismus weicht, der wohl sich selbst als im Mittelpunkte aller Welten stehend betrachtet, dabei aber — als reiffste Frucht klarsehender Menschenerkenntnis — gerne und freudig anerkennt, daß das gleiche Recht auf solche Eigenstellung auch jedem Andern zukommt; daß im gleichen Maße, wie Andere sich in Abhängigkeit von ihm befinden, er selber auch wiederum auf Andere angewiesen ist. Daß er für seine Eigenart und zur Befriedigung seines Eigenwillens — im wohlerwogenen Interesse *seiner eigenen* „*Gesundheit*" — nur das beanspruchen darf, was er vermöge seiner Kraft und Fähigkeit mit gleichem Werte wieder aufzuwiegen vermag.

Mit andern Worten: Jeder muß lernen und verstehen, seine wirklichen oder vermeintlichen *Rechte* auf das Maß und auf den Inhalt der „Pflichten" zurückzuführen, die er auf Grund seiner ererbten Anlagen kraft seines erworbenen Könnens und Wollens auf sich nehmen und erfüllen kann!

Ob die Führer und Lehrer des Volkes, ob die Aerzte der Neuzeit bereit sein werden, mitzuhelfen an der Schaffung einer Lebensauffassung, die den Gesundheits-Bedingungen des menschlichen Daseins entspricht?

Und ob das Volk schon weit genug vorgeschritten ist in der rein sachlichen groß-egoistischen Bewertung der verschiedenen Lebensgüter, um einer verständigen Führung zu folgen?!

Bennington, Nebr.



Norddeutsches Land.

Sein Wesen und seine Schönheit.

Von Hans Hans Hinrichs.

Wie lieb' ich dich, o meine Heimat, du!

Weit, einsam und keusch liegst du da, bespült von heiligen Wassern und durchweht von Stürmen, die aus Nordland kommen und von ewig blauer, leuchtender Klarheit erzählen.

Deine Einsamkeit ist deine Schönheit, und die Kraft deiner Scholle der Ursprung starker Geschlechter. Daher deine Größe, daher meine Liebe zu dir.—

Du stilles Land, ich grüße dich: Deine dunklen Moore und deine rote Heide, deine jungen Wälder und dein nordisches Meer! Ich habe in keimenden Frühlingstagen und in wilden Stürmen des Herbstes deine Schönheit geschaut; und immer kam sie mir vor, wie ein großes Geschenk! Jeder deiner Teile ist schön und zu jederzeit des kreisenden Jahres!

* * *

Wer kennt das norddeutsche Moor? Ach, die wenigsten. Und doch sehet, welch' Großzügigkeit und Unberührtheit es offenbart! Nur Ebene, flache, faltenlose Ebene, und ein unendlich hoher Himmel mit wunderbaren, meist massigen Wolkengebilden darüber! Selten, daß hier helle Sonne liegt und etwas Freude in der Landschaft. Solange das Meer, das vor Jahrtausenden hier stieg und fiel, nicht mehr ist, steht hier die Wiege der Schwermut, hockt hier das große Schweigen. Etwas wie ein uraltes Geheimnis, ein tiefes, unverstandenes Leid spricht aus dieser toten Erde.

Und diese Traurigkeit und Schwere ist auch das Erbe der Menschen, die dort geboren werden, arbeiten und immer wieder arbeiten und dann sterben... Wie ein Baum sind sie mit ihrer Scholle verwandt und verwurzelt: Wenn sie arbeiten, heben sie sich mit ihrem gekrümmten Rücken vor dem breiten Himmel ab, wie ein Baum im Moor, den der Wind gebogen. Ihr Gesicht, dies harte, faltige Gesicht der Arbeit ist verzerrt wie Baumrinde. Ja selbst ihre Eindrücke und Erinnerungen sind die gleichen eines Baumes: Regen und Wind, Sonnenaufgang und Dämmerung — täglich dieselben. Ja, es ist ein seltsames Land mit einer einsamen Seele, und nur wer ihm selbst in der Seele verwandt ist, empfindet den Reichtum dieser Einsamkeit. —

Das Moor ist alt, das Moor ist morsch. Die Bauern nennen es die Schwarze Hexe. Wenn die Schwarze Hexe stirbt, dann wirkt ihr eine Prinzessin das Bahrtuch aus glühend roter Erika. Prinzessin Heide!

Zwar kennt auch sie die schweren, gleichmäßigen Winde, die das Moor zerfressen. Auch sie ist wild und tief und rätselreich, so wenn in der Dämmerung der Oktobertage die Nebel aufsteigen und die Heidefrau ihren weichen, weißen Schleier anlegt, um den einsamen Wanderer an ihr kühles Herz zu ziehen... Aber bei aller Urweltlichkeit wechselt die Heide doch auch liebliche Stimmungen aus, bietet hie und da zarte, heimliche Details und bringt Farben hervor von Weichheit bis zu leuchtender Stärke, je nach der Jahreszeit und der Sonne, die dort steht. Die Heide ist die Heimat der Träumer und der Sehnsucht! In der blühenden weichen Erika ruht sich's so gut, und in der weiten Einsamkeit haben auch die Gedanken so unbegrenzten Raum! Sie gehen weit, weit zurück in vergangene Tage und eilen dann wieder zu Zeiten, die noch nicht geboren sind, oder — sie sind überhaupt nicht da, und du träumst nur in die sonnige Höhe hinein „und ziehst mit den Wolken durch selige Räume." Du ganz allein in diesem Sonnenschimmer und Sonnentraum! Nur in der Ferne ein schriller Elsterruf und neben dir eine junge schlanke Birke, in deren zartem Gezweig der Wind spielt und deren weichen, schimmernden Leib die Sonne küßt... Ach, die Heide ist so schön, so schön!

„Hier lacht mich alles fröhlich an,
Hier werd' ich Kind, hier werd' ich Mann!
Hier bin ich klar und deute nicht
Und träume nur in gold'nem Licht,
Hier bin ich frei vom Leide!" — —

„In der Heide wohnen nur Dichter und Schäfer und armselig Volk", sagt Ihnke Sievers und bestreut den Lehmboden ihrer Strohhütte mit feinem weißen Sand." Willst du Menschen sehen, wirkliche Menschen, dann mußt du am Kanal entlang nordwärts gehen. Da sitzen sie auf ihren breiten Höfen und schauen über ihre reiche Marsch." Ja, die Marsch ist reich; an Farben und Linien und stetem Wechsel. Während im Moor und auch meist in der Heide die Weite durch nichts gestört wird, unterbricht in der Marsch bald hier, bald dort ein Wall, Baum oder Gehöft den unbegrenzten Blick und bietet so dem Auge einen wohltuenden Ruhepunkt, um darnach die Ausdehnung der Fläche und die Weite des Horizontes zu messen.

Hier ist fast kein Tag dem andern gleich. Die stete Bebauung und Aenderung der Scholle, dazu das stündlich wechselnde Wolkenbild, das der Seewind über die Felder treibt, ändern die Farben und Stimmungen des Landes unaufhörlich. Nur wenn der Regen so gleichmäßig und trübe auf die zahlreichen Gräben fällt, und die breiten, massigen Bauernhäuser wie ernste Gesichter in das Grau hineinstarren, hält diese melancholische Stimmung für Tage an. Aber wie licht und fast feiertäglich ist ein klarer Frühlingstag auf diesem Lande, wenn die Wiesen so tiefgrün sind und hie und dort von einem Streifen schwarzer, schwerer Ackererde durchbrochen werden, die auf den

Samen wartet. Und über dem ganzen helle lachende Frühlingssonne und Lerchengesang!

Wunderbar tief sind auch die stillen Herbstabende über den dunkelnden Feldern, mit einem Frieden in der Natur, wie ihn Claudius in seinen Abendliedern wiedergibt. Groß und deutlich wachsen Baum und Strauch in die stille Luft, ein letzter Rabenflug zieht heim nach Süden und wirft in das klare Kanalwasser sein flüchtiges Bild. Von einem entfernten Gehöft schallt das Lachen einer hellen Kinderstimme. Der Tag legt seine Krone ab und die kalten Nachtwinde säuseln über die müde Erde. Feierabend, Schlafenszeit, Winterahnung!

„Bald wird es schnei'n
Weh dem, der keine Heimat hat . . .!"

Schon brandet vom Deich herüber das Meer, das nordische Meer; titanenstark und tief an Wundern und älter denn die Geschichte aller Völker, die es genährt und gestählt hat! Heute heult es wie ein hungriger Wolf, morgen glänzt es in der Mittagssonne wie die stillen roten Seen in den Gärten der Märchen. Und nicht am wenigsten tief und geheimnisreich ist es zur Zeit der Ebbe.

„Ans Haff nun fliegt die Möve,
Und Dämmerung bricht herein;
Ueber die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gährenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind."

Oder da kommt von Westen herauf ein Märzwind, erst weich und rauschend, wie der Flug einer Möve, dann immer stärker und lauter. Er schlägt die Nordsee, daß sie ihr faules Eis aufbricht und all ihr graues Wasser in die Sielen und Tiefen wirft. Eine Unruhe kommt über die Natur, als ob

etwas Großes im Anzuge wäre. Und nun noch ein dreitägiges Stürmen, ein Heulen und Schäumen der Flut, ein Stöhnen der Möven — dann plötzlich Ruhe, leises Wehen, weiche Lüfte: Der Frühling ist geboren, fern über die See her ist er gekommen.

Oder nehmt einen blühenden Sommerabend am Meer. Die Wellen plätschern so leise, die Winde wehen so sanft, in der Ferne zieht ein müder Segler .... Langsam sinkt die Sonne, das große Auge der Welten, nachdem es Länder gesehen und Städte der Menschen und Leid und Torheit ... Unbeirrt, königlich stolz geht sie ihren Weg, bis die Flut sie im Brautbett empfangen. Und ein Schimmer ihres roten Purpurgewandes leuchtet zurück aus der Tiefe und erzählt ein Märchen von verschwundener Pracht und Schönheit. Du aber stehst und starrst und träumst, vergißt dein mühseliges Erdentum und bist eins mit der Unendlichkeit ...

* * *

Die Sonne ging unter, die Welt geht schlafen und Friede liegt über Stadt und Meer. Nur der einsame Segler steuert weiter, langsam, weil es von der Heimat fern geht. Er zieht nach Westen, fremdem Gestade entgegen und mit ihm zieht die Sehnsucht ...

Und hinten auf Deck steht einer und schaut in die Sommernacht hinaus, unverwandt in die weite Ferne; dorthin, wo die rote Heide blüht ...

Lebt wohl, o Heimat, o Vaterland,
Lebt wohl ihr Träume der Jugend!



Es stirbt der Wald.

— — Ich stand im schneebedeckten Wald
Bei zweien jener alten Recken,
Die, wurmzerfressen, nun auch bald
Der Nordsturm wird zu Boden strecken.

Am Grund die Kronen mächt'ger Riesen,
Verworr'nes Astwerk liegt zu Hauf,
Rings zwischen all' den Stumpfen sprießen
Wie Trauerschmuck die Lärchen auf.

Und trägt von fern ein schweres Aechzen
Im Flockenwehn der Wind daher,
Dann klingt der alten Tannen Krächzen
Als ob's ein menschlich Sprechen wär':

„— — Es stirbt der Wald mit seinen Besten,
Die stark und stolz empor geragt.
Wir bleiben, daß in unsern Aesten
Der Häher um die Toten klagt!

Wir stehn allein auf dürrem Grunde,
Die Brüder fielen um uns her
Seit Jahren — — und in weiter Runde
Steht bald vom Nordlandwald nichts mehr.

Hörst drinnen du die Säge klingen,
Wie sie Jahrhunderte zerfetzt?
Hörst du die Axt ins Leben dringen,
Wie's seufzt und stöhnt: „Es geht zur Letzt!"

Es stirbt der Wald! — Nur dürre Stauden
Und Nesseln dann in Lenzenswehn!
Den Ampfer und die stachlen Rauten
Läßt nun der trockne Sand erstehn.

Und wie der Pflug den Grund zerwühlet,
Nur rauhe Saat hat hier ihr Heim.
Das Beff're trägt, vom Frost umfühlet,
Im Werden schon den Todeskeim.

Schon saust der Nordwind durch die Klüfte!
Er wird zum Sturm in kurzer Zeit —
Dann sinken wir auch in die Grüfte
Gemordeter Waldherrlichkeit.

Derweilen aber, wurmzerfressen,
Von dürrem Astwerk überdacht,
Von Menschenhabsucht ganz vergessen,
Sind wir bestimmt zur Totenwacht!"

— — Die Recken schweigen, Flocken fallen,
Von fern der Säge schriller Ton, —
Des Beiles scharfe Schläge schallen
— — — — — wie wilder Hohn.

Chicago, Ill. Geo. Siegold.



Gedichte von Otto Soubron.

Milwaukee, Wis.

1. Nichts.

Aus lichtloser Nacht, aus grausigem Dunkel
Entrang sich das leuchtende Sternengefunkel;
Die Erdenkinder der Mutter Sonne
Wurden geboren zum Schmerz und zur Wonne;
D'rauf all' das Viehzeug wurde geschaffen:
Die Esel gekreuzt mit Tigern und Affen;
Es entstand das ganze organische Wesen,
Aus dem „Nichts" — das nie und nirgends gewesen! —

Oft sitz ich in Wehmut tief versunken —
Vor mir das Glas, das ich ausgetrunken;
D'raus grinst mich an die gespenstische Leere —
Das teuflische Nichts — und umsonst ich mich wehre;
Umsonst hab' ich Feindschaft und Rache geschworen
Diesem furchtbaren Etwas, aus Nichts geboren.
Fort! Fort! Verdufte, fluchwürdiges Nichts!
Wirth! schenke mir ein — dann spott ich des Nichts! —

Nun ist aus dem Nichts mir doch was erstanden:
Ein schmeichelndes Wesen wohl hält mich in Banden;
Das ist voll Tücken und schelmischer Launen
Und kommt geschlichen mit Flüstern und Raunen;
Das schaut mich an so fröhlich und munter
Und küßt mich — und treibt es bunter und bunter —
Es umschwebt mich auf Flügeln rosigen Lichts
Und verscheucht die Geister des „trostlosen Nichts."

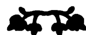
---

2. Es rauschen hin die Jahreszeiten.

Es rauschen hin die Jahreszeiten —
Gleich Halmen vor dem Sichelschwert.
Es schwirrt und saust! — Die Saaten gleiten
Hin vor dem Schnitter, fruchtbeschwert.
Lenkt dann zum Jahresschlußgeflimmer
Die Zeit des Wagens Lichtgespann,
Hin zu der Weihnachtskerzen Schimmer
Führt uns die Liebe lächelnd dann.

Still lauschend rauhen Winterwinden
Läßt sie uns schaun gar hehre Pracht;
D'rum laßt der Mühe Lohn uns finden
Im Traume, der uns glücklich macht!
Laßt ruhen sie, die müd geworden —
Den Erntekranz im Silberhaar;
Daß die da an der Jugend Borden,
Laßt hoffen auf ein neues Jahr! —

Ein neues Jahr den Sonnenwagen
Vom Osten lenkt aus goldnem Tor;
Die Wünsche frohe Botschaft tragen
Voran, im rosenroten Flor.
Hell schimmernd, heiter kommt der Morgen,
Und wie ein siegessichrer Held
Der Frohmut jagt das Heer der Sorgen
Mit hellem Lachen aus dem Feld!



Zeitenwandel.

Wild tanzen die Flocken,
Es schüttelt die Locken,
Die glitzernden, klirrend
Die Eisfrau, die Fee.
Zuinnerst erschrocken
Der Herbstaster stocken
Die Säfte. Die Seele
Durchschauert es weh.

Was lachend das Leben
Im Frühjahr gegeben,
Entzieht es im Winter
Mit trotziger Hand.
Unsichtbarlich weben
Dem irdischen Streben
Die Hände des Schicksals
Das Totengewand.

Wie bald sind zerronnen
Hochschäumende Wonnen!
Wie nichtig und flüchtig
Ist, was uns entzückt!
Die heute am Bronnen
Des Lebens sich sonnen
In schwelgender Freude,
Sind morgen entrückt.

Tautriefendes Blühen
Im Morgengoldsprühen —
Entschwundene Jugend,
Wie bist du begehrt!
Nach Arbeit und Mühen
Ein sonnig Verglühen —
Wem das noch verliehen,
Der scheidet verklärt.

Brooklyn, N. Y. Paul Wienand.



Deutschamerikanisches Theater und deutsch-amerikanisches Schriftstellertum.

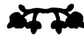
Von Paul Grzybowski.

In einem Gespräche mit einem deutschen Theaterdirektor im Westen dieses Landes wurde die alte Klage aufs neue erhoben, daß das Interesse der Deutschen an ihrer heimischen dramatischen Kunst im Sinken begriffen sei. Die Theater führten einen beständigen aufreibenden Kampf um ihre Existenz, und die Vorstellungen wären im Allgemeinen so schlecht besucht, daß außerhalb New Yorks fast nur noch Sonntagsvorstellungen vor einem möglichst gutbesetztem Hause gegeben werden könnten. Der Grund hierfür wurde darin gesucht, daß die Einwanderung von Deutschland nach Amerika stark zurückgegangen sei, daß somit die „erste" Generation immer schwächer an Zahl würde und daß die „zweite" Generation den deutschen Vorstellungen nicht mehr das rege Interesse entgegenbringe, um die deutsche Bühne vor dem allmähligen Zusammenbruche zu schützen. Ohne Frage liegt in dieser Erklärung ein Körnchen von Wahrheit, denn die zweite Generation wird ganz natürlicherweise allen dramatischen Darbietungen der englischen Bühne eine größere Vorliebe entgegenbringen, nicht nur weil sie in der ihnen mehr geläufigeren Landessprache aufgeführt werden, sondern weil sie auch die Anschauungen, Empfindungen und Ideen des amerikanischen Volkes zum verständlichsten Ausdruck bringen. Auf eine Konkurrenz mit der englischen Bühne kann sich also die deutsche absolut nicht einlassen, wünscht sie wohl auch garnicht, und soll sie auch nicht tun! Ihre Aufgabe erfüllt sie nur, wenn sie zwei Tatsachen nicht aus dem Auge verliert — erstens, daß sie berufen ist, deutsche dramatische Werke in deutscher Sprache und mit Hülfe von tüchtigen deutschen Schauspielerkräften zur Aufführung zu bringen, und zweitens, daß sie als eine der mächtigsten Stützen für deutsches Wesen, die deutschen Ideale in unserer Völkergemeinschaft wach zu erhalten hat. Der deutschen Bühne muß aus diesen ihren Grundbestimmungen heraus, eine besondere Stellung eingeräumt werden, und nur wenn das Deutschtum dieses Landes diese eigenartige Stellung voll erkannt, und bestrebt ist alles daran zusetzen, sie von allen finanziellen Kämpfen zu befreien und sie so zu festigen, um alle ihre Kräfte nur dem idealen Ziele widmen zu können, wird sie wahrhaft gedeihen können. Es wäre aber durchaus falsch, wollte man alle Schuld für die beklagenswerte Interessenlosigkeit dem deutschen Theater gegenüber, nur dem lieben Publikum zuschieben. Das wäre ein bedauernswerter Irrtum, der, wenn man ihn zum Glaubenssatze erheben wollte, leicht zum völligen Ruine unserer deutschen Bühne führen müßte. Nein, der Deutsche im Lande — gleichviel ob er der ersten oder der zweiten Generation angehört — ist noch immer für eine gute deutsche dramatische

Kost zugänglich, und sein Interesse erlahmt erst dann, wenn das Gebotene seinen berechtigten Ansprüchen nicht mehr entspricht. Wenn wir daher vom Rückgange der deutschen Theater im Lande sprechen hören, so werden wir nicht falsch gehen, wenn in uns ein starkes Mißtrauen gegen die Theaterleitungen erwacht, die einmal glauben, daß ein minderwertiges Personal für die Deutschen in Amerika genüge, und daß man ihnen nur die sogenannten „Schlager" vorzusetzen braucht, die auf deutschländischen Bühnen einen mehr oder minder zweifelhaften Erfolg errungen haben. Sie vergessen dabei ganz, daß die amerikanischen Bühnen fast durchgängig Vorstellungen bieten, die durch ihre bis ins Kleinste ausgearbeiteten Details überraschen, die gut inszeniert sind, flott gespielt werden, und die in ihren dargestellten Situationen das amerikanische Leben in seiner tausendfältigen Vielseitigkeit widerspiegeln. Allein die Tatsache, daß ein Stück unzählige Male gespielt und durch unser Wandersystem über das ganze Land geführt wird, ermöglicht es dem amerikanischen Theaterleiter die größtmöglichste Sorgfalt, ohne die Kosten für die bessere Inszenierung scheuen zu dürfen, auf die Vorführung zu verwenden. Der deutsche Theaterleiter wird also zunächst darauf sehen müssen, daß er nicht nur ein vollzähliges Personal an der Hand hat, sondern daß dieses auch die höchste künstlerische Erwartungen erfüllt. Das wird um so mehr seine Pflicht sein, als das beständig wechselnde Programm auf der deutschen Bühne, eine gewisse Vielseitigkeit des künstlerischen Vermögens beim deutschen Schauspieler voraussetzt. Der deutsche Theaterleiter wird aber auch darauf bedacht sein müssen, in der Auswahl der vorzuführenden Stücke sehr vorsichtig zu sein. Der Schmarren, der in einem Vorstadt-Theater in Berlin oder Wien „gezogen" und unzählige Wiederholungen erlebt hat, sollte sehr kritisch durchgelesen werden. Was dem Berliner oder Wiener Volke behagt, kann hier bei unserem deutschen Publikum, welches von den amerikanischen Anschauungen längst durchdrungen ist, auf Unverständlichkeit, ja sogar Abneigung stoßen. Man hat sich hier vom Kleinbürgerlichen, von der gesellschaftlichen Kastenmisere und von dem, von konventionellen Ueberlieferungen durchsetzten Geiste allmählig frei gemacht, und erfaßt nicht mehr so naiv den Humor, der jene Zustände verspottet. Wirklich gute, großangelegte Stücke, in denen die allgemeinen menschlichen Fragen behandelt werden, finden auch hier die bereitwilligste Aufnahme. Wir erleben es ja in jedem Jahre, daß deutsche Künstler, welche zu einem Gastspiele herüberkommen, volle Häuser ziehen—nicht nur deshalb, weil sie schauspielerisch Außergewöhnliches leisten, sondern weil sie auch Stücke zur Aufführung bringen, die einen dramatischen und künstlerischen Wert repräsentieren. Besonders beklagenswert aber ist, daß das Talent der deutschamerikanischen Schriftsteller nicht für die hiesige deutsche Bühne gewonnen wird. Sie allein wären im Stande Stücke in ihrer Muttersprache zu schreiben, die dem hiesigen deutschamerikanischen Boden entwachsen sind. Sie allein besäßen die Kraft das reiche Leben unserer Landsleute im neuen Vaterlande zu schildern und in wahrheitstreuen Bildern auf

die Bühne zu bringen. Amerika ist reich an solchen begabten deutschamerikanischen Schriftstellern, denen bisher nichts wie die Gelegenheit gefehlt hat, ihre schlummernden Fähigkeiten voll entwickeln zu können. Die freudig die geistestötende Routinearbeit bei Seite schieben würden, und sich mit neu erwachter Liebe für alles Große und Schöne, in ihre Studierzimmer zurückziehen würden, um wieder aus dem Herzen heraus zu schaffen. Bei seiner Arbeit muß ihn aber auch das Gefühlt beseelen, daß er nicht nur für sich und seine Mappe schafft, die uneröffnet bleibt und seine niedergelegten Gedanken mit dichtem Staub bedeckt, sondern daß er zu seinen Brüdern sprechen wird, die ihn verstehen und begreifen werden, und aus deren Beifall ihm die Anerkennung für sein ernstes Streben entgegenklingt. Die deutschen Theaterleiter im hiesigen Lande würden daher nicht nur für das Bestehen der deutschen Bühne in Amerika eine lobenswerte, unschätzbare Tat begehen, wenn sie die Produktionen deutschamerikanischer Schriftsteller belebten und anfeuerten, sondern sie würden sich auch für die Erhaltung, Pflege und Erweiterung der deutschen Sprache im Lande verdienstlich machen, und endlich würden sie auch das deutschamerikanische Schriftstellertum auf eine höhere Stufe stellen, eine Stufe, die diesem gebührt, und für welche es die reichste Befähigung auch unfraglich besitzt.

Chiago, Ill.



Wenn ....

Wenn du erreicht den Gipfel deines Strebens
In der Erfüllung deiner Menschenpflicht,
Wenn überwunden du viel Not des Lebens
Und nicht nur Schatten suchst, doch strebst nach Licht, —

Wenn Traumgebilde du nicht läßt dich meistern,
Und Hirngespinste nur ein Spiel dir sind, —
Wenn Großes, Schönes stets dich kann begeistern
Vertrauensselig, wie ein frommes Kind, —

Wenn Glück und Unglück dich nicht schwanken machen,
Und Ungemach dich niemals bringt zu Fall, —
Wenn trotz der Schicksalsschläge dein ein Lachen,
Held bist du dann und nicht des Windspiels Ball.

New York. Victor von Kubinyi.



Gedichte von Hermann Goldberger.

Peoria, Jll.

Heide-Blüten.

1. Bei den purpurnen Blüten der Heide.

Dort hinten am grünen Waldesrand,
Bei den purpurnen Blüten der Heide,
Da war es, wo mein Glück ich fand,
Bei den purpurnen Blüten der Heide.

Dort habe ich Dir lange in's Auge geschaut
Im tiefen, lautlosen Schweigen.
Rings wogte und wallte das Heidekraut,
Es rauschte der Wind in den Zweigen.

Du standest, ein zitterndes, scheues Kind
Vom Abendgold umflossen,
Da hab' ich in süßer Wonne geschwind
Dich fest an mein Herz geschlossen.

Die Sonne sank glühend am Waldessaum,
Wie selig waren wir Beide.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Es flüstern vom herrlichsten Liebestraum
Die purpurnen Blüten der Heide.

---

2. Bei der blütenduftenden Linde.

Komm' Spielmann, stimm' an nun dein lustigstes Stück,
Laß die Winde es weiter tragen,
Du kennst ja die Weise von Liebe und Glück,
Von rosigen, goldenen Tagen.
Die Schwalben sie flattern um's alte Tor
Im neckischen Spiele geschwinde,
Sie zwitschern zu deinem Liedchen den Chor
Bei der blütenduftenden Linde.

Der Schatten wird länger — im dämmernden Licht
Senkt still sich der Friede hernieder.
So voll wird die Brust — und allein trag' ich's nicht,
Genug jetzt des Spielens, der Lieder.
Das Glück will ja stumm sein im süßen Genuß —
Komm' Mädchen, es ist keine Sünde,
Reich' schnell mir die schwellenden Lippen zum Kuß
Bei der blütenduftenden Linde.



Gedichte von Rudolph Puchner.

Wittenberg, Wis.

1. Die Art der Germanen.

War erst die Zeit des heil'gen Kampfs für ihn gekommen,
Dann hat der Deutsche stets das Schwert genommen
Und wie des Abends rote Sonnengluten
Sah er das Herz des Feindes dann verbluten;

Doch zog durchs tiefste Herz auf kaum betretnen Wegen
Die süße Lust der Minne lachend ihm entgegen,
Legt er die düstre Waffe schnell zur Seite
Und gab der hehren Minne das Geleite;

Nie aber war, so weit er sich auch durchgerungen,
Der Geist des Deutschen jemals ganz bezwungen,
Wohin er zog, ließ er auf allen Fluren
Von seinem Geiste Samen, Götterspuren.

Nie hat er fest sich an die Scholle je gebunden,
Ein neues Land hat der Germane stets gefunden,
Wenn ihm das alte, das ihn einst umlachte,
Nur herbe Not, die vor ihm herzog, brachte;

Dann stürmte stets er, wenn die Hoffnung ihn betrogen,
Weit in die Welt, der Wikinger, auf seinen Wogen,
Nach Süden Andre, deren Sinn verbittert,
Vor deren Tritt das stolze Rom erzittert.

Noch heute hat der Deutsche, wo sie ihn verkannten,
Ein neues Heimatland zu suchen stets verstanden
Und dorthin nahm er dann mit seiner Ehre,
Die stets mit ihm gezogen, seine Wehre.

Hell aber, um das Harte in ihm zu versöhnen,
Regt sich in ihm die Liebe zu dem ewig Schönen,
Und hörte man im Hain ein Lied erschallen,
So wars ein Lied der deutschen Nachtigallen.

Zwar wird das deutsche Lied in diesem Land verwehen,
Nie aber wird die deutsche Größe untergehen,
Nie wird dies Land sich, in dem Bann des Schönen,
Des Geists, der deutsche Luft gezeugt, entwöhnen.

Welch hehres Bild, Columbia, hier selbst in dem Lichte
Der neuen Welt, zeigt Klio uns im Rahmen der Geschichte!
Es ist das Bild vom Volke der Germanen
Und von dem heilgen Stolze seiner Ahnen.

---

2. Pocahontas.

Pocahontas ist gestorben;
Still dort liegt sie zugedeckt,
Ueberstreut mit Waldes Rosen
Auf dem Lager ausgestreckt.

Ferne rauscht der Niagara;
Aus den düstern Wolken bricht,
Ueberflutend Tal und Hügel,
Schon des Mondes klares Licht.

Aus der Hütte schleicht Titschano;
Noch einmal schaut er sie an,
Die ihn nun mit ihrem Lächeln
Nicht erfreun mehr, grüßen kann.

Pocahontas ist gestorben
Und gestorben ist sein Glück,
Nie kehrt zu dem Land sie wieder,
Wo er sie ersehnt, zurück.

Denn ihr Geist ist hingegangen,
Wo die Sonn' im Westen sinkt,
Wo sie ihm mit leisem Mahnen
Liebend jetzt hinüberwinkt;

Und er löst' vom tau'gen Ufer
Seinen Nachen, setzt sich stille
In die Mitte, zieht um sich
Fest des Teppichs dichte Hülle,

Steckt die Streitaxt und das Messer
In den Gürtel, hängt den Bogen
Um die Schultern, mit dem oft er
Durch den dichten Forst gezogen,

Und er läßt das Fahrzeug treiben
Bis die Flut den Nachen packt.
Und er zieht, nach Westen schauend,
Still hinab den Katarakt.



Herbstnachmittag im Walde.

Das Schweigen lauscht im Walde,
Kaum flüstert noch ein Blatt:
Sie schlafen balde, balde,
Lichtmüde, sonnensatt.

Schon will die Blätter färben
Des Herbstes Glutenbrand —
Wie Ahnung gehts vom Sterben
Und Friede Hand in Hand.

Der Sommer ist verlodert,
Der Sturm, o Herz, verrauscht,
Die Blüte sank und modert . . . .
Das große Schweigen lauscht.

University of Chicago. Prof. J. J. Meyer.



Dichtertraum.

Weltwaltend wandelte in Zeit und Raum
Gestalten schaffend kühnster Dichtertraum
Zum zielbewußten, göttlichen Gedanken.
O Seligkeit, die Erde faßt sie kaum,
Zu wirken unentwegt, ohn' Fehl und Wanken,
Errichtend und vernichtend alle Schranken. —
Daß Bernsteinkraft der Schwerkraft sich verbünde,
Daß liebeheischend sich der Weltbau ründe,
Durchglüht von schöpferischer Lebenslust,
Der Schönheit Reich sich wohllautbebend gründe,
Bezwingend dunkler Urwelt Höllenschlünde:
Das wird im Dichtertraum dir vollbewußt.

Im Dichtertraum baut sich der bunte Bogen,
Wenn Völkerheere singend vorwärts wogen
Zu Krieg und Sieg in wilder Schlacht Gestampf.
Vorahnend Künftiges hat nie betrogen
Die Brunst der Wahl im wilden Daseinskampf.
Im Kraftgefühl des Arbeitriesen Dampf
Der Geist des Schöpfers wirkt in Dichterträumen
Der Schönheit Wellen, die das All umsäumen
Und ordnen fernster Welten Wirbeltanz.
Was sich bewegt in unermeßnen Räumen,
Lichtatmend wogt im Meereswellenschäumen
Gibt deinem schlichten Liede Sonnenglanz.

Des Lebens Höhn und seine Tiefen maß
Wer Seelenadel, Menschenform besaß,
Gleich mir, in kurzer Spanne Zeit nur selten.
Was wertlos wird den Geiern bald zum Fraß.
Was traumverklärt in Kedars Wanderzelten
Als Dichtung leuchtet über Sternenwelten.
Wohl drückt die Last der zweiundsiebzig Jahre,
Doch legt ihr heut mich auf die Totenbahre:
Die Hülle fällt, das Edelschöne bleibt.
Was Seheraugen schaun am Hochaltare,
Als Wahrheitswort und Tat sich offenbare
Und ew'ge Jugend wird uns einverleibt.

Du gabst mir wonnelind und waffentraut
Der süßen Muttersprache heu'gen Laut,
Vertrauend deine Seele meiner Pflege.
Ich liebe dich, du minnigliche Braut;
In dunkle Tiefen habe ich geschaut:
Des Kreuzes Wege wurden Lichtes Stege.
Des Geistes Flügelschlag ward Wortgewandung,
Den Wetterstürmen folgt die stille Landung:
Hoch oben ist noch unbegränzter Raum;
Was kümmert dich des lecken Bootes Strandung?
Dein Heim und Hort ist überm Wellenschaum:
Ein Traum das Leben, und der Traum? — Nur Traum.

Beseelten Blumen, bunten Schmetterlingen
Muß Liebesdienst im Blütenmeer gelingen:
Befruchtend fördern sie des Daseins Lust.
Gedankenbrücken überm Abgrund schwingen,
Zu tragen siegesstolz und kraftbewußt
Weltlasten auf des Berges breiter Brust.
So klinge auch im Liede nicht vergebens
Am liebesarmen Ende meines Lebens
Durch alle Welt dies heilige Vermächtnis:
Es wird als Lohn wegsichern Aufwärtsstrebens
Die Wesenskette freien Geisterwebens
Im Dichtertraum zum bleibenden Gedächtnis.

Hoboken, N. J. Emil Schneider.



Auferstehen.

Schnee bedeckt die ganze Erde
Rings so weit das Auge blickt,
Bis die Allmacht spricht ihr Werde,
Und der Lenz die Fluren schmückt.

Winter wars in meinem Herzen
Tot war es für jede Lust,
Frühling ist es drin geworden
Liebchen mein an deiner Brust.

Wenn der Mai mit seinen Blüten
Duftend schmücket Flur und Hain,
Dann bist du ganz mein geworden,
Dann wird ewger Frühling sein.

New York. Max R. Hein.

Zu spät.

Es giebt ein Wort, das gleich des Donners Hallen
Erschütternd durch der Seele Tiefen dröhnt,
Das, wenn einmal dem Mund der Zeit entfallen,
In Ewigkeit kein ander Wort versöhnt.
Es ist ein Wort, das keine Mächte brechen,
Nicht wilder Fluch, noch brünstiges Gebet —
Es ist das Wort, das Tod und Schicksal sprechen:
Es ist zu spät!

* * *

Es zog den Jüngling in die breiten Gassen
Der Welt ein wilder, heißer Lebensdrang.
Im Sinnenrausch zu schwelgen und zu prassen
Er Glas und Laster gierer Glut umschlang.
Umsonst vernahm sein Ohr der Stimme Mahnen:
Es erntet Not, wer Lust und Laster sä't,
Halt ein, halt Umkehr auf der Sünde Bahnen,
Eh' es zu spät.

„Es ist noch Zeit!" — Leicht war das Wort gesprochen —
„Und glücklich ist, wer Sorgen leicht vergißt."
Er ward ein Mann. Da ward er hingebrochen
Vom Wurme, der durch Mark und Knochen frißt.
Nun will zur Umkehr eilig er sich regen,
Da ihn des Siechtums Sense hingemäht —
Da rief das Schicksal donnernd ihm entgegen:
Es ist zu spät!

Und fern Gelagen und dem Weltgebrause,
Wo er gelassen Lebensglück und Kraft,
Hält bis zum Grab in ödem Irrenhause
Ihn nun der Wahn in hoffnungsloser Haft.
Er möchte heim, zum Elternhause wallen,
Ein brennend Heimweh Aug' und Mund verrät,
Doch schaurig es die Wände widerhallen:
Es ist zu spät!

* * *

Es stürmte keck, der Liebe Glück zu finden,
Der Mut der Jugend fordernd durch das Land,
Es bot am Weg, umwuchert von Gewinden,
Das Glück, das wahre, lächelnd ihm die Hand.

Er nahm sie nicht. Es trieb ihn nach der großen,
Verlockend fernen Blumenherrlichkeit,
Es war zum Pflücken heim'scher, wilder Rosen
Noch immer Zeit.

So zog er schweifend durch der Ferne Garten
Und brach entzwei manch fremder Blume Stiel,
Doch ihre Kelche andrer Gärtner harrten,
Ihm log das Glück im steten Gaukelspiel.
Er hatte Trug und Täuschung nur gefunden,
Da dachte er des Glücks, das er verschmäht.
Er kam zurück, jedoch es war verschwunden —
Es war zu spät.

Die Jahre floh'n. Im reichen, vollen Leben
Warf sich das Glück ihm nochmals an die Brust.
Es war ein Weib, das sich ihm hingegeben,
Er fand das Glück und war sich's nicht bewußt.
Er suchte es, wo Feuerweine locken,
Fern von dem Frieden stiller Häuslichkeit,
Es war zum Tändeln ja und Stubenhocken
Noch immer Zeit.

Er sah es nicht, daß langsam hinzusterben
Sein Glück begann, bis es ein Glück noch kaum,
Da suchte er mit reuevollem Werben
Zu halten es an seinem Mantelsaum.
Er schwur, fortan sein Weib, sein Glück, zu lieben —
Da sprach der Tod mit grimmer Majestät:
Es steht ein Wort im Lebensbuch geschrieben:
Es ist zu spät!

* * *

Es ist zu spät! Es ist ein Wort voll Grausen,
Der Schicksalsspruch von einem Rachegott!
Die Sühne spricht es bei des Richtbeils Sausen
Im Schauerecho rächend vom Schaffott.
Es ruft's die Gruft, wenn auf den Lebenswegen
Sie kalt und modrig ihre Schauer sä't,
Und ewig schallt es aller Schuld entgegen:
Es ist zu spät!

Detroit, Mich. Oscar Illing.



Daheim.

„Kein Heim, kein Heim! Im weiten Land
Allein, allein ich steh!
Kein Auge leuchtet, wenn ich komm',
Keins trübt sich, wenn ich geh'.
Der Muttersprache holder Laut,
Der Klang vom deutschen Lied,
Berührten nie mein lauschend Ohr,
Seit von Daheim ich schied.
O könnt' ich hören noch einmal
Des Liedes süßen Klang,
Das mir vor vielen Jahren einst
Zu Haus die Mutter sang!"

Ein Alter ruft's mit greisem Haar,
Verwittertem Gesicht,
Aus dem des Lebens Not und Qual
Beredt zum Herzen spricht.
Vor einem Hause sinkt er hin
Bei Abenddämmerschein,
Ihn hüllen leis mit weicher Hand
Die weißen Flocken ein.
Und übers Antlitz breitet sich
Ein Freudenschimmer aus,
Nicht länger ist er mehr allein,
Er ist im Vaterhaus.

Ein zarter überirdscher Klang
Zu seinem Ohre dringt,
Es ist der Ton vom Schlummerlied,
Das ihm die Mutter singt.
Sie lehnt sich über ihn gebeugt
Mit Augen lieb und mild,
In ihren Zügen spiegelt sich
Der reinsten Liebe Bild.
Der Alte mit verklärtem Sinn
Geht ein zur langen Ruh;
Beim Lied, das ihm die Mutter singt,
Schließt er die Augen zu.

Texas. F. H. Lohmann.



Poeten Los.

Warum ward in meinen Busen
Wohl der Götter Saat gesät,
Die zur Blume sich entfaltend
Dort in vollster Blüte steht?
Warum muß ich Träumer weilen,
Dieser Erdenwelt entrückt,
In der Sphärenwelt, der reinen,
Dort verweilen ich, entzückt?
Warum ich die Höhen schauen,
Deren Zauber mich gebannt,
Unerreichbar, in der Ferne,
In des Geistes Wunderland?
Warum sehnen mich begeistert,
Nach dem Idealen nur,
Holder Sehnsucht Rufe folgend,
Auf der Liebe Sonnenspur?
Warum muß ich meine Lieder
Jauchzen in die Welt hinein,
Während Tränen mir entfließen,
Ob der herbsten Seelenpein,
Ob der Erde Sklavenketten,
Fesselnd an die Scholle mich,
Die mir das Gemut bedrücken,
Immerdar, und ewiglich?
Warum muß ich Lasten schleppen,
Mühen mich ums liebe Brot,
Sorgend, bangend, fast verzagend,
Zu entrinnen bittrer Not?
Weshalb muß der Körper darben,
Wo der Geist im Ueberfluß,
Aus des Schaffens reinstem Borne
Schöpfet Labsal und Genuß? —
Grausam seid ihr, Musen, Götter,
Die mir diesen Kelch gereicht,
Der, wie sehr er auch beglückte,
Früh die Wangen mir gebleicht;
Ach, daß ihr mich betteln heißet,
Was dem Aermsten reich beschert,
Dem ihr nie ins Herz gegossen,
Was in Sehnsucht mich verzehrt —

Glück ist Jenen nur beschieden,
Die euch, Musen, nie gesehn —
Wem eu'r Antlitz je enthüllet —
Singend wird er untergehn.

Indianapolis, Ind. Leo Stechhan.



Minnelied.

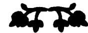
Der Lenz ist da, das Eis zerschmolz
Und alle Bächlein rinnen,
Die Blume hebt ihr Köpfchen stolz,
Der Finke schlägt im grünen Holz:
Das ist die Zeit zum Minnen.

Oh Frühlingslust, oh Minnezoll,
Ihr füllt das Herz mit Wonne!
Wie harrt die Maid so sehnsuchtsvoll,
Wie drängt der Bursch so seligtoll,
Wie scheint so hell die Sonne!

Und rasch und feurig kreist das Blut:
Jetzt darfst du alles wagen,
Und bist de einer Dirne gut,
Dann geh' zu ihr mit frischem Mut!
Sie wird dirs nicht versagen.

Ich weiß mir wohl ein Mädchen hold,
Im Lindenhof im Tale,
Das such' ich auf beim Abendgold,
Auf daß es mir den Minnesold,
Mit roten Lippen zahle!

Detroit, Mich. Max Schütt.



Deutscher Gruß.

Es schwankt ein Schiff auf hohen Wogen
und durch die Segel braust der Wind;
von Deutschland kommen sie gezogen,
ein junger Mann mit Weib und Kind.
Krank von der ungewohnten Reise
so lehnt er schweigend an dem Mast,
Amerika — so klingt es leise —
sei segensreich dem neuen Gast.

Wohl hat er drüben schwer gerungen,
des Vorurteiles armer Knecht,
bis endlich auch zu ihm gedrungen
das Wort vom heilgen Menschenrecht:
„Frei sollst du sein, zerbrich die Bande,
die Fessel, die so hart dich drückt.
Glück auf, zu dem gelobten Lande,
wo dich ein bessres Loos beglückt!"

Wohl mancher ist davongezogen,
das Herz von Hoffnungen erfüllt —
ihm winkte über Meereswogen
der Freiheit hehres Zauberbild.
Mit deutschem Mut und gutem Willen
betrat er froh der Freien Strand;
wird sich sein Hoffnungstraum erfüllen
von einem „bessern" Vaterland?

Ja, schaut um euch! Wo Deutsche wohnen,
da blüht das Leben doppelt schön!
Die Deutschen heut nach Millionen
hier treu zum „Sternenbanner" stehn.
Doch haben viele schwer gelitten,
eh ihnen neu ein Heim erstand,
mit Schweiß und Blut erst ward erstritten
das Recht im neuen Vaterland.

Jetzt stehn wir da, nach vielen Stürmen,
vom deutschen Stamm der größte Zweig,
jetzt heißt es treu und fest zu schirmen
das „eigne" Recht im neuen Reich —

was euch von Kind auf lieb gewesen,
was treu und innig euch umschlang,
der deutsche Geist, das deutsche Wesen
und deutscher Sprache Zauberklang.

O wahret diese heilgen Güter!
Wenn auch so manches euch betrog,
seid eurer Sprache treuer Hüter,
und haltet deutsche Sitten hoch!
Dann wird der Zukunft reich erblühen
ein Volk, das Recht und Freiheit ehrt,
gesegnet sein wird dann dein Mühen,
du deutsches Volk am neuen Herd.

Cullman, Ala. Walpurga Besch.



Nur ich und Du.

Ein kleiner See, getaucht in Abendgluten,
Ein Kahn, gekettet dort am grünen Ast,
Die Zweige, niederhängend in die Fluten,
Rings — Ruh und Rast.

Rings — Ruh und Rast. Kein Laut durchdringt den Frieden. —
Leis' schaukelnd liegt der Kahn im Dämmerschein.
Noch einmal huscht ein Sonnenstrahl hienieden
Durch Flur und Hain.

Durch Flur und Hain und durch die Zweige zittert
Es wie ein Hauch der Gottyeit, leis und sacht;
Vom Firmament ein Sternlein grüßt und glittert —
Es naht die Nacht.

Es naht die Nacht. Das Leben ist verklungen,
Das Weltall liegt vor uns in sel'ger Ruh'.
Nur in der Bucht dort — innig fest umschlungen —
Steh'n ich und Du.

New York. Hennie Hubel.



Meine Feder.

Du köstliches Geschenk in meiner Hand,
Goldfeder mit der Spitze von Demant,
o sage mir, versteh ich wohl den Sinn
der Gabe einer lieben Geberin:
Soll mein Gedanke wie dein Gold, so rein,
so unangreifbar und so glänzend sein?
Soll deinem diamantnen Lippenpaar
nur Poesie entströmen, süß und klar?
Sollst du als Zauberstab in meiner Hand
die Pforte öffnen in ein Wunderland?
— Ein Zauberstab! Du sprachst die rechten Worte.
Ich öffne eines Lichteshimmels Pforte
zum Reich, wo der Verstand das Zepter führt,
mit ihm sein schön Gemahl, die Phantasie, regiert.
Der beiden Heldentochter, Wissenschaft,
die für die Wahrheit ficht mit Lichteskraft,
sie hat mich, wenn sie ihre Schlachten schlug
in heißem Kampf mit Finsternis und Trug,
nachdem sie mich zuvor in Licht getaucht,
als ihre beste Waffe oft gebraucht,
und mir, ich sag es stolz, verdankt sie ihre Siege.
Der Schwester, die mit ihr aus einer Wiege
entsproß, der Kunst, wenn sie ihr göttlich Amt erfüllt
und hehre Wahrheit ins Gewand der Schönheit hüllt,
daß sich die Herzen alle zu ihr wenden —,
ihr dien' ich gern! In ihren Meisterhänden
kann meine Zauberkraft sich frei entfalten,
als Meißel schaff ich Idealgestalten,
die wie aus Marmor plastisch sich erheben
und doch bewegt und leuchtend dich umschweben;
des Malers schönste Farben, will mir scheinen,
sind kaum so zart, so kraftvoll als die meinen.
Dort, auf der Sprache Meer, siehst du die Wellen,
wie von des Geistes Hauch sie mächtig schwellen?
Siehst du die Boote, wie sie leise schwanken —
auf Wohllautsfluten gleitende Gedanken?
Und siehst du dort aus meiner Doppelspitze
die Funken sprühen und die Geistesblitze? —
Als Bifrostbrücke führ ich zu den Höhen,
als Seelenweg, auf dem die Geister schreiten

zum Götterreich, bevölkert von Ideen.
Dort ruhen schlummernd tausend Möglichkeiten
und harren still, im Dorngebüsch versteckt,
ob sie ein Königskuß zu frohem Leben weckt?
Schwing dich hinauf, die Brücke wird dich tragen!
Hoch soll des Lebensbaumes Wipfel ragen:
Im Auf- und Niedersteigen seiner Säfte,
auf froher Wechselwirkung aller Kräfte
beruht Gesundheit, Harmonie im Leben, —
ein würdig Ziel für alles Menschenstreben.

Schulenburg, Texas. Lina Romberg-Perlitz.



Aus der Jugendzeit.

Ich habe die alten Lieder
Gelesen wieder einmal:
Verschwindender Duft von Flieder
Erinnert an dazumal.

Wir saßen an Baches Rande,
Ich schlug den Mantel um Dich,
Der Frühling zog durch die Lande,
Indessen der Winter wich.

Wir sahen uns stumm in die Augen,
Wir haben uns nicht geküßt;
Wir schienen einander zu taugen,
Haben doch auseinander gemüßt.

Eine einzelne Träne fällt nieder,
Es färbt sich die Wange so fahl:
Ich habe die alten Lieder
Gelesen wieder einmal.

New York. J. Wm. H. Emmert.



Eine Liebschaft.

Ich huld'ge neben meinem Weib
Noch einer andern Lieben,
Der innigst ich ergeben bleib'
Mit jugendwarmen Trieben
In allzeit wachem Minnedienst,
Und brächt' es mir auch nie Gewinnst,
Ja Leiden gar und Kämpfen:
Ich kann die Glut nicht dämpfen.

Nicht stets will mein gut ehlich Weib
Die Untreu' mir verzeihen,
Noch einer Andern Zeitvertreib
Und Schaffensdrang zu weihen;
Doch kann der reinen, edeln Braut,
Zur Linken mir noch angetraut,
Ich nie mehr mich begeben, —
Es bleibt ein Bund fürs Leben.

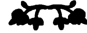
Der Liebreize bestrickend Spiel,
Den Tugendschatz zu schildern, —
Wo fänd' ich Worte für dies Ziel?
Was beut sich dar an Bildern?
In meiner Ausschau weitem Kreis
Seh' nichts ich, fesselnd gleicherweis',
Kein ähnlich magisch Walten,
Mich so im Bann zu halten.

Ganz eigner Art an Zaubern reich,
Vor Andern auserlesen,
So einzig nur sich selber gleich.
Wie rätselhaft ihr Wesen!
Ist wohl steifnackig mal und spröd,
Doch bald schon, nahend sittig blöd,
Läßt schmiegsam sie, gelassen,
Sich traut von mir umfassen.

O seltsam wonniger Genuß,
Ihr dann ins Auge blicken,
Empfangen frisch den Segenskuß,
Die Seele zu erquicken

Mit Trost und Frieden, Kraft und Lust!
Drum hab' erküren ich gewußt
Dies holde Lied, — die Sprache,
Die edle deutsche Sprache.

Philadelphia, Pa. J. C. Jocher.



Hans und der Frühling.

Mutter meint in diesem Jahr
Will kein Frühling kommen;
Hänschen ist dies zwar nicht klar
Hat's doch ernst genommen.

Auf den Boden ging er dann
Wo er pflegt zu spielen,
Bringt die größte Schachtel an
Unter all' den vielen.

Legt als grünen Wiesenplan
Hin ein Stück Tapete
Wo die Sonne treffen kann
Was er darauf säte.

Ueber dies ein weißes Band,
Dort soll's Bächlein fließen,
Und an jenen Wiesenrand
Hirsch und Reh zum Schießen.

Hinterher der Bäume Grün,
Wo die Vöglein singen,
Vorne, wo die Blümlein blühn,
Kuhgeläute klingen.

Schaaf und Lämmlein auch dazu,
Schäferhund und Hirte,
Als ein Sonnenstrahl im Nu
Sich hierher verirrte.

„Lieber Gott“, fängt Hänschen an, —
Und es seufzt der Kleine; —
„Ich hab' meine Pflicht getan,
Tu' du nun die deine!“

New York. Rudolf Allert.



Gebet des verlorenen Sohnes.

Seit ich in der Fremde weile,
Bin ich Götzendiener worden:
Nächtlich brennen Opferlichter
Vor dem Bilde meiner Mutter.

Oft erlöschen alle Flammen
Ob dem Strom der heißen Tränen.
Gierig küß' ich dann das Bildnis,
Preß' es an das laute Herz.

Große, edle Dulderin,
Mit der gramdurchfurchten Stirne
Und dem schmerzumzuckten Munde,
Der kein böses Wort gesprochen!

Könnt' ich wieder sanft mich schmiegen
In die liebereichen Arme
Und vom Aug' die Tränen küssen,
Die du oft um mich vergießest!

Als ich noch daheim gewesen,
Warst du lebensfroh und heiter.
Und nun schimmern weiße Strähne
Traurig durch dein dunkles Haar!

Längst schon hast du mir verziehen.
Doch ich kann mir nicht vergeben:
Tragen muß ich ungesühnt,
Was ich schwer an dir verbrochen! ....

In der Fremde werd' ich sterben.
Bis zu meinem Tode sollen
Nächtlich brennen Opferlichter
Vor dem Bilde meiner Mutter.

New York. Dr. Otto Glogau.



Franz von Stuck's Gemälde „Salome".

Von Fritz von Frantzius.

Salome lacht triumphirend zu den Sternen. die am dunkelblauen Himmel glitzern. Ihr Lachen aber deutet zugleich ein Gefühl in ihrer Brust an, nicht nur des Triumphes, sondern auch der Verzweiflung und des Schmerzes, weil ihre Liebe so enden mußte, da sie im beleidigten Stolz als Fürstentochter und abgewiesenes Weib nicht anders handeln konnte — ihre Tat entsprang impulsiver Liebe — „und das Geheimnis der Liebe ist größer als das des Todes."

Des Künstlers Auffassung von Salome, dem Gegenstand dieser großen Tragödie, ist weder biblisch noch heidnisch, sondern stellt ein modernes Weib von stärkstem Charakter dar, voll mächtiger Hingabe und Liebe und hohem Stolz — es ist die Salome Oskar Wilde's, sein größtes Meisterwerk — eine poetische Geschichte impulsiver Liebe —, und nicht der Grausamkeit. Hier wird nicht ein Alltagsweib dargestellt, sondern ein Weib voll Charakter und heroischem Gefühl.

Um die hohe Bedeutung des Bildes zu verstehen, muß man Oskar Wilde's Tragödie lesen, die den Künstler begeistert hat. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, den die Stärke dieses heroischen Charakters ausübt. Die Poesie der sich so urkräftig betätigenden Liebe ist so stark, daß der grausame Teil ganz in den Hintergrund gedrängt wird. Salome handelt menschlich und zugleich als Weib, den Impulsen ihrer orientalischen Rasse gemäß, und so werden ihre Handlungen durch eine stark sich vollstreckende Willenskraft regiert, welche nur in einem leidenschaftlichen Weib voll starker Empfindung zu finden ist — in einem Weibe von Größe. In der Auffassung dieses Gemäldes findet man ein außerordentlich tiefes poetisches Fühlen, und gerade diese Auffassung ist es, welche dasselbe zu einem großen Meisterwerk stempelt, in Verbindung zugleich mit der großen Technik der Pinselführung — ein Problem, das schwer zu lösen ist. Es ist große, monumentale Kunst. mentale Kunst.

Chicago, Ill.

* * *

Salome — Schönheit und Tod.

Zu dem Gemälde Franz von Stuck's im Besitze des Herrn Fritz von Frantzius, Chicago.

Sonett von Wilhelm Benignus.

Ein eigen Bild, wie selten man's wohl sieht,
ein Bild, das Seelen packt und tief bewegt,
beim ersten Anblick wohl uns schaudern macht,
beim längern Schauen aber uns entzückt.



"Salome" von Franz von Stuck

Owned by Fritz von Frantzius



"Salome" von Franz von Stuck

Owned by Fritz von Frantzius

Es ist dem Meister wundervoll geglückt
das Weib zu malen, das im Schmerze lacht,
heroisch, groß, gefühlsstark, heiß erregt
durch Leidenschaft, die ins Verderben zieht.

Mysterien der Liebe birgt das Bild,
geheimnisschwer wie dunkelblaue Nacht;
ein blasses Haupt umzuckt ein Himmelslicht.

Die Sterne glitzern und der Mond scheint mild
auf eines Frauenleibes weiße Pracht
im Meisterwerk, im Farbentongedicht
des Malers Franz von Stuck.



Der einsame Wanderer.

So dunkel die Nacht, am Himmel kein Stern,
Heimat du schöne so fern, ach so fern!
Im Herzen so tief die Sehnsucht nach dir!
Verlassen, allein, ach keiner hilft mir!

Der Sturmwind er rast so wild und so kalt,
Die Tannen stöhnen im dunkelen Wald,
Die Wellen rauschen so dumpf und so schwer!
Die Heimat so fern und so tief das Meer! —
Mir winkt kein Lächeln, kein freundlicher Gruß,
Ach, daß ich nur wandern, stets wandern muß!
Nicht kann ich finden verlorenes Glück, —
Mir bringts kein Weinen, kein Beten zurück. —

Welle, du wilde, o Sturmwind so laut,
O traget mein Sehnen zur Heimat traut
Bringt meine Grüße zur Heimat so hehr!
Heimat, o Heimat, ich seh dich nicht mehr!

Grand Haven, Mich. Mathilde Minuth.



Gedichte von Herman Behr.

New York City.

John Keats.

Ode, einer griechischen Urne gewidmet.

Du heut' noch unberührte Braut der Stille,
Du Pflegekind des Schweigens und der Zeit,
Die süßer wie mein Reim, in blüh'nder Fülle,
Uns bringt aus glücklicher Vergangenheit
Ein Märchen, das dich blattbekränzt umschwebt,
Von Göttern oder Menschen? wunderbar,
Die in Arcadiens Tälern einst gelebt:
Wer sind sie? und wer sind die Mädchen gar?
Welch' toll Verfolgen? Sträuben — wildes Fliehen?
Welch' Pfeifen, Zymbeln? Jubelmelodien?

Was unser Ohr vernimmt ist süß, doch Sänge
Sind süßer noch, die uns im Innern klingen;
So tönt nur fort, ihr sanften Flötenklänge
Dem Seelenohr auf stummen Geistesschwingen:
O schöner Jüngling! ewig tönt dein Sang,
Und unter Bäumen, die sich nie entlauben;
Du stürm'scher Freund! im heißen Liebesdrang,
So nah' dem Ziel — kannst keinen Kuß du rauben?
Doch gräm' dich nicht, sie kann dir nie entgeh'n,
Auf ewig liebst du, sie bleibt ewig schön!

Glücksel'ge Zweige! deren Blätterhülle
Nie schwindet, deren Frühling ewig währt;
Glücksel'ger Flötenspieler, dessen Fülle
Von Sangesweisen ewig wird gehört;
Und du, o sel'ge Braut! glücksel'ger noch!
Auf ewig glühst du, hold, erwartungsvoll,
In Sehnsucht nach dem süßen Liebesjoch —
Hoch über ird'scher Leidenschaft Getoll!
Das unserm Herzen Seufzer nur entringt,
Die Stirn erhitzt, und trockene Zunge bringt.

Und wer sind sie, die sich zum Opfern nahn?
  Zu welchem Schrein, o Priester — weltentrückt,
Führst du die Färse brüllend himmelan,
  All ihre seid'nen Weichen kranzgeschmückt?
Welch' kleine Stadt, in sichrer Bucht geborgen,
  Am Flusse oder See? liegt ganz verlassen,
Mit stiller Burg, an diesem frommen Morgen?
  Ach, kleine Stadt, auf ewig deine Gassen
Vereinsamt werden sein; nie wirst du hören
Weshalb sie gingen, die nicht wiederkehren.

O attisch' edle Form! o schön' Gebilde —
  Mit Marmormännern — Mädchen überstreut,
Und Waldgezweig! O sel'ges Lenzgefilde!
  Du stille Form! grad' wie die Ewigkeit
Beschwerst mein Hirn du: Kaltes Pastoral!
  Ob altersschwach einst heut'ge Menschen schwinden,
Du wirst bestehn — inmitten andrer Qual; —
  Ein Menschenfreund, wirst ewig du verkünden,
Was alle Menschenweisheit in sich schließt, —
Daß Schönheit, Wahrheit, — Wahrheit, Schönheit ist.

Charles Wolfe.

Die Bestattung des Sir John Moore.

Keine Trommel ertönte, kein Trauerton,
  Als zum Wall unsre Schritte wir lenkten;
Keine Abschiedssalve der Garnison,
  Uebers Grab, d'rein den Helden wir senkten.

Wir begruben ihn düster, zur Mitternacht,
  Bajonnette den Rasen umwandten;
Bei des zitternden Mondlichts Nebelpracht,
  Und Laternen, die trübe brannten.

Kein unnötiger Sarg die Brust ihm bedeckt,
  Von keinem Grabtuch umwunden,
Im Kriegsrock er dalag, friedlich gestreckt,
  Ein Krieger, der Ruhe gefunden.

Wenig nur ward gebetet, kein Wort
Ward laut des Schmerzes — der Klage;
Fest sah'n wir ins Antlitz dem Toten dort,
Und gedachten trüb — künftiger Tage.

Wir hörten schon, wie wir gruben sein Grab,
Glatt strichen sein einsames Kissen,
Ihm fern einst, das feindliche fremde Getrab'
Uebers Haupt, wo wir liegen ihn wissen.

Leichtfertige Rede mag immerzu
Ihn tadeln und schmäh'n — doch erregt ihn,
Und stört ihm nie seine ewige Ruh,
Im Grab, d'rein ein Britte gelegt ihn.

Unsre trübe Pflicht kaum zur Hälfte vollbracht,
Da mahnte zum Rückzug die Stunde, —
Es ertönte dumpfgrollend ein Schuß durch die Nacht —
Aus Feindes Kanonenschlunde.

Wir legten ihn langsam und traurig hin,
Vom Ehrenfeld — ewig das Seine!
Wir setzten kein Denkmal, wir ließen ihn
In seinem Ruhme alleine.

C. Kingsley.

Das alte, alte Lied.

Wenn alle Welt noch jung — Knab',
Und alle Bäume grün;
Und jede Gans ein Schwan — Knab',
Jed' Mädchen — Königin;
Dann hoch zu Roß! — hinaus Knab',
Ins tolle Erdenrund;
Jung' Blut austoben muß — Knab',
Seinen Tag hat jeder Hund.

Wenn alt die ganze Welt — Knab',
Und alle Bäume kahl;
Wenn alle Räder still sind — Knab',
Und alle Spiele schal:
Dann kriech' nach Haus — der Platz hinfort
Für dich in Lahmer Schaar, —
Gott schenk dir ein lieb Antlitz — dort —
Als alles jung noch war.

G. Maffey.

Scheiden.

Zu schön, es hat nicht sollen sein:
Zu süß, nie werd' ich seh'n
Im Hochzeitsglanz die Augen dein;
Doch Lieb, erhör' mein Fleh'n —
Weih' mir im Herzen, ganz für sich,
Ein Eckchen nur — ich bitte dich!

Du wirst ja glücklich, Kind! du weißt,
Ich gönne alles dir,
Was hold die Zukunft dir verheißt!
Doch, Liebling, weihe mir —
Zum Trost, als Lichtblick im Getümmel,
Ein Eckchen nur — in deinem Himmel.

Leb' wohl, lieb Herz! trüb wandern muß
Ich weit hinweg von dir;
Der erste war — der Scheidekuß;
Doch Liebling, weihe mir,
Auf dem schwer lastet das Geschick,
Ein Eckchen nur — von deinem Glück.



Gedichte von Karl Knortz.

North Tarrytown, N. Y.

1. Wintermorgen.

Aus tiefem Traum war ich erwacht,
Aus einem Traume, lichtumflossen;
O sei gesegnet, Winternacht,
Die mir das Paradies erschlossen!

Am Fenster blüt' ein Gartenland,
In dem bekannte Weisen klangen;
Die Wiese licht in Blumen stand
Und tausend Sommervögel sangen.

Ein Bächlein rauschte leise hin,
Es ging sein' Weg durch traute Hecken;
Es lief mit munterm Kindersinn
Im nahen Wald sich zu verstecken.

Ein Pärchen saß am Waldessaum,
In Liebeswonne still verloren —
Genug! Es steht mein ganzer Traum
Dort an den Scheiben festgefroren.

---

2. Heyoka.

Zu des Medizinmanns Trommeln und zum eignen wilden Schrein
Lustig die Dakotas tanzen an dem roten Pfeifenstein;
Denn vertrieben und ermordet ward der Tschippewäer Schaar
Und vor jedem Wigwam flattert eines Feindes Wirbelhaar.

Auch die Jäger waren endlich, reich mit Büffelfleisch beschwert,
Nach so vielen langen Monden von der Ebne heimgekehrt;
Nun in wildem Freudentaumel Alles singt und tanzt und schreit,
Denn dem *sonderbaren Gotte* ward der heut'ge Tag geweiht.

Auf der Ebne kleinen Hügeln mit der Rehhufrassel lärmt
Laut der Wundergott Heyoka, den kein Sonnenstrahl erwärmt;
Denn sobald die Luft des Sommers wonnig durch die Lande weht,
Zähneklappernd, jammernd, frierend er am großen Feuer steht!

Wenn jedoch auf Strom und Landschaft liegt des Winters eis'ge Ruh,
Stellt er sich auf einen Hügel, fächelt stets sich Kühlung zu;
Er vergeht ja fast vor Hitze, alle Kleider wirft er fort,
Und vergebens sehnt er schützend sich nach einem kühlen Ort.

Wird ihm eine frohe Nachricht, er vor Seufzen fast erstickt,
Doch er lacht und scherzt und tanzet, wenn ihn bittrer Kummer drückt;
Steht sein Leben auf dem Spiele ist er ruhig und vergnügt,
Ist er sicher vor Gefahren, seiner Angst er schier erliegt.

Munter tanzen die Dakotas an dem roten Pfeifenstein,
Denn dem Wundergott Heyoka wollen ja ein Fest sie weihn;
Ueber einem ries'gen Feuer hängt ein Kessel schwer und groß,
Darin kocht das Fleisch des Büffels — streift nur schnell die Arme bloß!

Und ein Jeder nach der Reihe hin zum heißen Kessel springt,
Nimmt mit nackter Hand ein Fleischstück, das er dann im Nu verschlingt;
Frierend nun und zähneklappernd ruft er zu Heyokas Ehr:
„Ach, wie kalt ist's, ach wie kalt ist's, wenn es doch nur heißer wär'!“

Also jubeln, gaukeln, tanzen sie den lieben, langen Tag,
Ahmen jegliche Gewohnheit ihres Wundergottes nach;
Und vom Lärme angezogen eilt ein Missionär herbei:
„Reif sind diese Wilden sicher für der Christen Heuchelei!“



Trinklied von Franz Huld.

Introduction.

f

Ich kenn' in die-ser Welt ein

ein-zig Gut das ist der gold'nen Reben feu-rig Blut So

lan-ge ich noch trinken kann, So lang' bin ich kein toter

Mann Doch sollt' ich keinen Durst mehr ha - ben Be-

gra-ben lasst mich dann. Doch sollt' ich keinen Durst mehr

ha - ben, be - gra-ben lasst mich dann. ——

Tutti.

ff

Nicht Epheu oder eine Trauerweid'
Darf auf mein Grab, nein, ein viel schön'res Kleid;
Pflanzt Rebenwein, weiß und rot,
Den besten, den der Rhein entbot —
:,: Setzt auf den Grabstein meinen Becher —
Er steh' mir zur Seit' auch im Tod. :,:

Doch find' ich nur in meinem Grabe Ruh'
Deckt Ihr den Becher fest und sorgsam zu —
Kein Regentropfen darf hinein,
Kein Wasser soll ihn mir entweih'n.
:,: Und wenn im Herbst die Trauben reifen —
Dann pilgert zum Grabe mein. :,:

Befreit die Reben von der gold'nen Last
Und preßt sie aus, Ihr seid bei mir zu Gast.
Den Becher füllt, die Freude winkt —
Gedenket mein und trinkt und trinkt.
:,: Gießt Wein aufs Grab, bis daß ein Tropfen
In die trockene Kehle mir dringt. :,:

Vergangenes und Gegenwärtiges.

Gedichte aus verschiedener Zeit.

Von

Arnold Fueredi (New York).

Kaiserpreis für Amerika.
(1905)

Ein Minnesänger übers Meer
Trat an die weite Reise,
Der Kaiser sandte ihn daher,
Dem deutschen Lied zum Preise.

Was soll das eherne Geschenk
Uns Deutsche hier wohl mahnen?
Des deutschen Lieds bleibt eingedenk,
Amerikas Germanen.

Frisch auf darum zum Sängerstreit
Den Preis Euch zu erringen,
Aus tausend Kehlen weit und breit
Hört man die Worte klingen:

„Heil, deutsches Lied, heil deutscher Sang,
Wie bist du hoch erhaben,
Es soll dein heimatstrauter Klang
Auf fremdem Strand uns laben.

Heil, Sänger, Dir, aus deutschem Erz!"
Erbraust es hin und wieder;
Wir bleiben deutsch mit Hand und Herz
Und singen deutsche Lieder.

Deutsches Theater in New York.
(1911)

Der „**Corner Grocer**" legt Geld auf die Bank,
„**Hettie macht Alles**",
Doch „**Nathan der Weise**" find't keinen Dank,
„**Faust**" hat den Dalles.

Grabschriften für Zeitgenossen.

(1900)

Bertha von Suttner.

Was lange sie erstrebte,
Wofür sie stritt und lebte,
Fand endlich sie hiernieden:
Den vielersehnten Frieden!

An einen Trust-Magnaten.

Kaiser, König und Magnat
Diesen man geheißen hat,
Weil mit Willen, selbstbewußten,
Alles wollte er vertrusten
Und verschmelzen ohne Ende
In nur eines Menschen Hände.
O, der Tor, der's nicht verstand:
Alles liegt in Gottes Hand.

Einem Volksbeglücker.

Hier liegt der große Volksbeglücker
In einem kleinen Raum versteckt;
Dankt Gott, daß endlich man den Kicker
Hat fest und sicher „zugedeckt".

An Ex-Gouverneur Odell.

Was sterblich war an dem Odell,
Liegt eingesargt an dieser Stell';
O, Wand'rer, ziehe heim zur Mutter,
Sonst wird dir Eier, Käse, Butter
Und Groceries noch viele mehr
Verkaufen dieser Gouverneur.

Späte Liebe.

(1880)

Wer erst im Alter von Liebe träumt,
Weil in der Jugend er sie versäumt,
Der will die strahlende Sonne sehn,
Wenn sie im Westen will untergehn.

Der Sängerin Leona.

(1904)

Wie hat dein Sang mich oft begeistert,
Wenn sich mein Herz zur Ruh gesehnt,
Du hast der Töne Kunst bemeistert,
Gesungen mir, was ich gewähnt.

Bald klang's aus deinem goldnen Munde
Wie süße Zaubermelodie,
Bald war's, als wärest du im Bunde
Mit aller Götter Harmonie.

Aus meiner Kindheit ersten Tagen
Rufst du hervor ein sinnig Lied
Von Träumen, Flüstern, Lauschen, Klagen,
Das leis' durch meine Seele zieht.

Wie Orgelton und Glockenklänge
Singst du das „Ave" fromm und gut,
Ich seh' die fromme Kirchenmenge,
Wie sie auf ihren Knien ruht.

O möge Gott in seiner Gnade
Auf dich stets richten seinen Blick;
Auf daß wie eine Traum-Ballade
Dein Sein zerfließ' in ewig Glück!

Keine Grüße.

(1888)

Ich grüß' nicht die Mädchen, ich grüß' keine Frau,
Ich grüße nicht Onkel noch Tante,
Ich grüß' nicht die Basen und nicht den Cousin,
Ich grüße auch niemals Bekannte.
Ich grüß' nicht Kollege, ich grüß' nicht den Chef,
Ich grüße den Hund nicht, die Katze,
Ich grüße nicht Nieder, ich grüße nicht Hoch —
Ich schäm' mich der riesigen Glatze!

Ich kann es dir nicht sagen.

(1911)

Ich kann es dir nicht sagen,
Wie sehr ich lieb dich hab',
Muß es im Herzen tragen,
Muß still sein wie das Grab.

Ich kann es dir nicht sagen,
Wie teuer mir bist du,
Es finden meine Klagen
In deinen Augen Ruh'.

Ich kann es dir nicht sagen,
Was mir das Herz bewegt,
Ich hab' mein ganzes Wagen
Zu Füßen dir gelegt.

Ich kann es dir nicht sagen,
Du süße, holde Maid,
Ich kann dich nur noch fragen
In die Unendlichkeit.

Ich kann es dir nicht sagen,
Wie es mich zu dir zieht,
In allen Blütenhagen
Sing' ich von dir ein Lied.

Und doch muß ich dir's sagen —
Du siehst's in meinem Blick:
Du bist in sonn'gen Tagen
Sowie im Leid mein Glück.

Spruch.

(1880)

Was klarer strahlt wie Aethers Blau
Und heller prangt wie Morgentau?
Der Spiegel ist's auf deinen Wangen,
Wenn edle Tat du hast begangen.

Sonett.

(1880)

Ich bin in deinen Reizen aufgegangen,
In denen ew'gen Frühling ich gefunden;
Was hätte sonst mich siegend überwunden,
Wenn deine Augen nicht und deine Wangen?
O schöne Zeit, als wir uns fest umschlangen,
Gleichwie im Traum verflogen uns die Stunden,
Da wir der Liebe Hochgenuß besangen.
O dieser ersten Liebesworte Gluten,
In denen ich zu untergehen dachte,
Wenn nicht gelöschet sie der Küsse Fluten;
O dieses Auge, das die Glut anfachte
Und dessen lichte Funken auf mir ruhten,
Wie seine Bläue mir entgegenlachte!



Was Hänschen alles werden wollte.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Von Otto Spengler.

Motto: — Hänschen wollte Tischler werden,
War zu schwer der Hobel.
Schornsteinfeger wollt er sein,
Doch das war nicht nobel. —

Ich traf ihn auf dem Künstlerfest im Hotel Astor.

Scheinbar ermüdet, lehnte sich Oskar Singer an eine der Säulen des reich geschmückten Saales. „Hallo, wie geht es dir?" Die alte, abgedroschene, doch ewig neue Phrase entschlüpfte fast unbewußt meinen Lippen. — Es war lange her, daß ich den jungen, hochaufgeschossenen Mann zum letzten Mal in meiner Heimatstadt Berlin sah. Oft hatte ich mir die Freude des Wiedersehens mit meinem Freunde ausgemalt. Wann und wo ich ihn wohl wiederfinden würde? In New York? Nein, eher am Ende der Welt.

Doch „tempora mutantur". Die Welt ist ein großes Dorf. Kann doch heute ein findiger Reporter auf der „Mauretania", einem der Leviathane der See, von England nach Amerika fahren, unserem Präsidenten in Washington seine Aufwartung machen, dann noch einige große Städte „mitnehmen" und am vierzehnten Tage wieder in „dear old Lunn" sein. Was bedeuten da Tausende von Meilen?

„Du, komm, wir wollen eine Flasche Sekt trinken, dieses Wiedersehen muß gehörig begossen werden!" Oskar Singer, halb zögernd, halb lachend folgte mir. Bald saßen wir in einer trauten Ecke des Sektzimmers. Das perlende Naß, kredenzt von einer in Wonne schwimmenden blonden Komitedame (was tut man nicht alles im Namen der Wohltätigkeit) löste meinem Freunde die Zunge. Noch einen dankbaren Blick der kredenzenden Dame nachsendend, hub er an: „Du wunderst dich wohl, mich hier in New York zu sehen?"

„Nein", sagte ich, „in Amerika habe ich das Wundern aufgegeben. Nur kurios, daß du nicht schon früher herkamst. Leute von deiner Sorte finden den Weg nach Amerika immer, ob früher oder später."

„Wie meinst du das?" fragte mein neugefundener Freund.

Ihm die Hand herzlich schüttelnd, beruhigte ich ihn. „Nun, Leute deines Schlages braucht Amerika. Es wird das Land der unbegrenzten Möglichkeiten genannt; nicht mit Unrecht und wahrlich im guten Sinne. Es gibt jedem die Gelegenheit, sich nach bestem Vermögen auszurecken, ohne den Nachbar zu treten, wie es im alten Vaterlande gewöhnlich der Fall ist."

Dankbar lächelnd sagte er endlich: „Du kennst doch die alte Geschichte von: „Was Hänschen alles lernen wollte?"

Neugierig horchte ich auf. „Nanu, bist du etwa das Hänschen?"

Aus den Augen meines Freundes blitzte es schalkhaft. „Ja, das Hänschen bin ich!"

„Ach, erzähle!" rief ich, und war gespannt, was wohl da kommen mochte.

„Es ist eine lange Geschichte, und da es sich hier gut plaudern läßt, so will ich versuchen, sie dir zu erzählen . . .

Du weißt, ich absolvierte die Volksschule. Mein Vater fand es freilich für besser, das Geld, welches ihm meine Mutter brachte und auch die gütige Vorsicht in der Gestalt eines großen Loses der Kgl. Preußischen Lotterie, vorher klein zu machen. Da hieß es denn im Kreise meiner Geschwister und der Mutter, was wird nun aus dem Jungen? Man riet hin und her. Endlich sah ich durch Zufall einen Zettel in einer Buchhandlung an der Friedrichstraße „Lehrling verlangt". Mein Drang nach höherer Bildung siegte. Ich fragte an und wurde angenommen. Ich hatte einen Beruf! Ach, waren die Auslagen der Buchhandlung interessant! Bald lernte ich aber die Kehrseite der Literaturfabrik kennen. Der Inhaber der Buchhandlung hatte den unglücklichen Gedanken, Gedichte zu verlegen. Staunend sah ich die ungeheuren Berge der Literatur eines neuen Dichters. Aber als sie nie kleiner wurden und allerlei Preiserniedrigungen auf das Zweimarkbuch der Gedichte eines neuen Heines in der Auslage erschienen, wurde mir ängstlich zu Mut.

Eines schönen Tages sagte mir mein Prinzipal, mit meiner literarischen Laufbahn sei es zu Ende. Kaum vier Wochen durfte ich den Musen im Abstauben ihrer Werke dienen, aber sie waren undankbar. Tags darauf schlossen sich die Pforten des Minervatempels an der Friedrichstraße."

„Ach, du armer Mensch, was tatest du dann", sagte ich ihm ein neues Glas reichend.

„Der Arbeitsmarkt des „Lokalanzeigers" wußte Rat! Eine Stelle als Lehrling in einer Buchdruckerei war ausgeschrieben. Halt, dachte ich, soll Minerva mir doch noch günstig sein? Ich stürmte die Druckerei, und als man mein Schulzeugnis musterte, war ich angenommen.

Durfte ich nicht die fertige Literatur verbreiten, wer konnte es mir verwehren, selbst Literatur zu machen, d. h. drucken. Dieses leuchtete dem Rat meiner Familie ein. Angetan mit einem alten Einsegnungsfrack — wer kennt nicht noch das Unikum eines solchen Kostüms für gereifte Männer, an einem Konfirmanden war solch ein Kleidungsstück direkt grotesk — eine Flasche Kaffee in die große Rocktasche verborgen und eine Schürze unterm Arm, so begann ich meine neue Tätigkeit. Aber o weh, ich hatte die Rechnung ohne den Werkführer und die anderen Lehrbuben gemacht!

Mein schwächliches Aussehen und schüchternes Benehmen, sowie mein mädchenhaftes Erröten war dieser Rotte Kora ein gefundener Braten. Drei Tage hielt ich diese Höllenpein aus. Dann lief ich davon. Meine Geschwister

zwar sprachen mir Trost zu, ich möchte nur Mut fassen, es würde sich schon etwas anderes finden.

Der Drang nach dem Höheren ließ nicht nach. Tags darauf wurde ich Vergolder von Bilderrahmen. Mein neuer Prinzipal schilderte mir, wie herrlich es sei, wenn man sich der Kunst weihe, wenn auch nur, daß man die Rahmen für die Bilder liefere. Leicht empfänglich für solche weise Worte, ging ich an die Arbeit. Aber wie anders war der Beruf aus der Nähe betrachtet. Ein fertiger Rahmen ist gewiß eine „schöne Sache", aber Papier-Machee zubereiten oder frisch zu halten, brr! Raphael mit seinem feinen ästhetischen Geschmack hätte sicher weniger Madonnen gemalt, wenn er gewußt hätte, wie heutzutage „echte Goldrahmen" hergestellt werden. Mein Einsegnungskaftan, voll vom Staube der Schlemmkreide, gab mir das Aussehen eines Müllerjungen. Die lieben Schwestern fielen fast in Ohnmacht, wie sie ihr armes Brüderlein wiedersahen. Aus war es wieder mit der Kunst. Selbst des Prinzipals krummbeiniger Dackel „Suse", der mich in sein braves Hundeherz geschlossen, hatte Tränen in den Augen gehabt, als ich schied. Er konnte mir nicht helfen!

„Hänschen wollte Tischler werden", summte ein Junge auf der Straße. Weinen hätte ich mögen. War ich denn nicht das Hänschen?

Grollend mit meinem schnöden Schicksal langte ich wieder nach dem „Lokalanzeiger". Cisileurlehrling verlangt, stand da. Halt, hier ist wieder etwas mit der Kunst. Jetzt pfuschte ich sogar dem berühmten Benvenuto Cellini ins Handwerk, manches Kunstwerk mußte ich abkratzen. Auf den Knieen habe ich ihm später in Venedig für das seiner Kunst angetane Unrecht Abbitte geleistet! Ein Mißverständnis mit der Frau Meisterin machte auch dieser Karriere ein Ende und ich saß wieder vor der Tür.

Das Schicksal verschlug mich zu einem Galvaniseur. Hier verdiente ich mein erstes Geld, aber meiner delikaten Konstitution sagte der die Luft dickdurchsetzende Graphitstaub nicht zu. Meine lieben Geschwister fürchteten für meine Lungen. Aus war die Herrlichkeit. Nun war guter Rat teuer. Hänschen wußte sich keinen Rat.

Noch einmal versuchte ich es der Kunst zu dienen. Ein Goldschmied nahm sich meiner an. Der Nibelungens Hort sollte nichts schöneres gehabt haben, so schwur ich mir. Ans Gold durfte ich zwar nicht, klopfte aber Kupferblech; dem durfte ich Formen geben. Aber meinem Lehrkollegen und mir besonders flößte der neue Meister eine unnennbare Furcht ein. „Er saß auf seinem Stuhle, so finster und so bleich". . . Der Geselle konnte den Meister auch nicht leiden, er ging, mein Kollege folgte und ich armer Junge zitterte am ganzen Körper!

War er ein Ritter Blaubart und sonst etwas besonderes, oder gar Alberich selbst? Nie konnte ich sein Inneres studieren. Abstoßend durch seine Einsilbigkeit fürchtete ich ihn noch mehr. Endlich, einen Tag vor Ablauf der vierwöchigen Probezeit lief ich wie besessen davon. Heute, wo ich darüber ruhig

nachdenken kann, ist es mir unerklärlich, wie so ein einsamer Mensch, der selbst kopfscheu war, auch seine Eigenart der nächsten Umgebung übertrug.

Aus war es wieder. Jetzt schwur ich all den edlen Zünften, wie immer sie auch heißen mochten, ewige Fehde. Nie sollte der goldene Boden, der mir nur Nesseln zeugte, im Handwerk liegen. Dem „Lokalanzeiger", Organ der Proletarier, drehte ich jetzt den Rücken und wandte mich der aristokratischen „Vossischen Zeitung" zu.

Ich traute meinen Augen kaum. War es Vorsehung? Stand nicht da eine Anzeige: Lehrling gesucht für ein Literarisches Nachrichten-Bureau, Gelegenheit in der Redaktion einer Zeitschrift zu arbeiten? Gütiger Himmel, bat ich, bescheere mir diesen Hort des Wissens! Unter fünfzig Kandidaten gewährte mir das Schicksal diesen hochbegehrten Posten. Bald war ich soweit mit Scheere und Kleistertopf wie der älteste hartgesottenste Journalist, nur war meine Arbeit vorläufig von sekundärem Wert, denn die Gehirnarbeit wurde von anderen Angestellten geleistet. Doch durfte ich mit Hülfe eines älteren Kollegen die ganze Auflage der Zeitschrift falzen und expedieren. Oft saßen wir abends stundenlang sehnlichst die noch nassen Druckbogen erwartend. Abgekratzte Gänseschmalzstullen waren die einzige Belohnung. Was würde die moderne Jugend Amerikas von dieser fürstlichen Belohnung halten?"

Der Blick meines Freundes streifte die bunte Menge junger Damen und Herren, die den Champagner tranken, als wäre es billiges Sodawasser. —

Ich mußte lachen, denn als praktischer Mensch, der im größten Geschäftsleben steht, war ich wohl eingedenk des merkwürdig unabhängigen Benehmens unserer lieben Jugend in Amerika, die wohl bei Kindern poussierlich ist, im späteren Leben aber oft unangenehm berührt.

Mein Freund nahm wieder das Wort: „Ja, das waren Tage wahrer Größe für mich. Nach einiger Zeit durfte auch ich im Stile der Kaiser und Könige, sowie Journalisten, die in so treffender Weise Generäle der Feder genannt werden, den Pluralis Majestatis „Wir" gebrauchen. Jetzt durfte ich kurze redaktionelle Notizen verfassen und somit Gedankenarbeit verrichten.

Da wollte es das Schicksal, daß ich im Cafe Bauer die wie Bettlaken großen amerikanischen Zeitungen kennen lernte, da ward es mir klar, Hänschen muß nach Amerika! Nicht lange hielt es mich. Ein Zwischendeckbillet war alles, was ich mir von meiner Feder ersparen konnte. Doch Alexander der Große hatte nicht einmal das, als er anfing, die Welt zu erobern, dachte ich mir.

Achtzehn Jahre und nichts für die Unsterblichkeit getan! Also auf, nach Amerika!

Ja, du hattest Recht, als du sagtest, ich würde doch nach Amerika gehen. Aber du hattest von Hause aus Mittel, mir armen Schlucker „blühte kein Sternlein am Himmelszelt."

Gesagt, getan. Ich kam hier an. In Ellis Island sagte ich dem Einwanderungs-Inspektor, ich hätte genug Geld, obwohl mein Vermögen nur aus 25 Cents und einem Zehnmarkstück bestand. Jedoch ich hatte Mut, den ganzen Kontinent zu erobern. Dies mußte dem Beamten wohl einleuchten. So durfte ich denn an einem schönen Sonntagmorgen via Castle Garden die gastlichen Gestade Amerikas betreten.

Fürs Waldorf-Astoria reichten meine Mittel nicht, aber ich fand doch Unterkunft. Das Glück wollte es, daß ich eine Empfehlung an ein amerikanisches Zeitungsbureau hatte und so wurde ich mit einem Salär von vier Dollars per Woche angestellt.

Meine Barmittel, wenn man von solchen sprechen durfte, waren bald dahin. „La Vie Boheme" enthält wohl nicht viel bessere Schilderungen, als die Kunststücke, welche ich anwenden mußte, um mit solcher hohen Gage Schritt zu halten. Der Himmel hatte Erbarmen; ich avancirte rasch. — Heute bin ich mein eigener Herr!"

Mein Blick ruhte bewundernd auf meinem neugefundenen alten Freund. In der Tat, wie er da saß, — eine elegante Erscheinung in tadelloser Kleidung, — trotz unserer intimen Unterhaltung immer hier und da irgend eine Größe am Himmel der Kunst oder der Finanzwelt grüßend, machte er den Eindruck eines „gemachten Mannes".

„Was tust du aber jetzt?" fragte ich endlich nach einer Pause. „Ich mache in Ruhm", lachte er. „Obwohl das Geschäft selten ist, so bezahlt es sich. Die liebe Eitelkeit der Menschen ist stets eine Fundgrube für findige Köpfe gewesen. Sie brachte mich auf den Gedanken, Menschen berühmt zu machen. Ein ganzer Stab Menschen ist beschäftigt den Leuten zu zeigen, wo überall ihr Name gedruckt wurde und ihn so oft wie möglich in die Zeitungen zu bringen, ohne daß es das Publikum merkt, wie es gemacht wird."

Unwillkürlich schwiegen wir beide, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend. Mich hatte seine Erzählung noch ganz im Bann. Dort saß der Hans, der aus dem Hänschen geworden?

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Viele Menschen kommen nie zu dem Berufe, durch den sie sich eine sichere Existenz gründen können. An solchen erfüllt sich der alte Satz vom Hans. Doch wen das Glück bei der Hand nimmt, über den hat der Spruch keine Macht!

Ich reichte ihm ein frisches Glas von dem perlenden Gold und rief ihm aus vollem Herzen zu: Prosit, Hans im Glück!

New York.

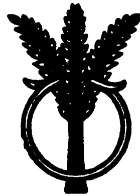




Anhang

Deutschamerikanischer

Literatur-Kalender



Zusammengestellt im Auftrage

des

Verbands deutscher Schriftsteller
in Amerika

von

Otto Spengler

Werk, für welches um Urheberrecht nachgesucht wird, gehört:

a) Bücher mit Inbegriff der Sammelwerke und Enzyklopädien, der Adreßbücher, geographischen Wörterbücher und anderer Zusammenstellungen;
b) Periodische Veröffentlichungen mit Inbegriff der Zeitungen;
c) Vorlesungen, Predigten, Ansprachen, die vorbereitet sind, um mündlich gehalten zu werden;
d) Dramatische und dramatisch-musikalische Kompositionen;
e) Musikalische Kompositionen;
f) Karten;
g) Kunstwerke, Modelle und Entwürfe für Kunstwerke;
h) Wiedergaben von Kunstwerken;
i) Zeichnungen oder plastische Darstellungen wissenschaftlicher oder technischer Art;
j) Photographien;
k) Drucke und Bildillustrationen.

Die obige Aufzählung soll jedoch nicht im Sinne der Einschränkung der schutzfähigen Gegenstände, wie sie in Artikel 4 dieses Gesetzes bestimmt sind, ausgelegt werden dürfen, noch soll irgend ein Irrtum in der Einteilung ein gemäß diesem Gesetze erlangtes Urheberrecht ungültig machen oder beeinträchtigen.

Artikel 6.

Zusammenstellungen oder Auszüge, Adaptationen, Arrangements, Dramatisationen, Uebersetzungen oder andere Uebertragungen, sei es vom gemeinfreien, sei es von geschützten, aber mit Genehmigung des Rechtsinhabers übertragenen Werken, oder nochmals mit neuem Inhalte veröffentlichte Werke werden als neue, nach den Vorschriften des gegenwärtigen Gesetzes schutzfähige Werke betrachtet. Die Veröffentlichung irgend eines derartigen neuen Werkes soll aber die Wirkung oder Gültigkeit eines an dem benutzten Inhalt oder einem Teile desselben schon bestehenden Urheberrechts in keiner Weise beeinflussen, noch dahin ausgelegt werden, als bedinge sie ein ausschließliches Recht an einer derartigen Benutzung von Originalwerken oder sichere oder verlängere das Urheberrecht an denselben.

Artikel 7.

Kein Urheberrecht besteht am ursprünglichen Wortlaut eines gemeinfrei gewordenen Werkes, noch an einem im Inland oder im Ausland vor Inkrafttreten dieses Gesetzes erschienenen, aber in den Vereinigten Staaten urheberrechtlich noch nicht geschützten Werke, noch an irgend einer Veröffentlichung der Regierung der Vereinigten Staaten oder an einem vollständigen oder teilweisen Neudruck einer solchen Veröffentlichung.

Wenn dagegen die Regierung, entweder einzeln oder in einem öffentlichen Aktenstück, irgend ein bereits urheberrechtlich geschütztes Material veröffentlicht, oder wiederveröffentlicht, so darf dies zu keiner Aufhebung oder Verkürzung dieses Urheberrechts führen, noch rechtfertigt es irgend eine Benutzung oder Aneignung dieses geschützten Materials ohne Zustimmung des Eigentümers des Urheberrechts.

Artikel 8.

Der Verfasser oder Eigentümer irgend eines gemäß diesem Gesetze geschützten Werkes oder seine Testamentsvollstrecker, Verwalter oder Rechtsnachfolger besitzen daran Urheberrecht unter den im Gesetze aufgestellten Bedingungen und für die darin festgesetzte Dauer.

Dagegen erstreckt sich dieser gesetzliche Urheberrechtsschutz auf ein Werk eines Verfassers oder Eigentümers, der Bürger oder Untertan eines fremden Staates oder Landes ist, nur in folgenden Fällen:

a) wenn ein fremder Autor oder Eigentümer im Zeitpunkt der ersten Veröffentlichung seines Werkes auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten wohnhaft ist, oder

b) wenn der fremde Staat oder das fremde Land, deren Bürger oder Untertan dieser Autor oder Eigentümer ist, sei es durch Vertrag, Uebereinkunft oder Abkommen, sei es durch Gesetz den Bürgern der Vereinigten Staaten den Genuß des Urheberrechts auf wesentlich der gleichen Grundlage wie seinen eigenen Bürgern gewährt oder einen dem durch das ge-

genwärtige Gesetz oder durch Vertrag solchen fremden Autoren eingeräumten Schutz wesentlich gleichen Urheberrechtsschutz zusichert oder wenn der betreffende fremde Staat oder das betreffende fremde Land einem internationalen Abkommen beigetreten ist, das Gegenseitigkeit in der Gewährung des Urheberrechts vorsieht und Bestimmungen enthält, die den Beitritt der Vereinigten Staaten in deren Belieben stellen.

Das Vorhandensein der vorgenannten Gegenseitigkeitsbedingungen soll vom Präsidenten der Vereinigten Staaten von Zeit zu Zeit durch Kundmachungen, wie es die Zwecke dieses Gesetzes erfordern, festgestellt werden.

Artikel 9.

Jeder durch dieses Gesetz dazu Berechtigte kann dadurch Urheberrecht an seinem Werke erlangen, daß er dasselbe mit dem vom Gesetz verlangten Urheberrechtsvorbehalt veröffentlicht. Diesen Vorbehalt soll jedes in den Vereinigten Staaten auf Veranlassung des Eigentümers des Urheberrechts veröffentlichte oder zum Verkauf ausgestellte Exemplar tragen, mit Ausnahme derjenigen Bücher, für die nach Art. 21 ein zwischenzeitlicher Schutz nachgesucht wird.

Artikel 10.

Der Schutzberechtigte kann die Eintragung seines Anspruchs auf Urheberrecht durch Erfüllung der in diesem Gesetze aufgestellten Vorschriften mitsamt Hinterlegung von Pflichtexemplaren erwirken; nach erfolgter Erfüllung hat der Urheberrechtsregistrator ihm die in Artikel 55 vorgesehene Bescheinigung auszuhändigen.

Artikel 11.

Urheberrecht kann auch an Originalwerken, von denen keine Exemplare für den Verkauf hergestellt worden sind, dadurch erlangt werden, daß, wenn es sich um eine Vorlesung oder eine ähnliche Schöpfung oder um eine dramatische oder musikalische Komposition handelt, mit dem Urheberrechtsgesuch eine vollständige Abschrift, hinsichtlich von Photographien ein photographischer Abzug und hinsichtlich von Kunstwerken plastischen Darstellungen oder Zeichnungen eine Photographie oder eine andere, die Identität erweisende Wiedergabe hinterlegt wird. Wird jedoch das Werk später in zum Verkauf bestimmten Exemplaren wiedergegeben, so befreit das Vorrecht der Eintragung des derart erlangten Urheberrechts den Eigentümer desselben nicht von der durch Artikel 12 und 13 vorgeschriebenen Hinterlegung von Pflichtexemplaren.

Artikel 12.

Nach Erlangung des Urheberrechts auf Grund der nach Artikel 9 dieses Gesetzes vorgenommenen Veröfffentlichung des mit dem Vorbehalt versehenen Werkes sind baldigst auf dem Urheberrechtsamt oder auf der Post unter der Adresse des Urheberregistrators, Washington, Distrikt von Columbia, zwei vollständige Exemplare der besten bis dahin veröffentlichten Ausgabe zu hinterlegen, die, wenn es sich um ein Buch oder um eine periodische Veröffentlichung handelt, gemäß den in Artikel 15 enthaltenen Herstellungsvorschriften erzeugt sein müssen. Besteht das Werk in einem Beitrag zu einer periodischen Veröffentlichung und wird für diesen Beitrag eine besondere Eintragung nachgesucht, so genügt ein Exemplar der diesen Beitrag enthaltenden Nummer oder Nummern; ist das Werk nicht in zum Verkauf bestimmten Exemplaren hergestellt worden, so ist eine Abschrift, ein Abzug, eine Photographie oder eine andere, die Identität erweisende Wiedergabe, wie dies Artikel 11 vorsieht, zu hinterlegen, wobei derartigen Abschriften, Abzügen, Photographien oder andern Wiedergaben jeweilen das Gesuch um Urheberrecht beizufügen ist. Bis die Vorschriften dieses Gesetzes betreffend Hinterlegung von Pflichtexemplaren und Eintragung eines Werkes erfüllt sind, wird keine Klage auf Verletzung des Urheberrechts an einem solchen Werke angenommen und kein Verfahren hierüber eröffnet.

Artikel 13.

Werden die in Artikel 12 vorgesehenen Pflichtexemplare nicht, wie verlangt, bal-

digst eingeliefert, so kann der Urheberrechtsregistrator jederzeit nach der Veröffentlichung des Werkes durch tatsächliche Benachrichtigung den Eigentümer des Urheberrechts zu deren Hinterlegung auffordern. Erfolgt nach dieser Aufforderung die Hinterlegung der Pflichtexemplare nicht innerhalb drei Monaten von einem Punkte der Vereinigten Staaten, die auswärtigen territorialen Besitzungen derselben ausgenommen, oder innerhalb 6 Monaten von einer solchen Besitzung oder von irgend einem fremden Lande aus, so verfällt der Eigentümer des Urheberrechts in eine Buße von 100 Dollars, hat dem Kongreßbibliothekar die doppelte Summe des Ladenpreises der besten Ausgabe des Werkes zu bezahlen und geht des Urheberrechts verlustig.

Artikel 14.

Der Postmeister, bei dem die gemäß Artikel 11 und 12 hinterlegten Gegenstände eingeliefert werden, hat auf Verlangen dafür einen Empfangsschein auszustellen und sie ohne Kosten für den Urheberrechtsgesuchsteller an ihren Bestimmungsort zu leiten.

Artikel 15.

Handelt es sich um ein in Artikel 5, litt. a) und b) aufgezähltes, gedrucktes Buch oder Periodikum, mit Ausnahme des Originalwortlautes eines in irgend einer andern als der englischen Sprache geschriebenen Buches fremden Ursprungs, so muß der Text aller zum Schutze unter diesem Gesetze zugelassenen Exemplare, die unten vorgesehenen Ausnahmen vorbehalten mittels innerhalb der Vereinigten Staaten von Hand oder durch eine Setzmaschine irgendwelcher Art hergestellten Satzes oder mittels innerhalb der Vereinigten Staaten von solchem Satz verfertigten Platten oder bei Anfertigung des Textes durch ein Steindruck- oder Photogravur-Verfahren*) mittels eines gänzlich innerhalb der Vereinigten Staaten durchgeführten Verfahrens gedruckt sein, und auch der Druck des Textes sowie das Einbinden des Buches hat auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten zu geschehen. Diese Erfordernisse beziehen sich ebenfalls auf die in ein aus gedrucktem Text und Illustrationen bestehendes Buch aufgenommenen Illustrationen, die durch ein Lithographie-, oder Photogravurverfahren hergestellt werden, sowie auf einzelne Steindrucke oder gravierte Lichtbilder*), es sei denn, daß in beiden Fällen die dargestellten Gegenstände sich im Auslande befinden und ein wissenschaftliches Buch verzieren oder ein Kunstwerk wiedergeben. Die Erfordernisse sind aber nicht anwendbar auf Werke in erhöhter Blindenschrift oder auf Werke fremden Ursprungs, die in irgendeiner andern als der englischen Sprache verfaßt sind, oder auf im Ausland in englischer Sprache veröffentlichte Bücher, für die der in diesem Gesetze vorgesehene zwischenzeitliche Schutz nachgesucht wird.

Artikel 16.

Handelt es sich um ein Buch, so ist den so hinterlegten Exemplaren eine eidliche Erklärung (affidavit) beizufügen, welche unter dem amtlichen Siegel irgend eines zur Entgegennahme von Eiden in den Vereinigten Staaten bevollmächtigten Beamten von dem Urheberrechtsgesuchsteller oder von seinem dazu gehörig ermächtigten, in den Vereinigten Staaten wohnhaften Agenten oder Vertreter oder von dem Drucker, der das Buch hergestellt hat, regelrecht dahin abgegeben worden ist, die eingereichten Exemplare seien mit-

*) Der vom Gesetzgeber gewählte Ausdruck heißt photographing process, photo-engravings, nicht photogravure und scheint nach amerikanischer Auffassung (Century Dictionary) und nach uns gemachten Angaben insbesondere sich auf die sogenannte Heliotypie, nicht aber auf die eigentliche Photogravüre zu beziehen; der Punkt verlangt sehr nach Aufklärung; bis diese amtlich erfolgt, ist eine willkürliche Uebersetzung und Anwendung eines interpretierenden Spezialausdrucks zu vermeiden. Wir verstehen nach all unsern bisherigen Erhebungen die Sache so, daß der Gesetzgeber die Ausführung der gravierten Lichtbilder durch ein typographisches Verfahren, nicht durch ein graphisches Verfahren (Kupferplatten), im Auge gehabt hat. (Uebers.)

tels innerhalb der Vereinigten Staaten hergestellten Satzes oder mittels in den Vereinigten Staaten von solchem Satz verfertigter Platten oder bei Anfertigung des Textes durch ein Lithographie- oder Photogravurverfahren mittels eines gänzlich innerhalb der Vereinigten Staaten durchgeführten Verfahrens gedruckt und es sei sowohl der Druck des Textes wie auch das Einbinden des Buches ebenfalls auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten vorgenommen worden. In dieser Erklärung sind auch der Ort und der Betrieb oder die Betriebe, wo der Satz oder die Platten verfertigt oder das Lithographie- oder Photogravurverfahren durchgeführt oder der Druck und das Einbinden vorgenommen wurden, sowie das Datum der Fertigstellung des Druckes des Buches oder das Erscheinungsdatum anzugeben.

Artikel 17.

Wer zur Erlangung der Eintragung eine falsche Erklärung dahin abgibt, als habe er die oben angeführten Bedingungen erfüllt, begeht ein Vergehen, wird, wenn schuldig befunden, mit einer Buße bis auf 1000 Dollars bestraft und geht aller Rechte und Vorrechte aus genanntem Urheberrecht verlustig.

Artikel 18.

Der vom Artikel 9 geforderte Urheberrechtsvorbehalt soll entweder im Worte "Copyright" oder in der Abkürzung „Copr." bestehen, nebst Angabe des Namens des Eigentümers des Urheberrechts, sowie, wenn es sich um ein gedrucktes literarisches, musikalisches oder dramatisches Werk handelt, auch noch des Jahres, in welchem das Urheberrecht durch Veröffentlichung erlangt wurde. Handelt es sich aber um Exemplare der in den §§ f) bis und mit k) des Artikels 5 hiervor aufgeführten Werke, so braucht der Vorbehalt nur in einem eingekreisten Buchstaben (C) nebst den Initialen, dem Monogramm, der Marke oder dem Zeichen des Eigentümers des Urheberrechts zu bestehen.

Dagegen muß auf irgend einem zugänglichen Teile solcher Exemplare oder am Rande, auf der Rückseite, der ständigen Unterlage oder dem Piedestal, oder auf dem Material der Fassung solcher Exemplar der Name dieses Eigentümers angebracht werden. Handelt es sich um Werke, an denen bei Inkrafttreten des gegenwärtigen Gesetzes Urheberrecht besteht, so kann der Vorbehalt entweder in einer der hier beschriebenen oder in einer der im Gesetz vom 18. Juni 1874 vorgeschriebenen Formen abgefaßt sein.

Artikel 19.

Der Vorbehalt soll bei einem Buch oder einer andern gedruckten Veröffentlichung auf dem Titelblatt oder auf der unmittelbar nachfolgenden Seite oder bei einer periodischen Veröffentlichung entweder auf dem Titelblatt oder auf der ersten Textseite jeder Einzelnummer oder unter dem führenden Titel oder bei einem Werke der Tonkunst entweder auf dessen Titelblatt oder auf der ersten Seite der Musik angebracht werden.

Ein Urheberrechtsvorbehalt auf jedem Band oder in jeder Nummer einer Zeitung oder Zeitschrift genügt.

Artikel 20.

Hat der Eigentümer des Urheberrechts die Vorschriften dieses Gesetzes hinsichtlich der Anbringung des Vorbehalts zu erfüllen gesucht, so soll die Tatsache, daß letzterer zufällig oder irrtümlich auf einem einzelnen Exemplar oder einzelnen Exemplaren weggelassen wurde, das Urheberrecht nicht vernichten, noch die Erhebung von Schadenersatzansprüchen für begangene Eingriffe gegenüber demjenigen verhindern, der nach erfolgter Benachrichtigung vom Bestehen des Urheberrechts es dennoch unternimmt, dasselbe zu verletzen. Dagegen fällt die Erhebung von Schadenersatzansprüchen gegenüber demjenigen dahin, der, durch das Fehlen des Vorbehalts irregeführt, ohne Schuld in das Recht eingegriffen hat; in einem Prozeß wegen Rechtsverletzung wird keine dauernde Verbotsverfügung (injunction) erlassen werden können, es sei denn, der Eigentümer des Urheberrechts erstatte dem schuldlosen Verletzer dessen ohne Schuld gehabten, angemessenen Auslagen zurück, sofern das Gericht dies nach freier Erwägung für angezeigt erachtet.

Artikel 21.

Handelt es sich um ein Buch, das in englischer Sprache im Auslande vor der Veröffentlichung im Inlande erschienen ist, so sichert die spätestens 30 Tage nach der auswärts erfolgten Veröffentlichung auf dem Urheberrechtsamt vollzogene Hinterlegung eines vollständigen Exemplars der fremden Ausgabe nebst Einreichung eines Gesuches um Zuerkennung des Urheberrechts und Angabe des Namens und der Staatszugehörigkeit des Autors und des Eigentümers des Urheberrechts sowie des Erscheinungsdatums des genannten Buches dem Autor oder Eigentümer ein zeitweiliges, in der Gültigkeit und Wirkung mit dem durch das gegenwärtige Gesetz zuerkannten völlig gleichgestelltes Urheberrecht, das bis zum Ablauf von 30 Tagen nach der Hinterlegung dauern soll.

Artikel 22.

Ist innerhalb der Dauer dieses zeitweiligen Urheberrechts eine autorisierte Ausgabe eines solchen Buches in den Vereinigten Staaten gemäß den in Artikel 15 aufgestellten Erfordernissen betreffend Herstellung erschienen und werden die Vorschriften dieses Gesetzes über die Hinterlegung von Pflichtexemplaren, Eintragung, Abgabe einer eidlichen Erklärung und Aufdruck des Urheberrechtsvorbehaltes regelrecht beobachtet, so soll das Urheberrecht an einem solchen Buch bis zur vollen Schutzdauer der in diesem Gesetze vorgesehenen Schutzfrist ausgedehnt werden.

Artikel 23.

Das durch dieses Gesetz zuerkannte Urheberrecht dauert 28 Jahre vom Zeitpunkt der ersten Veröffentlichung an, trage nun das geschützte Werk den wahren Namen des Autors oder erscheine es ohne Verfassernamen oder unter einem angenommenen Namen.

Handelt es sich aber um ein nachgelassenes Werk oder um irend eine periodische Veröffentlichung, eine Encyklopädie oder irgend ein anderes Sammelwerk, woran der Eigentümer ursprünglich Urheberrecht erlangt hat, oder um ein Werk, das eine juristische Person (jedoch nicht als Zessionarin oder Lizenzträgerin eines bestimmten Autors) oder ein Arbeitgeber, für den es um Lohn erzeugt wurde, hat schützen lassen, dann soll der Eigentümer eines derartigen Urheberrechts die Erneuerung und Ausdehnung dieses Rechts auf eine fernere Frist von 28 Jahren geltend zu machen befugt sein, sofern innerhalb des dem Ablauf der ursprünglichen Schutzfrist vorangehenden Jahres auf dem Urheberrechtsamte ein Gesuch um eine solche Erneuerung und Ausdehnung eingereicht und dort regelrecht eingetragen worden ist.

Handelt es sich um irgend ein anderes geschützten Werk mit Einschluß eines von einem einzelnen Autor an eine periodische Veröffentlichung, eine Encyklopädie oder ein anderes derartiges Sammelwerk geleisteten Beitrages, der gesondert eingetragen worden ist, so dürfen der Verfasser, wenn er noch lebt, oder, ist er gestorben, die Witwe oder der Witwer oder die Kinder oder, wenn kein Verfasser, keine Witwe, kein Witwer oder keine Kinder mehr am Leben sind, die Testamentsvollstrecker des Autors oder beim Fehlen einer Willensverfügung seine nächsten Verwandten Anspruch auf die Erneuerung und Ausdehnung des Urheberrechts an diesem Werk für eine fernere Frist von 28 Jahren erheben, sofern innerhalb des dem Ablauf der ursprünglichen Schutzfrist vorangehenden Jahres auf dem Urheberrechtsamt ein Gesuch um eine solche Erneuerung und Ausdehnung eingereicht und dort regelrecht eingetragen worden ist.

Wird die Eintragung eines solchen Gesuches um Erneuerung und Ausdehnung der Frist unterlassen, so erlischt das Urheberrecht an jedem Werke mit Ablauf von 28 Jahren nach der ersten Veröffentlichung.

Artikel 24.

Das im Zeitpunkt des Inkrafttretens dieses Gesetzes schon bestehende Urheberrecht kann nach Ablauf der unter dem jetzt noch anwendbaren Gesetz geltenden Schutzfrist vom Verfasser, wenn er noch lebt, oder, ist er gestorben, von der Witwe oder dem Witwer oder den Kindern oder,

wenn kein Verfasser, keine Witwe, kein Witwer oder keine Kinder am Leben sind, von den Testamentsvollstreckern des Autors oder beim Fehlen einer Willensverfügung von seinen nächsten Verwandten für eine fernere Frist verlängert und erneuert werden, so daß die volle Schutzfrist alsdann der durch das gegenwärtige Gesetz mit Einschluß der erneuerbaren Frist anerkannten Schutzeriode gleichkommt.

Handelt es sich aber um ein Sammelwerk, an welchem das Urheberrecht ursprünglich vom Eigentümer erlangt worden ist, so soll letzterer auf das von diesem Artikel zuerkannte Vorrecht der Erneuerung und Verlängerung Anspruch haben.

Es muß jedoch das Gesuch um eine derartige Erneuerung und Verlängerung innerhalb des dem Ablauf der bestehenden Schutzfrist vorangehenden Jahres auf dem Urheberrechtsamt eingereicht und regelrecht eingetragen werden.

Artikel 25.

Wer das Urheberrecht an einem durch die Urheberrechtsgesetzgebung der Vereinigten Staaten geschützten Werk verletzt, ist zu verurteilen:

a) zu einer Verbotsverfügung (injunction), welche diese Verletzung verhindert;

b) zur Erstattung des infolge der Verletzung von dem Eigentümer des Urheberrechts erlittenen Schadens an diesen Eigentümer, sowie zur Herausgabe der Bereicherung, welche der Verletzer aus seiner Handlung gezogen, wobei der Kläger in der Ermittlung der Bereicherung einzig die stattgefundenen Verkäufe zu beweisen hat, während der Beklagte gehalten sein soll, jeden Posten der von ihm geltend gemachten Auslagen zu beweisen, oder an Stelle des Ersatzes der wirklichen Schädigung und Bereicherung zur Bezahlung der vom Gericht als gerecht erachteten Entschädigung, bei deren Feststellung das Gericht nach freiem Ermessen die nachfolgend verzeichneten Summen zusprechen kann, immerhin in folgenden Grenzen: Während bei der Wiedergabe einer geschützten Photographie durch eine Zeitung diese Schadenersatzsumme 200 Dollars nicht übersteigen, noch unter 50 Dollars sinken soll, darf sie in den übrigen Fällen nicht über 5000 Dollars, noch unter 250 Dollars gehen und soll nicht als Strafe betrachtet werden:

1. Handelt es sich um ein Gemälde, eine Statue oder ein Werk der Bildhauerarbeit, 10 Dollars für jede unbefugte Nachbildung, die vom Verleger oder seinen Vertretern oder Angestellten verfertigt oder verkauft oder in deren Besitz angetroffen wird.

2. Handelt es sich um irgend ein in Artikel 5 aufgezähltes Werk mit Ausnahme von Gemälden, Statuen und Werken der Bildhauerarbeit, 1 Dollar für jede unbefugte Wiedergabe, die vom Verletzer oder seinen Vertretern oder Angestellten verfertigt oder verkauft oder in deren Besitz angetroffen wird.

3. Handelt es sich um eine Vorlesung, eine Predigt oder Ansprache, 50 Dollars für jeden unbefugten Vortrag derselben.

4. Handelt es sich um eine dramatische oder dramatisch-musikalische Komposition oder eine Komposition für Chor oder Orchester, 100 Dollars für die erste und 50 Aufführung und hinsichtlich aller übrigen musikalischen Kompositionen 10 Dollars Dollars für jede nachfolgende unbefugte für jede unbefugte Aufführung;

c) zu der unter Eid vorzunehmenden und vom Gerichte nach Zeit und Bedingung vorzuschreibenden Herausgabe aller derjenigen Gegenstände, die als unbefugte Nachbildungen angefochten werden, behufs Verwahrung während der Dauer des Prozesses;

d) zu der unter Eid vorzunehmenden, nach dem Ermessen des Gerichtes anzuordnenden Herausgabe aller unbefugten Nachdrucke oder Vorrichtungen, wie auch aller Platten, Formen, Matrizen und anderer zur Herstellung solcher Nachdrucke dienenden Mittel, zum Zwecke ihrer Vernichtung.

e) Wenn der Inhaber eines Urheberrechtes an Werken der Tonkunst deren Benutzung für Teile von mechanischen Musikinstrumenten vorgenommen oder gestattet hat, soll im Falle der Verletzung die-

Artikel 32.

Alle Gegenstände, deren Einfuhr durch dieses Gesetz verboten ist und die aus irgend einem fremden Lande (ausgenommen mit der Post) eingeführt werden, sollen vermöge der gleichen Vorkehren beschlagnahmt und eingezogen werden, wie sie gesetzlich für die Beschlagnahme und den Verfall von in Verletzung der Zollgesetze nach den Vereinigten Staaten eingeführten Waren vorgeschrieben sind. Wenn eingezogen, sind solche Gegenstände nach den entweder vom Schatzsekretär oder vom Gericht, je nach dem Falle, erteilten Anordnungen zu vernichten.

Jedoch können alle Exemplare autorisierter Ausgaben geschützter Bücher, die durch die Post oder sonstwie in Mißachtung der Vorschriften dieses Gesetzes eingeführt werden, ausgeführt und nach dem Ausfuhrlande zurückbefördert werden, sofern durch ein schriftliches Gesuch dem Schatzsekretär in befriedigender Weise dargetan wird, daß deren Einfuhr nicht mit vorsätzlicher Nachlässigkeit oder in betrügerischer Absicht geschah.

Artikel 33.

Der Schatzsekretär und der Generalpostmeister werden hiermit ermächtigt und aufgefordert, die zur Verhinderung der Posteinfuhr der von der Einfuhr durch dieses Gesetz ausgeschlossenen Gegenstände nötigen gemeinsamen Reglemente und Anordnungen zu erlassen; sie können verlangen, daß, je nachdem, entweder dem Schatz- oder dem Postdepartement durch die Eigentümer des Urheberrechts oder durch die geschädigten Parteien von der vollzogenen oder beabsichtigten Einfuhr aller durch dieses Gesetz ausgeschlossenen, das Urheberrecht dieser Eigentümer oder Parteien verletzenden Gegenstände Mitteilung gemacht werde.

Artikel 34.

Für alle Klagen, Prozesse oder Vorkehrungen, die sich auf die Urheberrechtsgesetzgebung der Vereinigten Staaten stützen, sind fürs erste die Bezirksgerichte der Vereinigten Staaten, das Distriktsgericht jedes Territoriums, der höchste Gerichtshof des Distrikts von Columbia, die Distriktsgerichte von Alasca, Hawai und Portorico und die erstinstanzlichen Gerichte der Philippinen zuständig.

Artikel 35.

Zivilklagen, Prozesse oder Vorkehren, die sich auf dieses Gesetz stützen, können im Distrikt, in welchem der Beklagte oder sein Vertreter wohnen oder wo sie angetroffen werden können, angestrengt werden.

Artikel 36.

Jedes vorgenannte Gericht oder jeder Richter desselben ist ermächtigt, auf eine vor Billigkeitsgerichten durch eine geschädigte Partei vorgebrachte Klage hin eine Verbotsverfügung zu erlassen, wodurch die Verletzung eines durch diese Gesetzgebung anerkannten Rechtes, gemäß den vor Billigkeitsgerichten anzuwendenden Verfahren und Grundsätzen, in der dem Gericht oder dem Richter angemessen erscheinenden Fassung untersagt und eingeschränkt werden soll. Jede Verbotsverfügung, die erlassen wird, um das Begehen irgend einer durch dieses Gesetz verbotenen Handlung hinanzuhalten und zu verhindern, kann gegen die Parteien, gegen welche sie erwirkt worden, irgendwo in den Vereinigten Staaten geltend gemacht und soll auf deren ganzem Gebiet wirksam und durch Prozeßverfahren, die wegen Nichtbeachtung oder sonstwie eröffnet worden sind, durch ein anderes Gericht oder einen andern Richter, die in Sachen der Beklagten zuständig sind, vollstreckbar gemachtwerden.

Artikel 37.

Der Gerichtsschreiber oder der die Verbotsverfügung erlassende Richter soll auf Verlangen des Gerichts, dem das Ansuchen um Vollzug dieser Verfügung eingereicht wurde, demselben ohne Aufschub eine beglaubigte Abschrift sämtlicher auf den Prozeß bezüglichen Akten, die sich in seinem Amte befinden, zustellen.

Artikel 38.

Die Verfügungen, Urteile oder Entscheide, die von einem der in Artikel 34 hiervor erwähnten Gerichtshöfe gemäß der Urheberrechtsgesetzgebung der Vereinigten Staaten erlassen werden, können

auf Berufung oder auf Klage wegen Irrtums hin in der Art und in dem Umfang, wie dies jetzt durch Gesetz hinsichtlich der Revision der jeweilen vor die genannten Gerichte gelangenden Prozesse vorgesehen ist, revidiert werden.

Artikel 39.

Kein Strafverfahren soll kraft der Vorschriften dieses Gesetzes durchgeführt werden, es sei denn, es werde innerhalb drei Jahren, nachdem die Veranlassung zur Klage entstanden ist, eröffnet.

Artikel 40.

In allen gemäß diesem Gesetz eingeleiteten Klagen, Prozessen oder Verfahren, mit Ausnahme der durch oder gegen die Vereinigten Staaten oder einen ihrer Beamten eingeleiteten, soll die volle Bezahlung der Kosten zuerkannt werden; das Gericht kann dem obsiegenden Teile auch ein angemessenes Advokatenhonorar als Anteil der Kosten zusprechen.

Artikel 41.

Das Urheberrecht ist verschieden vom Eigentum an dem materiellen, urheberrechtlich geschützten Gegenstande; der Verkauf oder die durch Schenkung oder sonstwie bewirkte Uebergabe des materiellen Gegenstandes schließt nicht ohne weiteres die Uebertragung des Urheberrechts in sich, ebensowenig wie die Abtretung des Urheberrechts eine Uebertragung des Rechtes am materiellen Gegenstande bildet. Jedoch darf keine Bestimmung dieses Gesetzes im Sinne des Verbotes, der Verhinderung oder Einschränkung der Uebertragung eines in rechtmäßigen Besitz gelangten Exemplares des geschützten Werkes ausgelegt werden.

Artikel 42.

Das durch das gegenwärtige Gesetz oder durch frühere Gesetze der Vereinigten Staaten anerkannte Urheberrecht kann durch eine schriftliche, vom Eigentümer zu unterzeichnende Urkunde übertragen, verliehen oder verpfändet oder testamentarisch vermacht werden.

Artikel 43.

Jede im Ausland vollzogene Urheberrechtsübertragung ist vom Uebertragenden durch einen durch Gesetz zur Abnahme von Eiden oder Ausstellung notarieller Urkunden ermächtigten Konsularbeamten oder Legationssekretär der Vereinigten Staaten zu beglaubigen. Die von der Hand und mit dem amtlichen Siegel eines solchen Konsularbeamten oder Legationssekretärs ausgestellte Bescheinigung einer solchen Beglaubigung stellt einen vorläufigen (prima facie) Beweis der vollzogenen Urkunde dar.

Artikel 44.

Jede Urheberrechtsübertragung ist innerhalb drei Monaten, nachdem sie in den Vereinigten Staaten vollzogen worden, oder innerhalb sechs Monaten, nachdem sie außerhalb des Landes vollzogen worden ist, im Urheberrechtsamte einzutragen, widrigenfalls sie gegenüber dem ohne Kenntnis gelassenen spätern Käufer oder Pfandgläubiger, der eine angemessene Gegenleistung erhalten hat und dessen Uebertragung regelrecht eingetragen worden ist, ungültig sein soll.

Artikel 45.

Der Urheberrechtsregistrator hat gegen Bezahlung der vorgeschriebenen Gebühr diese Uebertragung einzuschreiben und sie dem Absender mit einer angefügten, mit dem Siegel des Urheberrechtsamtes versehenen Eintragungsbescheinigung zurückzuschicken; gegen Bezahlung der durch dieses Gesetz vorgeschriebenen Gebühr soll er jedermann auf Verlangen eine beglaubigte, mit genanntem Siegel versehene Abschrift davon zustellen.

Artikel 46.

Ist eine Uebertragung des Urheberrechts an einem bestimmten Buche oder anderen Werke eingeschrieben worden, so kann der Uebernehmer in dem durch dieses Gesetz vorgeschriebenen statuarischen Urheberrechtsvorbehalt seinen Namen an Stelle desjenigen des Abtretenden setzen.

Artikel 47.

Alle Register und anderen mit den Urheberrechtsangelegenheiten zusammenhängenden, gesetzlich aufzubewahrenden Gegenstände sind im Urheberrechtsamte auf der Kongreßbibliothek, Distrikt von

stattgefundenen Veröffentlichung erreicht; sonst kann der gewünschte Schutz nicht erlangt werden.

Es ist unter Vorausbezahlung aller Auslagen einzusenden.

Das Buch ist mit einer Erklärung zu begleiten, daß es auf Grund der Vorschriften des Gesetzes vom 3. März 1905 abgeschickt wird, um das Gesuch um Gewahrung des Schutzes zu begründen. Diese Erklärung sollte vorzugsweise nach dem gedruckten, mit diesem Zirkular abgegebenen Formular gemacht werden; sie hat den vollen gesetzlichen Namen und Wohnort des Urheberrechtsgesuchstellers, die Staatszugehörigkeit des Autors, den Buchtitel, das Datum der ersten Veröffentlichung und das Gesuch um Gewährung des Urheberrechtsschutzes zu enthalten. Wird das gedruckte Formular für das Gesuch benutzt, so darf nach Ankündigung der Postbehörden das Exemplar und das Gesuch zusammen nach der für Geschäftspapiere vorgeschriebenen Taxe versendet werden. Wird das gedruckte Formular nicht benutzt, so sind die genannten Erklärungen in Briefform einzureichen, müssen dann aber verschlossen durch die Briefpost eingesandt werden.

Der Einsendung irgendwelcher Taxe mit dem Exemplar der Originalausgabe des Buches bedarf es nicht.

Genaue Beobachtung der obigen Vorschriften sichert für eine Frist von 12 Monaten vom Tage der ersten Veröffentlichung an:

a) Schutz gegen irgend eine Nachbildung oder Aneignung des Werkes, ungenehmigte Uebersetzung desselben inbegriffen;

b) freien Zutritt zum nordamerikanischen Markt für den Verkauf des Werkes.

Unter den gegenwärtig geltenden Gesetzen ist für das Buch, wenn es gänzlich in einer oder mehreren außerenglischen Sprachen geschrieben ist, kein Eingangszoll zu bezahlen.

2. Art der Erlangung des vollständigen Schutzes auf Grund des Gesetzes vom 4. März 1909.

Nach Beobachtung aller oben angegebenen Bestimmungen und Erlangung eines zeitweiligen Schutzes von 12 Monaten vom Tage der ersten Veröffentlichung des Buches an sind zur Erreichung des vollen Genusses der längern, im neuen auf den 1. Juli 1909 in Kraft tretenden Gesetze vorgesehenen Schutzfristen (28 + 28 Jahre) folgende Maßnahmen zu befolgen:

1. Zwei Exemplare der besten im Auslande verfertigten Ausgabe des Buches sind im Urheberrechtsamte jedenfalls vor Ablauf des Jahres des zeitweiligen Schutzes, aber noch besser am oder kurz nach dem 1. Juli 1909 zu hinterlegen.

2. Diese Exemplare sind mit einem Begleitbrief zu versehen, in welchem die Eintragung des Buches auf Grund des neuen Gesetzes verlangt und die Staatszugehörigkeit des Autors, sowie der Name, die Staatszugehörigkeit und Adresse der um das Urheberrecht nachsuchenden Person und das Datum der Veröffentlichung des Buches angegeben wird.

3. Ferner ist eine Gebühr von 1 Dollar in einer internationalen Geldanweisung, zahlbar an den Register of Copyrights, Washington, D. C., U. S. A., beizulegen. Für diese Gebühr erfolgt die Eintragung und erhält man eine mit dem Siegel versehene Bescheinigung, welche dartun soll, daß die Eintragung für die erste Frist von 28 Jahren erfolgt ist. Irgend eine andere Gebühr wird nicht verlangt.

4. Alle Exemplare des Buches müssen auf der Vorder- oder Rückseite des Titelblattes den vom neuen Gesetz von 1909 vorgeschriebenen Vorbehalt tragen, nämlich:
"Copyright, 19.., by...." (Name des Gesuchstellers) oder "Copr., 19.., by.." (Name des Gesuchstellers).

Diese Exemplare sind mit vorbezahltem Porto einzuliefern. Durch die Gebühr von 1 Dollar werden alle übrigen Auslagen bestritten.

Maßnahmen zur Erlangung der Erneuerung der Frist von 28 Jahren können erst 27 Jahre nach der Veröffentlichung getroffen werden.

Thorvald Solberg,
Urheberrechtsregistrator.

Biographien.

Allert, Dr. Rudolf. Schriftstellername: A. Rudolf. Betriebsleiter. Geboren am 1. Mai 1856 in Dirschau, Westpreußen. Absolvierte Realschule in Elbing, 1876 zur Universität Würzburg, dann Berlin. Promovierte dort als Dr. phil. im Juni 1881. Werke: „Ausflug nach dem Niagara" von R. Allert in Akademische Monatshefte, 1886, Gedichte und Humoresken im „Deutschen Vorkämpfer" von A. Rudolf. Mitglied des Deutschen Liederkranz, New York, S. C. Verein (Koesener Corps) und Vorstandsmitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. New York, 108. Str. und Columbus Ave., New York.

Appodien, Paul. Schriftstellername: P. A. Odien. Journalist. Geboren am 18. Januar 1866 in Riga, besuchte das Askanische Gymnasium, Berlin, mit 18 Jahren nach Amerika, wurde Landarbeiter „Cowboy", Schullehrer, seit 1900 Feuilletonist der „Germania" in Milwaukee. Werke: „Fritze's Abenteuer in Amerika", (2 Bände), „Briefe eines Berliners aus Amerika", „Wie ich Zeitungsmensch wurde", „Aus dem Tagebuch eines Mißgestimmten", „Glossen des Feuchtfröhlichen", Bilder und Novellen aus dem Wilden Westen. Spezialgebiet: Humoristika. Milwaukee, Wis., 676 35. Str.

Baumfeld, Dr. Maurice. Spezialkorrespondent. Geboren am 6. Oktober 1868 in Wien, besuchte die Wiener Universität, bis 1890 Präsidial-Sekretär der Böhmischen Westbahn, 1890—1900 Redakteur bei verschiedenen Wiener Zeitungen, 1900 bis 1907 Korrespondent deutscher und österreichischer Zeitungen in New York, 1907—1908 Direktor des Deutschen Theaters in New York. Veröffentlichte über 2500 Artikel. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika usw. New York, Hotel Astor.

Behr, Herman. Fabrikant. Geboren am 4. März 1847 in Hamburg, kam als Kind nach Amerika, künstlerisch veranlagt, mußte sich praktisch betätigen. Gründete in 1872 die Firma Herman Behr u. Co. Werke: „Perlen englischer Dichtung in deutscher Fassung", E. Piersons Verlag, Dresden. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Deutscher Verein, Germanistische Gesellschaft. New York, 75 Beekman Str.

Benignus, Herman Wilhelm Heinrich. Schriftstellername: Wilhelm Benignus. Zeitungskorrespondent und Zeichner. Geboren am 17. Februar 1861 in Heilbronn, besuchte Realschule, Technische Hochschule, kam 1882 nach Amerika. Werke: „Stimmen der Wasser", „Transvaal-Lieder", „Klänge vom Hudson", „Melodies", „Meerlieder", „Fancies and Facts", „Realties and Dreams", „Labor for Common Good" (1903), „In alle Ewigkeit" (1905), „Weltstromlieder" (1906), Dichtungen (1907). Spezialgebiet: Naturdichtungen. Mitglied: Schwäbischer Schillerverein, Stuttgart, Allgemeiner deutscher Sprachverein, Deutscher Schulverein, New York, Deutscher Dichterbund, Washington, D. C., Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Atlantic City, N. J., 510 Adriatic Ave.

Bernhardi, Dr. R. Chemiker. Geboren am 22. Februar 1865 in Crefeld. Spezialgebiet: Naturwissenschaften. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Brooklyn, N. Y., 56 Rostrand Ave.

Bertsch, Hugo. Kürschner. Geboren in

Margarethausen, Württemberg. Besuchte Dorfschule, wurde Matrose, Landarbeiter. Bergmann, Eisenbahnarbeiter, bereiste die Welt. Werke: „Die Geschwister" (11 Auflagen), „Bob, der Sonderling" (4 Auflagen), „Bilderbogen aus meinem Leben" (3 Auflagen). Mitglied der Kürschnergewerkschaft. Brooklyn, N. Y., 232 Rodney Str.

Blankemeier, Louis. Journalist. Geboren am 8. Juni 1854 in Schmalkalden. Geschäftsführer „Herold des Glaubens", St. Louis. Werk: „Hundert Jahre in Welt und Kirche". St. Louis, Mo., „Herold des Glaubens".

Boehm, Gustav. Schriftstellername: Servus. Geboren in Wien, kam nach Amerika, besuchte Hoboken Academy. Columbia College, lernte Buchdruckerei, dann literarisch tätig. Werke: Theaterstücke; „Charakteristisch", „Mizerl", einzelne Skizzen, schreibt deutsch und englisch. Novellen: „Die rote Lene"; Gedichte: „Servus Lieder". Mitglied Deutscher Preßklub, New York. Hoboken, N. J. Post Office Box 3.

Bohm, Marie. Vorleserin. Geboren im westlichen Deutschand. Tochter des Dr. J. Bohm, Dozent an der Universität Leipzig. Half ihrem Vater in seinen wissenschaftlichen Studien. Schrieb unter seinem Namen für ein Lexikon. Später widmete sich der Musik, hielt dann selber Vorlesungen. Veröffentlichte einen Roman „Magda", der in Deutschland erschien. Seit längerer Zeit in Amerika ansässig und als Vorleserin tätig. Montclair, New Jersey, 16 North Willow Str.

Botz, Charles. Zeichnet auch S. J. Schriftleiter. Geboren am 29. Mai 1858 in Zeuthern, Baden. Besuchte Volksschule, Lyceum, lernte Schriftsetzerei, kam November 1874 nach Amerika, gründete 1881 „Kalifornia Courier". Seither Mitarbeiter der Wochenzeitung „Sedalia Journal". Werke: Gedichte usw. Mitglied des Nordwestlichen deutschen Preßverband Typographical Union, Logen und anderer Vereine. Sedalia, Miss., 211 Lamine Str.

Brachvogel, Udo. Schriftsteller. Geboren am 23. September 1835 in Grebin bei Danzig, Westpreußen. Seit Jahren in Amerika ansässig und als Journalist tätig. Verfasser vieler Artikel in Zeitschriften und Zeitungen usw. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. New York, 1270 Madison Ave.

Breitmann, Hans. Siehe Friedrich von Holdt.

Bruncke, Lothar. Evangel. luth. Pastor, geboren in Frankfurt a. d. Oder am 22. April 1873. Vater Regierungssekretär in Schleswig-Holstein. Besuchte Gymnasium, Universität, Seminar, kam 1898 nach Amerika. Pastor in Hartford bis 1905, Middletown, 1909, seither in Waterbury. Werke: Gedichte, zumeist geistlichen Inhalts, Preislied: „Der Königsstuhl auf Rügen", im Greifswalder Anhang zum Gaudeamus (Kommersbuch). Preislied: „Weckruf an die Deutschen", für das Nationale Sängerfest in Milwaukee, Wis., 1911. Spezialgebiet: Lyrik. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Waterbury, Conn., 85 Phoenix Ave.

Brunden, Ernst Theodor Johannes. Assistent Register of Copyrights, Library of Congreß, Washington, D. C. Geboren am 16. Februar 1865 in Feldhausen, Oldenburg, stammt aus alter friesischer Bauernfamilie. Besuchte das Gymnasium zu Eisenach, kam mit Eltern im 16. Lebensjahr nach Wisconsin, war an der

schiedenen deutschen und englischen Zeitungen beschäftigt. Zur Advokatur zugelassen 1892, Assistant City Attorney, Milwaukee, Wis., 1894—1898, Sekretär der Staatsforstbehörde von Wisconsin 1897 bis 1899, Vice-Förster auf Biltmore Estate, North Carolina 1902—1903, Staatsbibliothekar für Soziologie, California. Seit Nov. 1909 Ass.'t Register Copyrights. Werke: Northamerican Forests and Forestry. German Political Exiles in the United States, Monographieen über forstwirtschaftliche, juristische und politische Gegenstände. Deutsch: Wisconsins Deutschamerikaner (mit W. Hense-Jensen). Kleinere Aufsätze vermischten Inhalts, Roman „Neue Ziele", Gedichte usw. Mitglied Am. Association of Political Science, Am. Forestry Association, Am. Library Association, Verein Germania, Washington, Freimaurer, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Washington, D. C. Library of Congreß.

Coblentz, Dr. Virgil. Professor der Med. und Pharm. Chemie, Columbia University. Geboren am 13. März 1862 in Springfield, Ohio. Besuchte Wittenberg College, Ohio, Universitäten in Göttingen, Straßburg, Würzburg, München und Berlin. Dr. Phil. Werke: Medical und Phar. Chemistry, Newer Remedies. Analytical Chemistry, Handbook of Pharmacy und 150 verschiedene Abhandlungen. Mitglied vieler wissenschaftlicher Gesellschaften in Amerika und Europa, sowie Verband deutscher Schriftsteller, Vorstandsmitglied. New York, 115 West 68. Straße.

Cronau, Rudolf. Schriftsteller und Maler. Geboren am 21. Januar 1855 in Solingen. Besuchte die Kunstakademie in Düsseldorf, bereiste Europa, Asien, Afrika und Amerika. Werke: „Von Wunderland zu Wunderland", „Landschafts- und Lebensbilder aus den Staaten und Territorien der Union. 2 Bde., Großfolio, mit 50 Lichtbildern nach Originalzeichnungen des Verfassers. Leipzig 1885—1886. „Unterm Sternenbanner", 2 Bde., Großfolio, mit 50 Lichtbildern. „Amerika", die Geschichte seiner Entdeckung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 2 Bde., Leipzig 1890—1893. „Im wilden Westen". Eine Künstlerfahrt durch die Prairien und Felsengebirge der Union. Braunschweig 1890. „Fahrten im Lande der Sioux Indianer". Leipzig 1885. „Geschichte der Solinger Klingenindustrie". Stuttgart 1885. „Buch der Reklame, Geschichte, Wesen und Praxis der Reklame". Ulm 1888. „Our wasteful nation, a story of American prodigality and the abuse of our natural resources". New York 1908. „Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika". Berlin 1909. „Hellwald, Kulturgeschichte, Abschnitt Amerika". Illustrative Cloud Forms for the guidance of observers in the classification of clouds". Washington, D. C., U. S. Govern. Publication. Mitglied Schriftstellerverband, Berlin; Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin; Allgemeiner deutscher Sprachverein, Literarische Gesellschaft von Morrisania, Vereinigte deutsche Gesellschaften der Stadt New York, Anthropologische Gesellschaft. New York, 2583 Bainbridge Avenue.

Cunz, Franz Bernhard. Evangelisch luth. Pastor und Instruktor des Deutschen in öffentlichen Schulen. Geboren am 18. April 1847 in Eisdorf bei Halle a. d. S. Vater war der Hymnologe F. A. Cunz, Verfasser der Geschichte des deutschen Kirchenliedes. Besuchte Bür-

[illegible]
gerschule, Lateinschule in Halle, Luther. College in Buffalo, N. W. University, Watertown, Universität Halle. Vorlesungen über diverse Fragen. Werke: D. John P. Spinner, Die Stellung der Geistlichen in Nordamerika, Niklaus Herchheimer usw. Mitglied Literary Club. Ottawa, Jll., 1125 Col. Str.

Dinnebeil, Ludwig. Dramatischer Schriftsteller, Theater-Regisseur, Kunstmaler und Rezitator. Geboren 1848 in Hamburg, seit Jahren in Amerika ansässig. Veröffentlichte Lieder, Gedichte, Festspiele. New York, 2714 Dritte Ave.

Drescher, Martin. Schriftstellername: Flamingo. Mitarbeiter an in- und ausländischen Zeitschriften. Geboren am 8. Mai 1863 in Wittstock in der Mark, besuchte Gymnasium, Universitäten Breslau, Berlin, Göttingen. Juristisches Examen, kam 1891 nach Amerika, wurde später Redakteur. Werke: Band Gedichte, Drama 3 Akte, „Ein neues Geschlecht", erschien im Jahrbuch der Neuen Generation, Wien. Mitglied des Verbands deutscher Tonsetzer, Berlin. Chicago, Jll., 813 N. Clark Str.

Eckert, Michel. Siehe Dr. Julius Lingenfelder.

Eibock, Joseph. Redakteur. Geboren in Breitenbrunn, Ungarn. Herausgeber von englischen und deutschen Zeitungen in Jowa. Werke: „Die Deutschen von Jowa und deren Errungenschaften", 800 Seiten. Ehrenpräsident des Deutschamerikanischen Preßverein des Westen. Des Moines, Ja., 226 W. 3. Str.

Eichholz, Wm. T. Schriftleiter und Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Cuero, zeichnet auch „Rundschauer". Geboren am 1. Oktober 1841 in Waldenburg, Schlesien. Besuchte höhere Bürgerschule, wurde Kaufmann, kam 1861 nach Amerika, diente als Soldat im Kriege in der Conföderierten Armee, wurde dann Lehrer und gründete 1891 die „Deutsche Rundschau". Vorsitzer des Komites für deutsche Sprache der Großloge O. d. H. S. in Texas und Vorsitzender des Komites für Deutsch-Texanische Geschichte des Deutschamerikanischen Nationalbundes in Texas. Cuero, De Witt County, Texas.

Faust, Albert Bernhardt. Professor der deutschen Sprache und Literatur, Leiter der deutschen Abteilung Cornell University, Jthaca, N.Y. Geboren 20. April 1870 in Baltimore, Md. Erhielt in John Hopkins University A.B. 1889, Ph.D. 1892. Deutsche Universitäten 1892—1894. Berufstätigkeit: Dozent an der John Hopkins University (deutschen Abteilung) 1894—96. Professor des Deutschen und Leiter der deutschen Abteilung Wesleyan University, Middletown Conn., 1896 bis 1903. Assistant Professor of German, University of Wisconsin, (Madison), 1903—1904. Professor of German Language and Literature, Cornell University, Jthaca, N. Y., seit 1904. Leiter der deutschen Abteilung seit 1910. Veröffentlichung: „Charles Sealsfield" (Carl Postl), „Der Dichter beider Hemisphären". Weimar, Emil Felber, 1897. Literarhistorische Aufsätze: Das 19. Buch von Wolframs Parzival; Goethes Weltanschauung; Friedrich Spielhagen; Die Problematischen Naturen in dem deutschen Roman; usw. Schulbücher: Heines Prosa; Zschokkes Novellen. Historische Arbeit: „The German Element in the United States", 2 Bde. Houghton Mifflin Co., Boston, 1909. Mit dem ersten Conrad Seipp-Preis gekrönt. ($3000). Spezialgebiet: Deutsche Literatur. Deutschamerikanische Geschichte. Mitglied Modern Language Association,

American Dialect Society, New York State Historical Society, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Verein alter deutscher Studenten, Allg. Deutscher Sprachverein, N. Y. Cornell Heights, Ithaca. N. Y.

Fern, Edna. Siehe Frau Fernande Richter.

Flamingo. Siehe Martin Drescher.

Frantzius, Fritz von. Bankier. Geboren am 17. Mai 1865 in Sawdin, Westpreußen, stammt aus alter Danziger Patrizierfamilie. Besuchte Gymnasium Marienwerder und Graudenz, kam 1888 nach Amerika, 1899 gründete er Bankgeschäft in Chicago. Veröffentlichte: Kritik über Paris, Die Oper Salome. Sammler von Gemälden und Vasen. Spezialgebiet: Kunst und Literatur, Finanzen. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Chicago, 196 Lasalle Str.

Freiburger, Ernst W. Geboren am 13. Mai 1858 in Karlsruhe, Baden, studierte neuere Sprachen in Heidelberg, Lausanne und München; betätigte sich später in Paris und New York als Journalist und Lehrer. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Zur Zeit Lehrer des Deutschen an der Adelphi Akademie in Brooklyn, N. Y.

Fritch, Wm. A. Schriftstellername: „Gollnow". Arzt. Geboren am 22. November 1841 in Gollnow, besuchte Realgymnasium in Stettin, kam 1862 nach Amerika, trat in eine deutsche Compagnie des 136. Infanterie-Regiments Indiana und machte den letzten Teil des Bürgerkrieges mit. Später studierte er Medizin und ließ sich in Evansville als Arzt nieder. Veröffentlichungen: Zur Geschichte des Deutschtums in Indiana von W. A. Fritch, New York, E. Steiger u. Co., 1896. Aus Amerika. Alte und neue Heimat. W. A. Fritsch. Verlag von Wilhelm Prange, Stargard i. Pom. Deutsche Sprache und deutsches Streben in Amerika von einem Deutschamerikaner (Dr. W. A. Fritsch). Lemcke u. Büchner, New York, 1907. Spezialgebiet der Betätigung in der Medizin: Hygiene; in der Literatur: Deutschamerikanische Geschichtsforschung und Literatur. Mitglied der medizinischen Gesellschaft des Staates Indiana, Farragut Post 27, Grand Army of the Republic, Vorsitzender des Ausschusses für historische Forschung im National-Bund und im Staats-Verband Indiana. Evansville, Indiana.

Fueredi, Arnold. Redakteur. Geboren am 11. October 1860 in Ungarn. Besuchte Volksschule, Oberrealschule, Technische Hochschule, Universität, 1877 Mitarbeiter des „Wochenblatt" (Bielitz), Korrespondent des „Mährisch-Schlesischen Korrespondent" und „Neue Freie Presse" 1879 politische Essays und Gedichte („Figaro", „Kikeriki", „Humoristische Blätter", „Carricaturen", „Bombe"); 1883 Mitarbeiter des Historikers und Schriftstellers Dr. Walter Rogge; 1885 Kriegs-Korrespondent; 1886—1888 Hauptmitarbeiter des „Styx" und „Saphirs Styx", Budapest, 1889 „New Yorker Zeitung" und „New Yorker Herold", „Puck" (1886—1896), 1890 „Morgen-Journal" bis heute und gelegentlicher Korrespondent von „Dresdener Neueste Nachrichten", „Breslauer Morgen Ztg.", „Berliner Lokal-Anzeiger", „Berliner Tageblatt", „Leipziger Neueste Nachrichten", „Neue Freie Presse", „Neues Wiener Journal" u. a. 1905 erster Biograph von Roald Amundsen's Fahrt durch die Nordwest--Passage und Entdecker des magnetischen Nordpols. Verfasser eines Bandes „Lyrischer Lieder" (1880),

Feuilletons und eines demnächst erscheinenden Werkes über deutschamerikanische Beziehungen. Mitglied: Nationalverband deutschamerikanischer Journalisten und Schriftsteller, des Deutschen Preß-Klub zu New York, Präsident des Verbandes deutscher Schriftsteller von Amerika, des Deutschen Sprachvereins, des Deutschen Gesellig-Wissenschaftlichen Vereins, des Gesangvereins „Oesterreich", der „E. Neuman Loge", J. O. B. A., der „Greater New York Loge", J. O. A. J., u. a. New York, 21 City Hall Place.

Galen. Siehe Theo. Lange.

Giegold, Georg. Kanzlist. Geboren am 21. September 1862 in Wunsiedel, Oberfranken, Bayern. Besuchte Realschule, kam mit 19 Jahren nach Amerika. Werke: „Aus dem Urwalde", „Waldgeschichten und Gedichte. Mitglied des Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Schwabenvereins. Chicago, Ill., 5626 La Salle Str.

Goldberger, Herman. Journalist. Geboren am 22. Mai 1854 in Beverstedt, Provinz Hanover, 25 Jahre Journalist in Amerika, Mitinhaber der „Peoria Sonne". In Vorbereitung Band Gedichte. Mitglied Deutschamerikanischer Nationalbund, Preßverband des Westens Turnerbund, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Peoria, Ill., 402 Spencer Str.

Gollnow. SieheWm. A. Fritsch.

Grimm, Albert. Friedrich Wilhelm. Schriftstellername: Alfred Ira. Prediger. Geboren am 18. Januar 1864 in Petershagen, Pommern, kam mit 10 Jahren nach Amerika, besuchte das Seminar in Springfield, Ill. Pfarrer in Ash Grove, Ill., 1891 nach Antigo, Wis. Nahm in Ash Grove, Ill., die Schriftstellerei auf und veröffentlichte erste längere Erzählung „Prachtjunge", sowie mehrere kürzere in Zeitschriften, z. B. „Abendschule", in St. Louis herausgegeben. Setzte die Schriftstellerei fort in Antigo. Nach und nach entstanden folgende Bücher: Gotthold, 2 Bände; Das Stiefmütterchen; Seile der Liebe; Des Pastors Nachlaß, 2 Bände; Der Missionsplatz; Liebe; Der falsche Prophet; Das Sägemühldorf; Im Zuckerbusch, 2 Bände. Etwa 50 Dialoge in deutscher und englischer Sprache für kirchliche Jugendvereine. „Das Collegium Fratrum", die Geschichte einer Studentenverbindung. Etwa 100 kleinere Erzählungen in allerlei Zeitschriften. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Antigo, Wis., 1126 8. Ave.

Grosse, Dr. Friedrich. Arzt. Geboren am 9. Februar 1869 in Hilchenbach. Besuchte Gymnasium in Soest. Universitäten Freiburg, Leipzig, Kiel und Halle. Verfasser zahlreicher Artikel medizinischen und deutschvölkischen Inhalts. Mitglied: Alldeutscher Verband, Deutsche Gesellschaft für Volksbäder, Gobineau Vereinigung, American Medical Association, Deutsche Medizinische Gesellschaft, Postgraduate and Yorkville Medical Society, Obmann Ortsgruppe New York, Alldeutscher Verband, Allgemeiner Sprachverein usw. New York, 1143 Lexington Avenue.

Großmann, Maximilian Paul Eugen, Dr. der Pädagogik, Erziehungsdirektor der National Association for the Study and Education of Exeptional Children. Besuchte Elisabeth Gymnasium, Breslau, Universität Greifswalde, New York University. Kam 1876 nach Amerika; Sprecher Freier Gemeinden; Redakteur der „Erziehungsblätter" und der „Amerikanischen Turnerzeitung"; Redner und Schriftsteller; Professor am Nordameri-

kanischen Turnlehrerseminar; Lehrer an öffentlichen Schulen; Superintendent der Ethical Culture Schools in New York; Begründer der Kinderforschung auf dem Gebiete der Ausnahmsentwicklung. Veröffentlichungen: Zahlreiche Artikel in vielen Blättern; „The Common School and the New Education"; „A Working System of Child Study for Schools"; „The Career of the Child from the Kindergarten to the High School"; „Some Essential Verities in Education" (im Druck), usw. Spezialgebiet der Betätigung: Pädagogik und Psychologie. Präsident des Deutschen Gesellig-wissenschaftlichen Vereins von New York; der American Academy of Medicine; der National Education Association. „Watchung Crest", Plainfield, N. J.

Harbeck, Johannes. Naturarzt. Geboren am 6. Juli 1858 in Elmshorn, Holstein. Besuchte Volksschule, Lutherisches Prediger Seminar, später Heilkunst. Dr. of Optics vom South Bend College, Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften. Werke: Lehrbuch der Volksmedizin, 2. Auflage. Worte S. Kieregaards', Biblischer Wegweiser, Hausarzt, Dorfdoktor. Spezialgebiet: Heilkunst—Religion. Mitglied Naturopathie Society. Hesper-Ont. Canada.

Heck, Oswald E. Redakteur. Geboren am 10. Januar 1881 in Elchesheim bei Rastatt, besuchte Volksschule. Mit 14 Jahren nach Amerika. Schriftsetzer, später Redakteur. Gründete „Amsterdam Post" und „Schenectady Herold", Wochenblätter. Werke: Gedichte. Mitglied: Schenectady Preß-Klub, Turnverein, Hospital - Gesellschaft, Beethoven Männerchor und Civil-Kommissär der Stadt Schenectady. 837 Albany Str., Schenectady, N. Y.

Hein, Karl Gustav. Schriftstellername: Willi Haikauf. Geboren am 27. Januar 1848 in Breslau, besuchte Gymnasium, studierte in Berlin und Breslau, wurde später Kaufmann und Journalist. Veröffentlichte humoristische Beiträge in Breslauer Tageszeitungen. Mitglied der Breslauer Dichterschule und Schlaraffia Wiatislavia. New York, 205 E. 45. Str.

Hein, Max R. Geboren am 3. Dezember 1854 in Breslau, studierte Chemie auf den Universitäten Berlin, Leipzig, Breslau, kam 1882 nach Amerika. Werke: Mitverfasser Parodie auf Parsifal, Humoristische Beiträge für politische Blätter, Mitarbeiter des „Deutschen Vorkämpfers" unter dem Namen Dr. Fröschel. Mitarbeiter „Rundschau zweier Welten". Mitglied: Koesener S. C. Verein, Union of German Democrats, Vorkämpfer Club. Schatzmeister Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Schatzmeister Viereck Publ. Co. New York, 935 E. 163. St.

Hense, Wilhelm. Journalist. Zeichnet auch „Mufti". Geboren 1858 in Halberstadt. Besuchte Gymnasium und Universitäten. Seit Jahren in Amerika tätig. Werke: Wisconsins Deutsch-Amerikaner, 2 Bände, Milwaukee, 1900, Mufti Almanachs 1903, 1908. In Vorbereitung: Amerikanische Idealisten. East Cleveland, Ohio, 45 Strathmore Ave.

Hexamer, Dr. C. J. Civil-Ingeneur. Geboren am 9. Mai 1862 in Philadelphia. Vater kam als politischer Flüchtling 1849 nach Amerika, nahm aktiven Anteil im Kampfe gegen Sklaverei, Onkel Wilhelm gründete Battery A bekannt unter dem Namen Hexamer's Batterie. Dr. C. J. Hexamer besuchte die Eastburn Academy und University of Pennsylvania. Patentierte Erfindung, wofür ihm die Hoff Legacy Medaille und Prämie ver-

liehen wurde. 1907 erhielt er vom Deutschen Kaiser den Roten Adlerorden. Gründer des Deutschamerikanischen Nationalbundes und dessen langjähriger Präsident. Werke: Spontaneous Combustion und zahlreiche Artikel in deutschamerikanischen Publikationen, Festreden usw. Mitglied: Penn. Historical Society, Deutsche Chemische Gesellschaft in Berlin, Geographical Society, Franklin Institute, Am. Association of Advancement of Science, vieler deutschamerikanischen Vereinigungen, sowie Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Philadelphia, Pa., 419 Walnut Str.

Hinrichs, Hayo Hans. Geboren am 10. Juli 1889 in Esens, Ostfriesland. Besuchte die Lateinschule, machte Abiturium mit Erfolg. Veröffentlichte diverse Dichtungen. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. New York, 1 Broadway.

Hoffmann, Julius, Dr. Geboren am 9. April 1865 in Friedberg, Oberhessen. Kandidat der Theologie, Gießen 1889, im Winter desselben Jahres nach Baltimore, Md., berufen. Pastor der Zionsgemeinde und Instruktor an der John Hopkins University, Baltimore. Inhaber des Kronenordens 1905. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Baltimore, Md.

Hoffmann, Oscar A. Zeitungsherausgeber. Geboren am 1. Juni 1858 in Rosbach, Prov. Sachsen. Besuchte Gymnasium, Universitäten Leipzig, Halle, Marburg. Werke: Geschichte der Stadt Sioux City, und zahlreiche Artikel. Mitglied des Universitätsverein Alter Herren, des academ. mathemat. Vereins Universität Halle. Sioux City, Iowa.

Holdt, Friedrich von. Schriftstellername: Hans Breitmann. Schulenbesitzer. Geboren am 22. August 1860 in Hamburg. Besuchte Landwirtschaftliche Lehranstalt, kam mit 22 Jahren nach Amerika, 1890—97 Redakteur in Denver, Colo. Veröffentlichte Artikel in periodischen Zeitungen und „Neefs Sternenbanner". Denver, Col., Rural No. 4 Alcott Station.

Homburg, August. Juwelier. Geboren in 1876 in Hanau. Realgymnasium, Kunstgewerbe Akademie, lebte 7 Jahre in Schweden, 1903 nach Amerika. Werke: Skizzen und Gedichte in „N. Y. Volkszeitung" und Bostoner Zeitungen. Mitglied: Boston Turnverein, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Dorchester, Mass., 42 Lena Park.

Horn, Dr. John. Arzt. Geboren in New York 1856, besuchte öffentliche Schulen, deutsche Privatschule, absolvierte University of New York, Medical College 1885. Werk: Empyeme des Warzenfortsatzes im frühen Kindesalter. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer ambulatorischen Behandlung im deutschen Dispensary. Spezialgebiet: Hals, Nase und Ohrenkrankheiten. Mitglied: Deutscher Liederkranz, verschiedener medizinischen Gesellschaften, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Arzt im Deutschen Hospital. New York, 72 E. 92. Str.

Hoving, Dr. Johannes. Arzt. Geboren am 17. April 1868 in Wiburg, Finnland, studierte in Helsingfors 1886—90, in Berlin 1890—91, in Stockholm 1891—1898. Dr. med. Stockholm 1898, Oberarzt Finnland 1898—1903. Bereiste den ganzen europäischen Kontinent. Verließ aus politischen Gründen im Jahre 1903 Finnland und siedelte nach New York über. Veröffentlichungen: Einige Worte über moderne Inhalationsterapie, New York 1904. Stammbaum

der Familie Hoving, Helsingfors 1900. Verschiedene Vorträge, Pamphlete und Uebersetzungen in Schwedisch, Finnisch, Deutsch und Englisch. Spezialgebiet: Innere Krankheiten. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller, Verein alter deutscher Studenten in Amerika, Gesellschaft „Deutsches Haus" in New York. Lebensmiiglied des Schwedischen Aerzteverbandes in Stockholm, Ver. Deutsche Gesellschaft, Nat. Ass. for Advancement of Science, Vizepräsident der Vereinigten Schwedischen Gesellschaften in New York, National Ass. for Prevention of Tuberculosis usw. New York, 262 Lenox Ave.

Hubel, Henni. Geboren in Moelln, Lauenburg. Seit Jahren in New York tätig. Werke: Gedichtsammlung: Belauscht, Blätter und Blüten. Erzählungen: Drei Fenster, Die Operation, Weihnachtsbriefe, Das erste weiße Haar, Kauft mir ein Püppchen. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. New York, 321 East 16. Str.

Huhn, Heinrich. Privatmann. Geboren am 3. März 1829 in Landau, Pfalz. Genas Gymnasialbildung, lernte Buchbinder. Beteiligte sich an den revolutionären Volkserhebungen in Süddeutschland und kam im Sommer 1849 nach Amerika; widmete sich hier der journalistischen Tätigkeit bis zum Jahre 1908, mit Ausnahme der Periode von 1860 bis 1865, in welcher er sich an dem Krieg zur Erhaltung der Republik und Abschaffung der Sklaverei beteiligte. Die hervorragendsten Zeitungen, an denen er redaktionell arbeitete, waren der „New Yorker Demokrat", das Cincinnati „Volksblatt", die „Westliche Post", der „Freidenker" und die „Amerikanische Turnerzeitung". Lebt seit 1908 als Privatmann und Kriegs-Pensionär in Belleville, Ill. Mitglied des Deutschen Preß-Klub, Milwaukee, Wis., und des Nordamerikanischen Turnerbund. Belleville, Ill., 320 North Charles Str.

Huld, Franz. Verleger. Geboren am 5. November 1866 in Gleiwitz o. S., besuchte Gymnasium, Universitäten Leipzig und Berlin. Werke: Musikalischer Almanach, 1890, 91 und 92. Leipzig und Berlin. Bismarck Sprüche, Berlin. Cyklus von 6 Kinderliedern, New York. Die Oberschlesische Industrie. Hausweihe, Lustspiel in 3 Akten. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. New York, 459 Convent Ave.

Ihmels, John. Geboren am 21. September 1860 zu Hammelwarden, Großherzogtum Oldenburg, Deutschland. Besuchte bremische Volksschulen von 1866 bis 1876, das Bremer Seminar von 1876 bis 1881, war Lehrer von 1881 bis 1883. Gab aus Gesundheitsrücksichten den Lehrerberuf auf. 1884 bis 1886 in New York, 1887 bis 1892 wieder in Bremen. Seit 1893 dauernd in New York als Real Estate und Busineß Broker. Gab 1882 ein plattdeutsches Sittenbild in 4 Aufzügen heraus. Gedichte erschienen in der „Glocke", in der „New Yorker Revue" und im „Sonntagsblatt der New Yorker Staatszeitung." Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. New York, 1353 Jerome Ave.

Illing, Oscar. Journalist. Geboren am 5. Dezember 1864 in Lengenfeld, Erzgebirge, Sachsen. Besuchte Gymnasium, Seminar, Northwestern University Watertown, Wis. Lehrer, Organist, dann Lokalredakteur „Detroit Abendpost". Veröffentlichte Gedichte: Rosen und Dornen, Leipzig, Wallmann 1907. Tannenduft, allegorisches Lebensbild, Weihnachtsnummer „Glocke", Chicago, 1907. Novellet-

ten und Gedichte. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Detroit, Mich., 38 Henry Str.

Ira, Alfred. Siehe Albert Grimm.

Kauer, Elisabeth. Schriftstellerin. Geboren am 26. April 1878 in Magdeburg. Domschule und Humboldt Akademie, Berlin, studierte Medizin, verließ Deutschland 1900, bereiste Holland, Frankreich, Belgien und England, kam 1902 nach New York. Werke: Der Liebe Rache, Vaters Fluch, Gegen ihren Willen. Romane, Novellen, Gedichte in verschiedenen Zeitschriften. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Brooklyn, N. Y., 74 Second Place.

Kirchstein, Anna Marie. Geboren 1848 in Pruem, Rheinprovinz. Besuchte Elementarschule. Werke: Gedichte in Chicagoer Wochenschrift 1872, Beiträge für Westen und Daheim, Band Gedichte 1910. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Columbia Damen-Klub usw. Chicago, Ill., 623 Fullerton Parkway.

Klein, Dr. S. R. Arzt, Pathologe. Geboren am 23. Dezember 1868 in Teplicze Hobovka. Normalschule, Gymnasium, Universität, Medizinische Hochschule. Werke: Buch über Embryologie, zahlreiche gedruckte Vorlesungen über medizinische Themata. Verfasser der Histologie und Embryologie an der Fordham University, New York. Mitglied der Literarischen Gesellschaft von Morrisania, Medizinische und Pathologische Gesellschaften, Fordham, New York City, 489 Pelham Ave.

Knapp, Albert Paul Eugen. Musikhistoriker. Geboren am 31. Mai 1880 in Stuttgart, besuchte Gymnasium, Universität Berlin, Kgl. Akademische Hochschule für Musik, Berlin, 1901—1904 Theaterreferent, 1904—1908 Hauslehrer und Organist, 1908—1909 Direktor der Deutschen Schule in Chihuahua, Mexico, 1910 Organist und Chordirektor. Veröffentlichte. Kritische Beiträge und Essays, in Dresdener Kunst und Theater-Zeitung, Beobachter, Stuttgart. Spezialgebiet: Musikgeschichte und Philosophie. San Antonio, Texas, 801 Dallas Str.

Kniep, Karl. Großhändler. Geboren am 6. Oktober 1845 in Hannover. Besuchte höhere Bürgerschule, wurde Goldarbeiter, kam 1866 nach Amerika. Etablierte sich in 1874. Werke: „Durch Sturm und Sonnenschein in 40 Jahren". Gedichte, 1906. „Die Reise nach dem Jupiter". Eine Phantasie, 1909. „Der zerfallene Schuppen". Eine Erzählung aus den Delaware Highlands, 1910. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Schlaraffia, Turnerbund, Allgemeiner deutscher Sprachverein. Newark, N. J., 3 South Orange Ave.

Knortz, Karl. Pädagoge. Geboren am 28. August 1841 in Garbenheim bei Koblenz. Besuchte Gymnasium, Universitäten Gießen und Heidelberg. Verfasser zahlreicher Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Philosophie, Pädagogik, Volkskunde und Literaturwissenschaft. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. North Tarrytown, N. Y.

Thelmar, Günther. Siehe Alfred Rau.

Konta, Alexander. Schriftstellername: Konta Sandor. Financier. Geboren am 11. Mai 1862 in Budapest. Besuchte Gymnasium, studierte Jura, begann als Journalist, arbeitete einige Jahre mit Maurus Jokai. Gründete belletristische Wochenschrift in Budapest. Tätig als Korrespondent an verschiedenen amerikanischen Journalen. Lebte in Egypten, Indien und Japan. Mitglied: National

Geographical Association, National Arts Club, Am. Aero Club, Manhattan Club, Explorers Club, American Historical Association u. Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. New York, 42 West 47. Str.

Kubinyi, Victor von. Felseo-Kubin und Demenfalva: Schriftstellername: Syrius. Römisch-kath. Priester. Geboren am 8. Juni 1873 in Eperjes, Ungarn. Stammt aus uraltem ungarischen Adelsgeschlecht. Elementarschulen, am k. k. Theresianum zu Wien, Obergymnasium zu Szegedin und Budapest, Theologische Fakultät an der k. Universität zu Budapest. 1897 zum Priester geweiht, bis 1900 Kurat in Südungarn, 1901 Religionslehrer zu Maria-Theresiopel, 1902 bis 1905 Pfarrer zu Csany, Ungarn, wurde am 21. Mai 1905 Ritter des Souverainen Malthefer Ordens in gremio religiones, 1906 bis 1909 Pfarrer in South River, New Jersey, dort baute er eine Kirche. Seit Januar 1910 Seelsorger in New York, St. Nikolauskirche. Veröffentlichungen: „Würting", „Maisonrouge", „Geschichte des Papsttums", „Nietzsche und Erwin Rhode", „Talleyrand", „Napoleon der Erste und seine Zeit". Literarische und philosophische Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. 1907 „The King of Rome". „Napoleon der Erste" und „Crucified". Spezialgebiet: Weltgeschichte u. Philosophie. Mitgl.: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Deutscher Preß-Klub New York, Delegat Ver. Deutsche Gesellschaften. New York, 135 East 2. Str.

Lampadius, Malvina, Doris Elisabeth. Schriftstellername: Gretchen Licht. Tochter des Pastors Lampadius in Leipzig, erster Biograph seines intimen Freundes Felix Mendelssohn Bartholdy. Besuchte 1898—1910 studienhalber Nordamerika und wurde amerikanische Bürgerin in Los Angeles. Hielt Vorträge in Deutschland 1908—1909 über Californien und die aussterbenden Indianer, gleichzeitig ihre lebensgroßen Gemälde von Indianern darstellend zeigend. Berichterstatterin für Ueber Land und Meer, Ueberall, Armee und Marine usw. Werke: Libassa, die Abenteuer einer Leipzigerin in Amerika beschreibend, „Was Californias Sonnenkönigin erzählt", 24 poetische Gedichte. Los Angeles, Cal., 206 Emerald Str.

Willy Lamping. Cello-Virtuose. Geboren am 13. März 1880 in Osnabrück. Kam 1883 nach Köln, besuchte dort das Konservatorium für Musik, war als Lehrer in Karlsruhe tätig, machte mehrere Konzerttouren, jetzt in Amerika ansäßig. Werke: „Mußestunden eines Musikanten", Gedichtsammlung, erschien in Leipzig. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. New York, 322 East 87. Str.

Lange, Theodor. Schriftstellername: Galen. Geboren am 7. Mai 1848 in Chicago, Ill. Jung nach Deutschland gekommen, besuchte Gymnasium in Jever, studierte Medizin in Heidelberg und Bonn. Seit 1888 wieder dauernd in Amerika. Veröffentlichte: Humor.-satyrische Beiträge in Sonntagsblättern. Youngstown, „Ohio Rundschau".

Lentz, Ilka. Vortragskünstlerin. Geboren in Berlin. Besuchte dort die höhere Töchterschule, Reicher'sche Dram. Hochschule, studierte bei Oberländer. Spezialgebiet: Deklamation dram. Gedichte und Melodramen mit Musikbegleitung. Veröffentlichte: Gedichte und Skizzen. Mitglied: Verein Klause in Berlin und anderer dortiger literarischen Vereine. Seit

1909 in Amerika tätig. New York, 170 East 61. Str.

Leser, Lotta. Schriftstellerin. Gattin des Dr. Victor Leser. Geboren am 15. September 1864 in Berlin. Besuchte Höhere Töchterschule. Erste Novelle „Johannestag", erschien bereits 1882 in „Berliner Volkszeitung". Seit Jahren in Amerika ansässig. Werke: „Schön Rottraut", Märchenspiel, „Das zerrissene Bild", Novelle. Aufführungen der Stücke: „Schön Rottraut", „Maskenfreiheit", „Namego", „Glücksucher", „Mittagsgespenster". Mitglied des Deutschen Allgemeinen Schriftsteller Verbands Berlin. Philadelphia, Pa., 1422 Venango Str.

Lesser, Emil. Redakteur am „Birmingham Courier". Geboren am 21. Aug. 1855 in Riga als Sohn des damaligen dortigen sächsischen Konsuls. Besuchte Gymnasium und Universität. Seit 1883 in Birmingham als Journalist tätig. Veröffentlichte: Reisebriefe aus der alten Heimat. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Deutschamerikanischer Nationalbund, Nordamerikanischer Sängerbund, Erster Sprecher des Turnbezirks usw. Birmingham, Ala., 2021½ First Ave.

Lesser, Maximus A. Rechtsanwalt. Geboren in Frankfurt a. Oder, kam 1868 als Kind nach New York. Abiturient des New York City College. Studierte Jura in Columbia University, New York. Veröffentlichte: „The Historical Developement of the Jurysystem", Rochester 1894. „Echoes of Halcyon Days", Hartford 1897. Gedichte im Style Poes, veröffentlicht in Zeitschriften. Mitglied: Gesellig-Wissenschaftlicher Verein. New York, 302 Broadway.

Licht, Gretchen. Siehe Malwina Lampadius.

Lindenstruth, Frau Marie Emmy. Schriftleiterin und Verlag. Geboren am 6. März 1868 in Breslau. Besuchte höhere Töchterschule des Urseliner Klosters in Breslau. Kam 1903 nach Amerika. Spezialgebiet: Journalistik. Erster weiblicher Notar des Staates New Jersey. Herausgeberin des „Passaic Wochenblatt". Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Passaic, N. J., 269 Passaic Str.

Lingenfelder, Dr. Julius. Schriftstellername: Michel Eckert. Arzt. Geboren am 23. September 1864 in Edenkoben, Rheinprovinz. Studierte Medizin in München 1884—89. Veröffentlichte Artikel in Tagesblättern. In Vorbereitung Theaterstück. Mitglied: Miss. State Medical Society, Am. Med. Association, Verein deutscher Aerzte St. Louis, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. St. Louis, Mo., 3911 Magnolia Avenue.

Lohmann, F. H. Lehrer. Geboren am 20. November 1848 in Eckernförde. Genas 1½ Jahre Schulbildung, bildete sich selbst weiter aus. Kam 1857 nach Texas, wurde Landarbeiter, dann Lehrer. Veröffentlichte zahlreiche Aufsätze in deutschen und englischen Zeitungen: 1. Die deutsche Sprache. Was können wir beitragen zu ihrer Erhaltung in diesem Lande, 1904. 2. Comfort. Ein kurzer Ueberblick über das Leben und Treiben der Bewohner bis zur Gegenwart, 1904. 3. Gleanings from Diesterweg, 1907. 4. Texas-Blüten, Gedichte, 1908. 5. To my Darling and other Poems, 1910. 6. In Vorbereitung: Erlebtes und Erdachtes. Erzählungen für Kinder. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika.

Adresse: Box 27, Leon Springs, Texas.

Maenfert, A. Arzt. Geboren am 20. November 1873 in Frankfurt a. Main. Besuchte Gymnasium, studierte in Gießen und München. Assistenzarzt in Breslau, Posen, Berlin. Seit 1906 in Brooklyn, N. Y. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Brooklyn, 687 Bushwick Ave.

Maisel, Carl. Chemiker. Geboren am 3. März 1880 in Würzburg. Besuchte Gymnasium und Universität. Veröffentlichte: Technische Artikel in Zeitschriften „The Crotalus of North America". Spezialgebiet: Analytische und Experimentelle Chemie und Bacteriologie. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, American Society of Chemical Industries, Association of Physicians und Surgeons of America. Brooklyn, N. Y., 122 Covert Str.

Martin, Alfred. Geboren am 19. Aug. 1852 in Stuttgart. Seit 17 Jahren in Amerika. Veröffentlichte: Die Lösung der sozialen Frage, oder der Individualismus. Dresden, 1911. E. Pierson Verlag. San Francisco, Cal., Post Office Box 394.

Mesch, Elesabeth. Schriftstellerin. Geboren in Bingen am Rhein, kam 1892 nach Amerika. Verfasserin vieler Gedichte usw. Mitglied des Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. New York, 220 East 18. Str.

Metzner, Heinrich. Lehrer. Geboren am 28. Juli 1834 in Lobenstein, Reuß jüngere Linie. Besuchte Bürgerschule, kam mit Eltern 1846 nach Amerika. 1853 Bildhauer, 1856 Turn- und Zeichenlehrer New Yorker Turnverein, 1880 Oberlehrer. Veröffentlichte: Geschichte des Turnerbundes 1876. Jahrbücher der deutschen Turnvereine 1890—94, Redakteur von „Bahnfrei" seit 1881. Spezialgebiet: Turnen und verwandte Gebiete. Mitglied New York Turnverein. North Branch, N. J., Post Office Box 91.

Michel, Friedrich. Kaufmann, Schriftsteller, Rezitator. Geboren 23. Januar 1865 in Ingweiler, Elsaß. Besuchte Realschule und Lehrerseminar in Straßburg. Kam 1881 nach New York. Vorlesungen über deutschamerikanische Dichter usw. Veröffentlichte: „Askaklänge und andere Gedichte". Verlag Schlesier und Schweikhard, Straßburg im Elsaß — Brentano, New York. Redakteur des Jahrbuches Verband deutscher Schriftsteller in Amerika und Erster stellvertretende Vorsitzer desselben. Vice-Präs. des Geselligwissenschaftl. Vereins, Mitglied Deutschamerik. Friedensgesellschaft. Literaturverband „Erwinia", Straßburg. Nordamerikanischer Turnerbund. New York, 3671 Broadway.

Miller, Otto J. Journalist und Verfasser polemischer Schriften. Geboren am 14. April 1871 in Oberbayern, machte ausgedehnte Reisen in Europa und Nordamerika. New York, 402 East 69. Str.

Minuth, Fred. R. Journalist. Geboren am 5. Januar 1854 in Brüsterort, Ostpreußen. Besuchte Pro-Gymnasium, wurde 1877 Berufsjournalist, bereiste Europa und Kleinasien. Seit Jahren in Amerika ansässig. Veröffentlichungen: „Ein sonderbarer Heiliger", Sozialpolitischer Roman. Rudolf Mosse, Berlin. „Ihr Verbrechen", sozialpolitischer Roman, Richard Schroeder, (Ed. Doerings Erben Nachfolger), Berlin W. „Die Amerikanische Gefahr", sozialpolitischer Essay, erschienen in der vom Grafen Hoenbroech herausgegebenen Monatsschrift „Deutschland", Berlin, W. Schwet-

schke u. Sohn. Eine Reihe Novellen und unzählige sozialpolitische Essays. Spezialgebiet: Journalistik, Belletristik, Sozialpolitik. Mitglied: Ehrenmitglied des „Deutschen Arbeiter- und Unterstützungs-Vereins“ Muskegon, Mich., Mitglied des Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Mitglied des Verein Berliner Journalisten. Grand Haven, Mich., U. S.

Minuth, Frau Mathilde. Geboren am 10. Oktober 1870 in Würtemberg. Besuchte Volksschule, kam 1889 nach Amerika, 1897 Reise von Deutschland aus bis Kleinasien. Veröffentlichte: Gedichte usw. Mitglied: Deutscher Frauen-Verein, Verband deutscher Schriftsteuer in Amerika. Grand Haven, Mich.

Moeller, Hugo. Redakteur „Freie Presse“, Texas. Geboren am 4. Juni 1863 in Rostock, Mecklenburg. Besuchte Gymnasium. Ursprünglich Buchhändler, kam 1884 nach Texas, wurde Lehrer, Redakteur an verschiedenen deutschamerikanischen Zeitungen. Veröffentlichte: Aus Deutsch-Amerika, Erzählungen, „Grand Prairie“, Erzählungen. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Nationalverband deutschamerikanischer Journalisten und Schriftsteller. San Antonio, Texas, „Freie Presse“.

Münsterberg, Prof. Dr. Hugo. Universitätsprofessor. Geboren am 1. Juni 1863 in Danzig. Gymnasium Danzig, Universitäten Genf, Leipzig, Heidelberg 1882—87. Privatdozent der Philosophie in Freiburg i. B. 1887. Außerordentlicher Professor der Philosophie in Freiburg 1891. Ordentlicher Professor der Psychologie und Direktor des Psychologischen Laboratoriums an der Harvard Universität seit 1892. Austauschprofessor an der Berliner Universität 1910—1911. Ph. D. (Leipzig) 1885. M. D. (Heidelberg) 1887 A. M. (Harvard) hon. 1900. L. L. D. (Washington) 1904. Litt D. (Lafayette) 1907. Veröffentlichungen in deutscher Sprache: Willenshandlung. — Beiträge zur experimentellen Psychologie. — Methoden der Psychologie. — Grundsätze der Psychologie. — Philosophie der Werte. — Die Amerikaner. — Aus Deutsch-Amerika. — Verse (Pseudonym: Tarberg) in englisch: Psychology and Life. — Psychotherapy. — Eternal Values. — Psychology and the Teacher. — On the Witneß Stand. — Eternal Life. — Art Education. — The Americans. — American Traits. — American Problems, usw. Mitglied: American Psychological Ass. (Präsident 1898), American Philosophical Ass. (Präsident 1908), Washington Academy, Academy of Arts and Sciences, American Naturalist, A. A. A. S., Boston Authors Club (Vice-Präsident), Bostoner Deutsche Gesellschaft (Präsident 1908 bis 1910), Deutscher Preß-Klub New York, Vereinigung alter deutscher Studenten, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Boston Thursday Evening Club, usw. usw. Adresse: 7 Ware Str., Cambridge, Mass., während 1910—1911 Palasthotel, Berlin.

Nehrling Heinrich. Expert Bureau of Plant Industry, Dept. of Agriculture. Geboren am 9. Mai 1853 in Howards Grove, Wis. Besuchte Gemeindeschule, Luth. Lehrer-Seminar, Addison, Ill. 1873—87 Lehrer, 1887—91 Zolleinnehmer, 1891—93 Custos des öffentlichen Museums in Milwaukee, seit 1893 im Regierungsdienst. Veröffentlichungen: Die nordamerikanische Vogelwelt. Milwaukee, Wis., 1891. Native Birds of Song and Beauty. Milwaukee, 1893—96. 2 Vols. Die Amaryllis. Berlin.

Paul Parey, 1908. Viele Aufsätze in englischen und deutschen naturwissenschaftlichen Zeitungen. Spezialgebiet: Ornithologie, Botanik. Mitglied: Fellow American Ornithologists Union, Honorary Member Wilson Chapter Agassiz Association, Ehrenmitglied des deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt, Florida State Horticultural Society, Hon. Patron Horticultural Experten in London 1912, usw. Gotha, Fla.

Nicolai, Dr Curt. Arzt. Geboren am 30. Mai 1857 in Waldkirchen. Besuchte Gymnasium, Universitäten Leipzig und Würzburg, kam 1882 nach Amerika. Veröffentlichungen: Medizinische Abhandlungen „Ueber Kelvid", „Sulphusol", ein neues Schwefelpräparat. Spezialgebiet: Innere Medizin. Mitglied Medizinischer Gesellschaften, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika und Liederkranz. New York, 81 West 119. Str.

Nicolai, Frau Johanna. Geboren in Hannover, seit Jahren in Amerika ansässig. Veröffentlichungen: Gedichte, Erzählungen und Reisebeschreibungen. Mitglied: Allgemeiner deutscher Sprachverein, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, und Frauenverein Deutschamerikanischer Nationalbund. Brooklyn, 351 Pacific St.

Nies, Konrad. Lehrer und Journalist. Geboren am 17. Oktober 1862 in Alzey, Rheinhessen. Realschule, Gymnasium, Theaterschule Leipzig, Denison University, Granville, O. Schauspieler an den Theatern in Chemnitz und Aachen, Cincinnati und Milwaukee. Später Lehrer-Examen. 4 Jahre Lehrer an der High School in Newark, Ohio; darauf am Loensfeldtschen Institut in St. Louis; dann Inhaber des Victoria Institutes dort. Große Vortragstour durch die Ver. Staaten. Auch in Deutschland Vortragsabende. Verschiedene Reisen nach Europa und dem Orient. Längerer Aufenthalt in Italien, Griechenland und Aegypten. Zwei Sommer in Tirol und Oberbayern. Ein Winter in Berlin. Seit Mai 1909 in San Francisco, Cal. Veröffentlichungen: „Funken", 2. Aufl. „Deutsche Gaben", „Rosen im Schnee", 2. Auflage, „Im Zeichen der Freiheit", „Aus westlichen Weiten". Spezialgebiet: Lyrik und Drama. Mitglied: Allgemeiner deutscher Sprachverein, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. San Francisco, Cal., 1717 McAllister Str.

Nill, Anna. Geboren 1873 in Mössingen, Württemberg, kam mit 15 Jahren nach Amerika. Veröffentlichungen: Gedichte usw. Spezialgebiet: Sozialistik. Babylon, N. Y.

Odien, P. A. Siehe Paul Atzpodien.

Petersen, Adolph. Herausgeber „Iowa Reform". Geboren am 22. November 1858 in Struxdorf-Angeln, Schleswig-Holstein. Ging mit 12 Jahren nach Amerika. Ueber 25 Jahre Mitarbeiter an der „Iowa Reform". Artikel in Fest-Ausgaben usw. „Deutscher Einfluß in Amerika" usw. Mitglied verschiedener Lokalverbände, erster Sprecher der Turngemeinde, Präsident des deutschamerikanischen Preßverbandes, Mitglied Nationalverband deutschamerikanischer Journalisten und Schriftsteller. Davenport, Iowa.

Puchner, Rudolph. Kaufmann. Geboren am 24. Januar 1829 in Beutelsbach, Württemberg. War 1845—49 in Heilbronn, wanderte dann nach Amerika aus. Lebte viele Jahre im Urwalde mit den Chippewa Indianern, war befreundet mit Männern wie Rafter, Caspar Butz u. a. Werke: „Klänge aus dem Westen", „Agleja Epos", „Anna Rubenet", Ro-

velle. Mitglied: Deutscher Preß-Klub, Milwaukee, Wis., Historical Society, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Wittenberg, Wis.

Raible, Frau Marie. Geboren in Unter Jesingen bei Tübingen, kam in den 60er Jahren als Gattin des Dr. med. Wilhelm Fritz nach St. Louis, heiratete später nach dessen Tode Julius Raible. Veröffentlichte: Deutsch Amerika, Gedichte, der Weltausstellung gewidmet. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. St. Louis, Mo.

Rau, Alfred. Schriftstellername Günther Thelmar. Bankgeschäft. Geboren 1878 in Nürnberg. Veröffentlichungen: Drama „Die Stunde der Erkenntnis", Gedichte, Finanzartikel usw. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Preß-Klub. New York, 27 Pine Street.

Richter, Fernande Anna Therese. Geborene Osthaus. Schriftstellername: Edna Fern. Hannover, Gattin des Dr. Georg Richter. Veröffentlichte: Märchen, Gedichte, Erzählungen in 4 Bänden, Essays und Skizzen in Zeitschriften Deutschlands und Amerika. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. St. Louis, Mo., 35 Humphrey Str.

Rohr, Mathias. Herausgeber. Geboren am 25. Februar 1840 in Jemmer bei Trier. Mit 16 Jahren bereits Schullehrer, besuchte 1860—61 Lehrer-Seminar in Bruehl bei Köln. 1868 nach Amerika, sofort nach Buffalo an die Redaktion „Central-Zeitung". 2 Jahre später Chefredakteur. Veröffentlichte: Gedichtsammlung „Am Niagara", München, 1905. Erzählung Creola, die Perle der Iroquesen, Köln, 1909. Verfasser von Reisebriefen, 4 Reisen nach Europa. Mitglied: Präsident Buffalo Augen und Ohren Heilanstalt. Buffalo Volksfreund Printing Co.

Romberg-Perlitz, Lena. Landwirtin. Geboren 1843 in Leitzkau bei Magdeburg. Kam 1848 mit Eltern nach Amerika und siedelte in Texas an. Veröffentlichte: Novellen und Gedichte. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Schulenburg, Tex., R. Box 60.

Romm, Julie. Schriftstellername: Julie Zadek. Gattin des Dr. Maxim Romm. Seit 20 Jahren in Amerika. Veröffentlichte: Roman, Beiträge „N. Y. Volkszeitung" und „Wiener Kampf". New York, 306 East 15. Str.

Rommel, Gustav. Literat und Berichterstatter. Geboren am 14. Juli 1848 in Mönigewald, Württemberg. Besuchte Lateinschule, Lyceum in Ravensburg, Universität Tübingen, 1863—66. Mechaniker und Schlosser, hierauf Student der Theologie, später Kameralfach, kam 1877 nach Amerika, wurde Lehrer, später Versicherungsgeschäft. Veröffentlichte: Poetisches Souvenir, sowie 360 lyrische Gedichte. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Schwäbischer Schillerverein-Marbach-Stuttgart, Allgemeiner deutscher Sprachverein, Ehrenmitglied Deutscher Dichterbund, Washington, D. C., und Stadtverband Buffalo. Buffalo, N. Y., 337 Pine Str.

Rose, Achilles Dr. Arzt. Geboren am 4. November 1839, besuchte Gymnasium in Ruhla, Thüringen, und Universitäten Zürich und Jena. Veröffentlichungen: Die Griechen und ihre Sprache seit der Zeit Konstantin's des Großen (auch in Englisch und in griechischer Uebersetzung erschienen), zwei medizinische Bücher (Atonia Gastrica u. Carbonic Acid in Medicine) und unzählige kleinere Schriften über wissenschaftliche medizinische Nomenklatur. Spezialge-

biet: Griechische Sprache in der Medizin. Mitglied: Ehrenmitglied der medizinischen Gesellschaft von Athen, Mitglied der N. Y. Academy of Medicine, der Deutschen Medizinischen Gesellschaft der Stadt New York, vieler griechischen Gesellschaften in Athen, Argos, Cypern usw. New York, 173 Lexington Ave.

Rudolf, A. Siehe Dr. Rudolf Allert.

Rudolph, Dr. Johannes. Theolog, Pfarrer. Geboren am 5. Oktober 1853 in Schreiberhau, Schlesien, gegenwärtig Pfarrer der evangelischen Kirche in Hoboken. Veröffentlichte: Gedichte sowie religiöse Schriften und theologische Abhandlungen. Hoboken, N. J.

Sandor Konta. Siehe Alexander Konta.

Sartorius, E. Siehe Dr. Heinrich Emil Schneider.

Schneider, Dr. Heinrich Emil. Schriftstellername: E. Sartorius, E. S. von Mühlberg. Philalethes Molibergensis, Schriftleiter, Verleger u. Missionsbischof. Geboren am 29. Januar 1839 in Mühlberg a. Elbe. Schulen der Francke'schen Stiftungen im Waisenhause zu Halle a. S., Universitäten Leipzig und Berlin. Rußland 1859, Frankreich 1860, England 1861, Einj. Freiwilliger im Gardeschützenbataillon, damals Berlin, Schleswig-Holstein und Bremen 1864, Oesterreich 1866, Professor der Geschichte, Prediger des Vereins für Armen, Generalsuperintendent in Amerika, Hawai, Südsee, Besitzer des „Belletr. Journal" seit 1892. Veröffentlichungen: Deutsche Poetenbibel, Neue deutsche Heldenbücher, Amerika, Waldpot von Bassenheim, Isabella, Geschichte der deutschen Freiheits- und Einheitskriege, Ralph Waldo Emerson, Führung des Lebens, Pfaffenspiegel, Lipsia, Aus dem Tornister eines preußischen Freiwilligen, Prinz Friedrich Karl, Poetische Reisetagebuchblätter, Gespenst des Zaren, Ulfila, Flickschneidereien, Sonnenschein für Regentage, Denkwürdigkeiten eines heimwehbangen Weltwanderers, Coronal of Sonnets, Predigten, Deutsche Taten, Söhne Teuts, Atlantis Germanica, Psalmen, Epische und didaktische Dichtung; Drama. Mitglied: Allgemeiner deutscher Sprachverein, Tunnel über den Hudson, Gesellig-wissenschaftlicher Verein, Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika, Vereinigte Deutsche Gesellschaften, Zentralverein des Kreises Hudson. Hoboken, N. J., 60 Hudson Str.

Schoenstadt, Arthur. Redakteur. Geboren am 30. Dezember 1865 in Berlin. Besuchte Gymnasium in Leipzig und Coburg. Studierte Jura in Kiel und Berlin, kam 1891 nach Amerika und widmete sich der Journalistik. Veröffentlichte: Feuilletons, Gedichte, Operette Johannestraum in 3 Akten, Berlin, 1907. Mitglied: Deutscher Preß-Klub, Liederkranz, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. New York, „Morgen-Journal".

Schoentrumpf, Wilhelm. Gastwirt. Geboren am 5. Januar 1847 in Kathus, Kurhessen, besuchte Realschule, Gymnasium, machte den Krieg 1866 mit, kam 1870 nach Amerika. Veröffentlichte: Beiträge in Prosa und Poesie in Zeitungen und Zeitschriften. Mitglied: Goethe und Schiller-Verein, Verein deutscher Waffengenossen, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Cleveland, Ohio, 1104 Rowley Ave.

Seeligsberg, Wilhelm. Hypothekenmakler. Geboren am 29. März 1849 in Kronach, Bayern. Besuchte Handelsschule, Bamberg, in Lehre Nürnberg bis 1869, kam dann nach Amerika. Direktor

und Mitarbeiter des „Abend-Journals" von Hoboken, N. J. Beiträge im „New York Herald", „Times", „World". Mitglied und 2. stellvertretender Vorsitzer Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Vorstand Deutscher Ver. Gesellschaften, Am. Scenic and Patriotic Society, Washington Heights Tax Payers Association, Vice-Präsident General-Komite Tammany 23. Distr. Vorkämpfer-Club, Ancient Order United Workmen, Royal Arcanum. New York, 849 St. Nicholas Ave.

Spengler, Otto. Direktor. Geboren am 18. April 1873 in Strasburg, Westpreußen. Vater Rittergutsbesitzer auf Gremenz, verarmt, kam mit 7 Jahren nach Berlin. Besuchte Volksschule, Fortbildung autodidaktisch, studierte Archeaoligie und Prähistorie in Kgl. Bibliothek Berlin und Museen, widmete sich dem Zeitungsfache, kam 1892 nach Amerika, gründete 1902 Argus Preßclipping Bureau für Zeitungsausschnitte, erhielt 1904 von der deutschen Regierung Erinnerungsmedaille St. Louis Worlds Fair, 1905 Archaeologische Studienreise durch Orient. Seit April 1910 Schriftf. Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Mitarbeiter und Geschäftsleiter des „Deutschen Vorkämpfers" 1910. Veröffentlichte Artikel in archaeologischen Zeitschriften, Reiseskizzen, Erzählungen usw. Deutschamerikanischer Literaturkalender 1911, V. d. S. A. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Deutschamerikanische Friedensgesellschaft, New York Peace Society, Societa Internazionale per la Pace, Mailand, International Society of Archaeologists, usw. New York, 352 Dritte Ave.

Stadtmüller, Dr. Norbert. Arzt. Geboren am 12. Dezember 1865 in Freder feld, Rheinpfalz. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika usw. New York, 132 East 60. Str.

Stechhan, Otto. Fabrikant. Geboren in Berlin. Kam im Alter von drei Jahren mit seinen Eltern nach Amerika. Besuchte deutsch-englische Schule in Indianapolis. Selbständig mit 22 Jahren, wurde in die Indiana Staats Legislatur gewählt, 3 Jahre Präsident der National Furniture Association. Verfasser einiger englischen und deutschen Novellen und Gedichtsammlungen. Außerdem viele Beiträge für Zeitungen. Mitglied Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Indianapolis, Ind.

Stelzer, Margarete. Uebersetzerin. Geboren am 7. Mai 1882 in Fürstenwalde, Provinz Brandenburg. Besuchte höhere Töchterschule in Posen. Veröffentlichte: Novellen, Frauenlist, Kläres erste Automobilfahrt, Ein Pensionsstreich, Arbeitslos, Wo du hingehst, usw. Passaic, N. J., 269 Passaic Str.

Sutro, Theodor. Schriftstellername auch Theortus. Rechtsanwalt. Geboren am 14. März 1845 in Aachen. Besuchte deutsche und amerikanische Schulen in Baltimore, Phillips Exeter Academy in New Hampshire, Harvard und Columbia Universitäten, kam 1850 nach Amerika; 1873 zur Rechtspraxis in New York zugelassen; von 1874 an in seinem Berufe tätig in der Stadt New York, in Washington und Nevada und anderwärts; 1884 heiratete Florence Edith Clinton (gest. 1906); 1889—94 Präsident Sutro Tunnel und Comstock Tunnel Co.; 1895 bis 1898 Steuerkommissär New York. Veröffentlichungen: Viele Reden und Aufsätze in englischer und deutscher Sprache; Gedichte, hauptsächlich in Englisch und besonders in einer Sammlung

„Milestones on Life's Pathway"; Aufsätze über amerikanische Geschichte in einer Sammlung „Thirteen Chapters of American History" usw. Spezialgebiet: In letzteren Jahren in den Deutschamerikanischen Verbänden. Mitglied: Vereinigte Deutsche Gesellschaften, Präsident; Deutschamerikanischer Staatsverband New York, Präsident; Mitglied vieler deutschen und englischen Vereine und aller Anwaltsverbände, wie International Law Association, Int. Tax Association, Am. Bar Ass., New York State Bar Ass., New York City Bar Ass., New York County Lawyers' Ass., Society of Medical Jurisprudence und ungefähr zwanzig weiterer deutsche und amerikanische Vereine und Clubs. New York, 51 Chambers Str.

Syrius. Siehe Victor von Kubinyi.

Talmey, Dr. Bernhard. Arzt. Geboren am 1. Februar 1862 in Tauroggen. Absolvierte Gymnasium in Posen. Studierte Talmud bei seinem Vater bis 1880. Besuchte das Kgl. Mariengymnasium zu Posen und absolvierte Michaelis 1887, studierte Medizin an der Universität München, machte das Doktorexamen Januar 1892 und Staatsexamen Juni 1892. Veröffentlichungen: „Woman" a Treatise on the Normal and Pathol. Emotions of Feminine Love in 1907 und „Genesis" a Manual for the Instruction of Children in Matters Sexual. Spezialgebiet: Gynaecologie. Mitglied: Deutsche Mediz. Gesellschaft, Academy of Medicine, County Med. Society usw. New York, 12 W. 123. Str.

Theortus. Siehe Theodor Sutro.

Thiersch, Curt. Journalist. Geboren 1852 in Eibenstock, sächsisches Erzgebirge. Besuchte in Dresden das Gymnasium und studierte in Leipzig. Seit 1873 in Amerika. Tätig als Redaktionsmitglied der Chicagoer „Freie Presse", der „New Jersey Freien Zeitung" in Newark und der „Westlichen Post" in St. Louis. Gegenwärtig am „N. Y. Morgen-Journal". Veröffentlichungen: „Unser Märtyrerpräsident". Eine Biographie Garfield's. Ferner: „Briefe des dreistöckigen Hausbesitzers Mister Schorsch Dobbeljuh Hutzelberger". Spezialgebiet: Journalistik. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Vorkämpfer Club, Nationaler d. a. Lehrerbund, Allg. deutscher Sprachverein, Deutscher Preß-Klub, New York, Nationalbund, N. Y. Turnverein usw. New York, P. O. Box 65 Madison Square.

Urban, Henry F. Geboren am 13. Februar 1866 in Berlin. Besuchte Gymnasium. Wurde Journalist für reichsdeutsche und deutschamerikanische Blätter. Veröffentlichungen: Der Eisberg. Die Mans Lula. Aus dem Dollarlande. Lederstrumpfs Erben. Die drei Dollarjäger aus Berlin. Spezialgebiet: Feuilleton, Humor, Satire in Vers und Prosa, Theater. Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Zur Zeit: Berlin-Charlottenburg, Leibniz Str. 48.

Vehling, Joseph. Schriftstellername: Joseph Dommers Vehling. Maler und Schriftsteller. Geboren am 9. August 1879 in Dülken, Rheinland. Besuchte Gymnasium. Verließ mit dem 14. Jahre Schule und Elternhaus, wanderte viel umher, kam nach Holland, Belgien, Skandinavien, England, Oesterreich, Schweiz, Frankreich und Südeuropa. Studierte Malerei in Düsseldorf und Wien, Italien; gab die Malerei auf und wandte sich der Schriftstellerei zu. Nach Amerika als Privatsekretär. Bereiste den amerikanischen Kontinent. Veröffentlichungen: „Aus Hohlwegen und von stillen Höhn";

Dichtungen. E. W. Bonsels u. Co., Verlag München. „Die Moral des Hotels", Tischgespräche. L. Didion u. Co., New York (in Verbindung mit seinem Bruder Paul Vehling, dessen Name das Werk trägt). Beiträge verschiedenster Art in Zeitschriften. Zeichnungen usw. Spezialgebiet: Lyrik, Romane, Drama. Auch Sozialpolitik. Politische Zeichnungen. Mitglied: Allgemeiner Schriftstellerverein in Berlin. New York, 736 Lexington Ave.

Viereck, Georg Sylvester. Chefredakteur der „Rundschau zweier Welten" (vormals „Der deutsche Vorkämpfer"). Associate Editor „Current Literature". Schriftsteller und Verleger. Geboren am 31. Dezember 1884 in München. Besuchte Volksschule, College, B. A. Großmutter Edwina Viereck Hofschauspielerin, Vater Louis Viereck. Kam mit dreizehn Jahren nach Amerika, veröffentlichte im selben Jahr sein erstes Gedicht. Erster Band Gedichte erschien als er das achtzehnte Jahr vollendete. Seit Promovierung vom College Redakteur. Schrieb vier Bücher, die alle in Amerika, in Deutschland und England erschienen sind. Bearbeitete Schillers Jungfrau von Orleans für Maude Adams. Dramatisierte seinen Roman. Preis Kölner Blumenspiele usw. Veröffentlichte: Niniveh and Other Poems, deutsch und englisch. The House of the Vampire, deutsch und englisch. Confessions of a Barbarian, deutsch und englisch. A Game at Love and Other Plays, englisch (deutsche Ausgabe in Vorbereitung). Mitglied: Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, National Arts Club, Vorkämpfer Club, Mexico Society, Ph. E. P. Fraternity, The Vagabonds. Mitbegründer der Poetry Society of America, Präsident der Viereck Publ. Co. New York, 140 W. 29. Str., „Current Literature".

Viereck, Louis. Schriftstellername: Willy Westen. Geboren am 21. März 1851 zu Berlin. Mutter: Edwina Viereck, Kgl. Hofschauspielerin. Absolvierte das Gymnasium in Berlin, studierte Medizin, Rechts- und Staatswissenschaften, arbeitete danach beim Kgl. Preußischen Statistischen Büro in Berlin. Nahm als freiwilliger Krankenpfleger am Kriege 70—71 in Frankreich teil. 1873 Kammergerichtsreferendar. Seit 1878 journalistisch und schriftstellerisch tätig. 1884 bis 87 Mitglied des Deutschen Reichstags. Seit 1896 in New York, seit 1901 als amerikanischer Bürger. Veröffentlichungen: Denkschrift zur Gründung der deutschen Schriftsteller Pensionsanstalt, 1893. Fridjof Nansen am Nordpol, 1897. Leitfaden für deutsche Einwanderer, 1902. Im Auftrage der amerikanischen Regierung: German Instruction in American Schools. Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Ver. Staaten, 1903. Viele Broschüren und Flugschriften. Spezialgebiet: Förderung deutscher Kultureinflüsse in Amerika. Mitglied: Ehrenmitglied des Münchener Journalisten und Schriftsteller-Vereins, sowie des deutschen Vereins der Columbia, dreimal Präsident des Verbands deutscher Schriftsteller in merika, seit 1911 Ehrenmitglied desselben. Zur Zeit: Berlin-Friedenau, Südwest Korso 8.

Weimann, John. Journalist und Schriftsteller. Geboren am 22. November 1849 in Berlin. Journalistisch und schriftstellerisch in Deutschland und seit mehr als drei Jahrzehnten in New York tätig. Nacheinander Theaterkritiker der „N. Y. Staatszeitung", Redakteur der „N. Y. Revue", Redakteur der Sonntags-

ausgabe des Morgen-Journal". Ausführliche Angaben siehe „Buch der Deutschen in Amerika", herausgegeben vom D. A. Nationalverband, Philadelphia. Veröffentlichungen: „Die Meininger kommen", parodistische Posse (Thalia-Theater). „New Yorker Kinder", Volksstück (Germania-Theater), Kutschke's Kriegserinnerungen und andere Einakter (Germania-Theater). Sedan-Friedrichsruh (Irving Place Theater). Johannistraum, Operette, zusammen mit Arthur Schönstadt, Musik von P. Gallico (Metropol Theater in Köln). Spezialgebiet: Journalistik (Feuilleton). Mitglied: Deutscher Preß-Klub in New York, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika, Beethoven Männerchor. New York, 49 Claremont Avenue.

Willy Westen. Siehe Louis Viereck.

Wienand, Paul. Geistlicher. Geboren am 2. März 1857 in Zellin a. d. Oder. Studierte im Missionshaus der Reform. Kirche in Franklin, Wis. Mehrere Jahre im Zeitungsgeschäft tätig, seit 1883 Pfarrer. Veröffentlichungen: Oelzweige, Orientalische Reisebilder, Musenblüten, in Bearbeitung, „Wandelbilder", kleine Geschichten aus dem Leben. Mitglied: Allgemeiner deutscher Sprachverein, Vereinigte deutsche Gesellschaften, Alldeutscher Verein, Verband deutscher Schriftsteller in Amerika. Brooklyn, N. Y., 54 Wyona Str.

Wittzack, Emil. Leiter der Zentrale des Vereins der deutschen Presse von Wisconsin. Geboren am 29. Mai 1867 zu Templin, Provinz Brandenburg, Preußen. Besuchte Gymnasien Weilburg und Hadamar, Universität Berlin. Sohn des praktischen Arztes Dr. Emil Wittzack, Schulen in Dresden, Breslau, Tremessen, Berlin, Gymnasien Weilburg und Hadamar, Universität Berlin, 1888—90; Philosophie und National-Oekonomie, aktiv Cum. (S.C.)Corps Marchia, nach Amerika 1891, Redakteur des Buffalo County Republikaner zu Fountain City, Wis., von 1892—94, Redakteur des Correspondent zu Racine, Wis., von 1894—98, wieder Redakteur und Eigentümer der ersteren Zeitung von 1898 bis 1909, sodann Leiter der Zentrale des Vereins der Deutschen Presse von Wisconsin zu Milwaukee, Wis. Spezialgebiet: Journalistik. Mitglied: Verein der Deutschen Presse von Wisconsin, dessen Präsident seit 1900, Deutscher Preß-Klub von Milwaukee und Nationalverband Deutschamerikanischer Schriftsteller und Journalisten. Milwaukee, Wis., 2220 Clarke Str.

Zabeck, Julie. Siehe Julie Romm.



Satzungen

des Verbands deutscher Schriftsteller in Amerika

(Association of German Authors in America.)

Grundgesetze.

§ 1.

Name.

Der Name der Vereinigung soll lauten: **Verband Deutscher Schriftsteller in Amerika**; in englischer Sprache: Association of German Authors in America.

§ 2.

Zweck.

Der Verband Deutscher Schriftsteller in Amerika bezweckt:

a) Die in den Vereinigten Staaten von Amerika lebenden deutschen und deutschamerikanischen Schriftsteller und Journalisten, sowie Künstler und Literaturfreunde zu vereinen; einen Mittelpunkt für die Bestrebungen und Interessen der so Vereinigten zu bilden; und eine engere Verbindung mit dem deutschen Geistesleben durch regelmäßige Berichte und Vorträge, durch Bezug von zweckentsprechender Literatur, und durch regen Schriftwechsel mit anderen deutschen Schriftsteller-Verbänden herzustellen, sowie durch planmäßige Pflege der Beziehungen zu den deutschen Fakultäten und Vereinen der amerikanischen Universitäten;

b) Die Versicherung seiner Mitglieder gegen unverschuldete Not, teils durch Gründung eigener Hilfskassen, teils durch Anschluß an bereits bestehende, bewährte Einrichtungen dieser Art;

c) Die Einrichtung einer Geschäftsstelle zum Schutze der Mitglieder gegen Beeinträchtigung ihrer Rechte, sowie zur Stellen- und Verlags-Vermittelung;

d) Die Wahrung der Interessen der Mitglieder durch Herausgabe eines Verbands-Organs;

e) Die Verbesserung der amerikanischen Urheberschutz-Gesetzgebung;

f) Pflege der Geselligkeit sowie alles dessen, was ihr und den obengenannten Hauptzwecken des Verbandes in irgendwelcher Weise förderlich sein kann;

g) Pflege der deutschen Sprache, die ausschließlich als Verkehrssprache des Verbandes gilt.

§ 3.

Mitgliedschaft.

Der Verein zählt:

a) Ordentliche Mitglieder.
b) Außerordentliche Mitglieder.
c) Korrespondierende Mitglieder.
d) Ehren-Mitglieder.

Zur Mitgliedschaft sollen Schriftsteller, Journalisten, Künstler und Freunde deutscher Literatur, Kunst und Wissenschaft berechtigt sein.

Als ordentliche Mitglieder werden nur in den Vereinigten Staaten von Amerika lebende Schriftsteller und Schriftstellerin-

nen oder Journalisten und Journalistinnen aufgenommen.

Als korrespondierende Mitglieder werden nur außerhalb der Vereinigten Staaten von Amerika lebende Schriftsteller und Journalisten sowie Schriftstellerinnen und Journalistinnen aufgenommen.

Zu Ehrenmitgliedern können solche Personen vom Verband erwählt werden, die sich um ihn besonders verdient gemacht haben.

Damen oder Herren, die nicht zu ordentlicher, korrespondierender oder Ehren-Mitgliedschaft berechtigt sind, können als außerordentliche Mitglieder erwählt werden.

§ 4.

Zusammensetzung des Verbandes.

Der Verband besteht aus einer Hauptstelle in New York, und Ortsgruppen, die sich auf Grund und unter Anerkennung der Verbands-Satzungen bilden. Die Hauptstelle regelt das Kassen- und Versicherungswesen sowie die weiteren grundlegenden Einrichtungen.

§ 5.

Beamte.

Die Leitung der Geschäfte des Verbandes besorgt der Vorstand der Hauptstelle in New York, der aus einem Vorsitzer, zwei stellvertretenden Vorsitzern, einem Schriftführer, einem Hilfs-Schriftführer, einem Berichtführer, einem Schatzmeister und zehn Beisitzern besteht. Zu diesen Beisitzern gehört der aus seinem Amte scheidende Vorsitzer auf die Dauer eines Jahres ohne besondere Wahl.

Die Beamten sind wieder wählbar. Der Vorsitzer darf jedoch nur einmal sein eigener Nachfolger werden.

§ 6.

Wahl der Beamten.

Die Wahl der Beamten findet alljährlich in der regelmäßigen Jahresversammlung am ersten Mittwoch im Dezember statt.

Die Wahl, zu der einfache Stimmenmehrheit notwendig ist, ist eine geheime und erfolgt durch Abgabe von Stimmzetteln.

Lücken im Vorstand können in jeder Versammlung des Verbandes, nach gewöhnlichem Wahlverfahren, ausgefüllt werden, nachdem sämtliche stimmberechtigte Mitglieder wenigstens acht Tage vorher von der bevorstehenden Ersatzwahl benachrichtigt worden sind. Die Amtszeit solcher Beamten läuft jedoch nur bis zur nächsten regelmäßigen Jahresversammlung oder bis ihre Nachfolger erwählt worden sind.

§ 7.

Abänderung der Grundgesetze.

Vorschläge zur Abänderung der Grundgesetze können von jedem Mitgliede in regelmäßigen Versammlungen schriftlich eingereicht werden und kommen, wenn von mindestens fünf Mitgliedern unterstützt, in der nächsten regelmäßigen Jahresversammlung zur Abstimmung. Diese Vorschläge müssen den stimmberechtigten Mitgliedern spätestens vier Wochen vor der Jahresversammlung zugesandt werden. Zur Annahme solcher Abänderungen sind die Stimmen von dreiviertel der Anwesenden notwendig.

Nebengesetze.

§ 1.

Versammlungen des Verbandes.

Die regelmäßigen Versammlungen des Verbandes finden am ersten Mittwoch jeden Monats im Verbandslokal statt, das durch Beschluß des Vorstandes bestimmt wird.

Außerordentliche Versammlungen können jederzeit auf Beschluß einer Mehrheit des Vorstandes einberufen werden, oder müssen, auf einen beim Schriftführer eingereichten schriftlichen Antrag von mindestens zehn Mitgliedern, einberufen werden, und zwar nicht später als vierzehn (14) Tage nach Einreichung des Antrages. Von solchen Versammlungen müssen die Mitglieder des Verbandes spätestens vier Tage vorher in Kenntnis gesetzt werden.

Bei allen Versammlungen des Verbandes, sowie des Vorstandes, gelten, wenn nicht anderweitig durch Grund- oder Nebengesetze bestimmt, die in Cushings Handbuch niedergelegten parlamentarischen Regeln. Sieben Mitglieder im Vorstand, fünfzehn in der Vollversammlung sind beschlußfähig.

Bei allen Versammlungen des Verbandes sowie des Vorstandes soll in der Regel folgende Geschäftsordnung eingehalten werden:

1. Verlesung der Sitzungsberichte.
2. Verlesung des Einlaufes.
3. Berichte der Beamten und Ausschüsse.

*

4. Aufnahme von neuen Mitgliedern.
5. Unerledigte Angelegenheiten.
6. Neue Angelegenheiten.

* Bei den Jahresversammlungen sollen außerdem zwischen den Geschäftsgegenständen 3 und 4 die Neuwahlen stattfinden.

§ 2.

Aufnahme von Mitgliedern.

Die Aufnahme von Mitgliedern geschieht durch geheime schriftliche Abstimmung.

Der Name des Beitrittswilligen muß, von zwei ordentlichen Mitgliedern dem Schriftführer schriftlich eingereicht werden. Der Name wird den Mitgliedern in den Einladungen zu den ordentlichen Sitzungen, zugleich mit den Namen der Vorschlagenden, mitgeteilt und in der Sitzung durch den Vorsitzer an den Aufnahme-Ausschuß überwiesen. Bedenken gegen einen Vorgeschlagenen sind dem Aufnahme-Ausschuß in einer seiner Sitzungen mündlich oder schriftlich innerhalb vierzehn (14) Tagen mitzuteilen, und zwar sind solche Mitteilungen streng vertraulich. Der Aufnahme-Ausschuß muß den Vorschlagenden solche Bedenken mitteilen und ihnen in einer seiner Sitzungen Gelegenheit geben, darauf zu antworten, oder den Namen des Vorgeschlagenen zurückziehen. Die Abstimmung kann erst in der zweiten, der Anmeldung folgenden Versammlung des Verbandes stattfinden, nachdem der Ausschuß dem Schriftführer die Namen der zur Abstimmung kommenden Beitrittswilligen mitgeteilt hat und die Mitglieder durch den Schriftführer vom Tage der Abstimmung schriftlich in Kenntnis gesetzt sind. Fünf Gegenstimmen genügen zur Abweisung eines Vorgeschlagenen.

Andere Verbände oder Vereine können als Ortsgruppen in den Verband aufge-

nommen werden, und zwar in derselben Weise wie Einzelmitglieder. Sie sind für je 10 Mitglieder zu einem Vertreter berechtigt, der als Mitglied in der Hauptstelle gilt.

§ 3.

Ausschluß.

Ein Mitglied kann vom Verband ausgeschlossen werden, wenn es:

1) sich ein, den Ruf oder das Interesse des Verbandes gefährdetes oder schädigendes Betragen zu Schulden kommen läßt, oder

2) mit seinen Beiträgen für die Dauer von zwei Monaten im Rückstande ist.

Der Antrag auf Ausschluß auf Grund 1) muß beim Vorstand gestellt und darf erst im Verbande zur Abstimmung gebracht werden, nachdem der Auszuschließende von dem Antrag durch eingeschriebenen Brief in Kenntnis gesetzt und ihm Gelegenheit gegeben worden ist, sich vor dem Vorstande oder Ehrenrat persönlich oder schriftlich zu verteidigen.

Eine dreiviertel Mehrheit der für den Antrag abgegebenen Stimmen in der Vollversammlung bewirkt den Ausschluß.

Der Ausschluß auf Grund 2) geschieht auf Antrag des Schatzmeisters, nach vorhergegangener Mahnung durch den Schriftführer, in regelmäßiger Sitzung durch einfache Stimmenmehrheit. Ein solches Mitglied kann aber auf Beschluß des Vorstandes nach genügender Entschuldigung und Bezahlung aller rückständigen Beiträge wieder zur Mitgliedschaft zugelassen werden.

Im Falle von Verletzung der Standes-Ehre, sowie von ehrenrührigen Angriffen gegen Mitglieder des Verbandes soll auf antrag des Geschädigten oder des Vorstandes ein Ehrenrat für jeden einzelnen Fall durch den Vorsitzer gebildet werden. Jede Partei ernennt je ein Mitglied für den Ehrenrat, die sich über ein drittes Mitglied als Unparteiischen einigen. Können sie sich nicht einigen, ernennt der Vorsitzer den Unparteiischen.

Der Beschluß des Ehrenrates ist endgültig und beide Parteien haben sich ihm zu fügen. Die Verhandlungen sollen streng vertraulich sein; die Entscheidung soll, wenn nötig, der Vollversammlung mitgeteilt werden.

§ 4.

Rechte und Pflichten der Mitglieder.

1) Die ordentlichen Mitglieder des Verbandes sind stimmberechtigt und können als Vorstands-Mitglieder gewählt werden.

2) Die korrespondierenden Mitglieder und die Ehrenmitglieder sind, im Falle ihrer Anwesenheit in den Vereinigten Staaten, stimmberechtigt, können aber nicht in den Vorstand gewählt werden.

3) Die außerordentlichen Mitglieder haben nur beratende, nicht beschließende Stimme und sind nicht zu Vorstandsmitgliedern wählbar.

4) Es ist allen Mitgliedern gestattet, Freunde sowohl bei geselligen Versammlungen, als den vom Verband veranstalteten Festlichkeiten, aber nicht öfter als dreimal jährlich, einzuführen.

5) Jedes ordentliche Mitglied ist verpflichtet, die Verbandsversammlungen möglichst pünktlich zu besuchen und die Zwecke des Verbandes nach Kräften zu fördern.

6) Die Jahresbeiträge der ordentlichen und außerordentlichen sowie korrespondierenden Mitglieder, einschließlich eines jeden Vertreters der Ortsgruppen nach der Hauptstelle, sind fünf (5) Dol-

lars, und zwar werden sie vom Tage der Aufnahme an gerechnet. Als Empfangsschein dient die Mitgliedskarte, die vom Schatzmeister versandt wird. Die Mitglieder der Ortsgruppen erhalten die Mitgliedskarte nach Einsendung von fünf (5) Dollars für jeden Vertreter.

7) Ehrenmitglieder haben keine Beiträge zu zahlen.

8) Die Ausübung der Mitgliedsrechte sowie die Aufnahme in die Mitgliederliste sind von der Entrichtung des Jahresbeitrages abhängig, auf Grund § 3, Absatz 2.

9) Der Anschluß an die einzelnen Kassen unterliegt keinen Vorschriften; dagegen bestimmt der Vorstand, welcher Teil der Einnahmen der Unterstützungs-Kasse zufließen soll.

§ 5.

Pflichten der Beamten.

Der Vorsitzer leitet alle Vereins- und Vorstands-Versammlungen und ruft diese nach seinem Ermessen ein. Er ist von Amtswegen Mitglied aller Ausschüsse.

Vorstandssitzungen müssen auch auf schriftlich an den Schriftführer gerichteten und von fünf Vorstandsmitgliedern unterschriebenen Antrag von dem Schriftführer einberufen werden.

Die stellvertretenden Vorsitzer vertreten den Vorsitzer der Reihe nach bei dessen Abwesenheit.

Der Schriftführer besorgt, unterstützt vom Hülfs-Schriftführer, den Briefwechsel des Vorstandes und der Ausschüsse und vertritt den Berichtführer.

Der Berichtführer führt Protokoll.

Der Schatzmeister erhebt die Beiträge, zahlt Rechnungen, die vom Vorsitzer und Schriftführer gegengezeichnet sein müssen, und führt genau Buch über die sämtlichen Einnahmen und Ausgaben des Verbandes. Er hat am Jahresschluß den Kassenbericht zwei Revisoren vorzulegen.

Die Ausschüsse werden vom Vorsitzer in den Vorstands-Sitzungen ernannt, mit Ausnahme des Vergnügungs-Ausschusses, der aus drei in der ordentlichen Jahres-Versammlung zu wählenden Mitgliedern besteht, der sich aber, je nach Bedarf, zeitweise ergänzen kann, und mit Ausnahme des Wahl-Ausschusses, der aus sieben in der im November abzuhaltenden ordentlichen Versammlung zu wählenden Mitgliedern, besteht, von denen jedoch die Mehrheit weder Beamte noch Vorstandsmitglieder sein dürfen.

Sämtliche Beamte haben in der Jahresversammlung eingehende Berichte über das verflossene Vereinsjahr vorzulegen.

Der Vorstand hat in seiner letzten Sitzung im Jahre zwei Revisoren zur Prüfung des Kassenberichtes des Schatzmeisters zu wählen.

Bei Beginn der darauf folgenden ersten Sitzung des neuen Jahres hat der bisherige Vorstand über seine Tätigkeit zu berichten und den Antrag der Revisoren betreffend die Entlastung zur Beschlußfassung zu stellen.

Zu öffentlichen Mitteilungen aus den geschäftlichen Sitzungen des Verbandes oder des Vorstandes, ist nur der Vorstand befugt. Die Verhandlungen gelten grundsätzlich als vertraulich.

§ 6.

Anträge behufs Abänderung der Nebengesetze müssen schriftlich in regelmäßiger Versammlung eingereicht werden und die Abstimmung über solche Anträge darf erst in der darauf folgenden zweiten regelmäßigen Versammlung stattfinden.

Zur Annahme sind zwei Drittel der Stimmen der anwesenden notwendig.

Verzeichnis der Mitglieder.

Ehren-Mitglied.

Louis Viereck. September 1906. Berlin—Friedenau, Südwest Korso 8.

Ordentliche Mitglieder.

Allert, Dr. Rudolf. September 1906. 324 West 85. Str., New York.
Auspitz, Julius. Januar 1908. „N. Y. Herold", 22 North William Str., New York.
Baruch, Dr. Emanuel. September 1906. 57 East 77. Str., New York.
Baumfeld, Dr. Maurice. September 1906. Hotel Astor, New York.
Behr, Hermann. September 1906. 75 Beekman Str., New York.
Benignus, Wilhelm. Januar 1911. 510 Adriatic Avenue, Atlantic City, N. J.
Bernhardi, Dr. R. September 1906. 54 Rostrand Avenue, Brooklyn, N. Y.
Bieber, S. J. März 1907. 464 Riverside Drive, New York.
Brachvogel, Udo. November 1906. 1270 Madison Avenue, New York.
Bruncken, Ernest. April 1910. Congressional Library, Washington, D. C.
Bruncke, Lothar. Januar 1911. 85 Phoenix Avenue, Waterbury, Conn.
Busch, Walpurga. Januar 1911. Cullman, Ala.
Coblentz, Dr. Virgil. Mai 1910. 115 West 68. Str., New York.
D'Aix, Luke. Mai 1909. 1822 Church Str., Brooklyn, N. Y.
Emmert, Dr. Wilhelm. April 1908. „N. Y. Herold", 22 North William Str., N. Y.
Frantzius, Fritz von. Januar 1911. 196 Lasalle Str., Chicago, Jll.
Faust, Prof. Dr. A. B. Cornell University, Jthaca, N. Y.
Ewald, Dr. Louis A. Februar 1907. 48 East 87. Str., New York.
Freundlich, Dr. Alfred. April 1910. 120 East 17. Str., New York.
Freyburger, Ernst. Januar 1911. 827 St. Johns Place, Brooklyn, N. Y.
Fueredi, Arnold. Januar 1908. „Morgen Journal", 2 Duane Str., New York.
Gallico, Paolo. Mai 1909. 9 East 59. Str., New York.
Giegold, Geo. 5626 Lasalle Str., Chicago, Jll.
Goebel, Prof. Dr. Julius. April 1907. University of Jll. Urbana, Jll.
Goepel, Paul September 1906. 290 Broadway, New York.
Goldberger, Hermann. Januar 1911. Peoria, Jll.
Grimm, A. Januar 1911. 1126 Achte Avenue, Antigo, Wis.

Grieszibowski, Paul. Januar 1911. Chicago, Jll.
Goritz, Otto. Februar 1909. Metropolitan Opera House, New York.
Heeren, W. Märll 1907. Penn Ave. und 8. Str., Pittsburg, Pa.
Hein, Max R. September 1906. 935 East 168. Str., New York.
Heß, Julian. Oktober 1908. „N. Y. Staats-Zeitung", P. O. Box 1207, New York.
Hexamer, Dr. C. J. November 1906. 419 Walnut Str., Philadelphia, Pa.
Hinrichs, H. H. Januar 1911. 1 Broadway, New York.
Hirth, Prof. Dr. Fried. September 1906. Columbia University, New York.
Hoffmann, Dr. Julius. Januar 1911. 1023 W. Lanvale Str., Baltimore, Md.
Homburg, August. Januar 1911. 42 Lena Park, Dorchester, Mass.
Horn, Dr. John. Oktober 1908. 72 East 92. Str., New York.
Hoving, Dr. Johannes. September 1906. 262 Lenox Avenue, New York.
Huenewinkel, Clemens. Januar 1908. 437 Macon Str., Brooklyn, N. Y.
Hubel, Hennie. März 1907. 321 East 16. Str., New York.
Huld, Franz. Februar 1910. 459 Convent Ave., New York.
Ihmels, John. Januar 1911. 1353 Zweite Avenue, New York.
Ilgen, Pedro. Januar 1911. 3546 Page Str., St. Louis, Mo.
Illing, Oscar. Januar 1911. Detroit, Mich.
Isidor, Moritz. September 1906. 113 East 79. Str., New York.
Jacobi, Prof. Dr. A. Mai 1907. 19 East 47. Str., New York.
Jessen, Prof. Dr. K. D. März 1907. Bryn Mawr, Pa.
Jocker, J. C. Januar 1911. 126 Delphince Str., Philadelphia, Pa.
Kauer, Frau Dr. Elisabeth. Februar 1909. 74 Second Place, Brooklyn, N. Y.
Kirchstein, Anna M. Januar 1911. 623 Fullerton Parkway, Chicago, Jll.
Klaessig, Emil. Februar 1911. Associated Preß, 195 Broadway, New York.
Klein, W. W. November 1906. 2565 Sedgewick Avenue, New York.
Kniep, Karl. Juni 1907. 3 South Orange Avenue, Newark, N. J.
Konta, Alexander. Mai 1908. 49 Exchange Place, New York.
Kubinyi, Victor von. Februar 1909. 135 Zweite Str., New York.
Lamping, Willy. Januar 1911. 322 East 87. Str., New York.
Lesser, Emil. September 1906. „Birmingham Courier", Birmingham, Ala.
Lingenfelder, Dr. Julius. September 1907. Westpoint, Neb.
Lindenstruth, Frau M. E. Mai 1908. 269 Passaic Avenue, Passaic, N. J.
MacLean, C. F. Richter. September 1906. 2122 Fünfte Avenue, New York.
Maenfert, Dr. A. September 1906. 686 Bushwick Avenue, Brooklyn, N. Y.
Maisel, Dr. Karl. März 1909. 122 Covert Str., Brooklyn, N. Y.
Mayer, Dr. Willy. September 1906. 700 Madison Avenue, New York.
Mellenthin, H. H. von. Mai 1908. „N. Y. Staats-Zeitung", P. O. Box 1207, N. Y.
Meyer, Prof. J. J. Januar 1911. University of Chicago, Jll.
Mesch, Frau Elisabeth. Januar 1911. 220 East 18. Str., New York.
Michel, Friedrich. September 1906. 3771 Broadway, New York.
Minuth, F. R. April 1908. Grand Haven, Mich.
Minuth, Frau Mathilde. Januar 1911. Grand Haven, Mich.

Moeller, Hugo. März 1907. „Freie Presse", San Antonio, Tex.
Muensterberg, Prof. Dr. Hugo. September 1906. Palast Hotel, Berlin z. Zt.
Oehler, Dr. Alfred. Januar 1908. 13 Cedar Str., New York.
Ries, Konrad. Januar 1911. 1117 MacAllister Str., San Francisco, Cal.
Rostiz, W. von. März 1907. „Anzeiger", Cleveland, Ohio.
Nicolai, Dr. Curt. September 1906. 81 West 119. Str., New York.
Nicolai, Frau Johanna. Oktober 1908. 351 Pacific Str., Brooklyn, N. Y.
Pfaefflin, Prof. Hermann. April 1907. 19 Raines Park, Rochester, N. Y.
Puchner, Rudolf. Januar 1911. Wittenberg, Wis.
Rabe, Rudolf F. April 1908. Hoboken, N. J.
Raible, Frau Marie. März 1907. 4487 W. Belle Place, St. Louis, Mo.
Rau, Alfred. April 1908. 27 Pine Str., New York.
Rommel, Gustav. Mai 1907. 337 Pine Str., Buffalo, N. Y.
Romberg-Perlitz, Lina. Januar 1911. Schulenburg, Texas.
Richter, Frau Fernande, Edna Fern. 3538 Humphrey Str., St. Louis, Mo.
Rupter, Claus. Januar 1911. 583 Brannan Str., San Francisco, Cal.
Schoenstadt, Arthur. November 1906. „Morgen-Journal", 2 Duane Str., New York.
Schrader, Georg H. F. Mai 1908. Hartsdale, N. Y.
Schnett, M. Januar 1911. 332 Maybury Garden Avenue, Detroit, Mich.
Schwerdtfeger, Dr. Otto M. März 1907. 116 East 60. Str., New York.
Seeligsberg, Wilhelm. September 1906. 849 St. Nicholas Avenue, New York.
Seibert, Dr. A. November 1910. 114 East 57. Str., New York.
Simon, Dr. M. M. Februar 1907. 1976 Madison Avenue, New York.
Soubron, Otto. Januar 1911. Herald Bldg., Milwaukee, Wis.
Spengler, Otto. Februar 1909. 352 Dritte Avenue, New York.
Spier, Geo. W. Februar 1911. 310 9. Str., N. W. Washington, D. C.
Sprunk, Frau Rosa. März 1907. „Morgen Journal", 18 Spruce Str., New York.
Stadtmueller, Dr. Norbert. Mai 1906. 132 East 60. Str., New York.
Stechert, Chas. Februar 1911. Newark, N. J.
Stechhan, Leo. Januar 1911. Indianapolis, Ind.
Sulzberger, Dr. R. Mai 1910. Hotel Gotham, New York.
Sutro, Theodor. März 1907. 51 Chambers Str., New York.
Tarlau, Frau Ysaye. Januar 1911. „Delineator", New York.
Thiersch, Curt. Februar 1909. „Morgen-Journal", 2 Duane Str., New York.
Thoman, Gallus. März 1907. Zur Zt. in Deutschland.
Urban Henry F. September 1906. 48 Leipniz Str., Berlin-Charlottenburg.
Viereck, Georg Sylvester. Sept. 1906. „Current Literature", 140 W. 29. St., N.Y.
Wedel, Hans Adam von. Oktober 1908. „Morgen-Journal", 2 Duane Str., N. Y.
Werner, William. Mai 1910. 118 Clinton Avenue, Brooklyn, N. Y.
Werner, Prof. Adolph. März 1907. 329 West 29. Str., New York.
Weimann, John. September 1906. „Morgen-Journal", 2 Duane Str., New York.
Wienand, Paul. Januar 1911. 54 Wyona Str., Brooklyn, N. Y.

Korrespondierende Mitglieder.

Goldberger, Ludwig M., Geh. Kommerzienrat. September 1906. 53 Markgrafen Straße, Berlin.
Heymel, Alfred Walter von. Mai 1910. „Süddeutsche Monatshefte", München.
Osterrieth, Prof. Dr. Albert. September 1907. 57 Wilhelm Str., Berlin.

Außerordentliche Mitglieder.

Becker, John F. März 1907. 31 Belvedere Str., Brooklyn, N. Y.
Bernuth, Oscar von. Juni 1910. 57 West 68. Str., New York.
Bloedel, H. C. März 1907. 1000 Perry Str., Pittsburg, Pa.
Bruck, C. von der. September 1906. 340 East 84. Str., New York.
Goebel, Ferd. Mai 1910. 17 Battery Park, New York.
Guerra, Theodor. Juli 1910. Fuß East 63. Str., New York.
Hafers, Christian. Mai 1910. 407 West 37. Str., New York.
Kretz, Georg. März 1909. Nat. Park Bank, 214 Broadway, New York.
Levy, Emanuel. Juli 1910. 280 Pearl Str., New York.
Lichtenstaedter, Ludwig. Februar 1909. 475 Central Park West, New York.
Muschenheim, W. C. Februar 1907. Hotel Astor, New York.
Neumann, Joseph. Februar 1911. 999 Freeman Str., New York.
Piel, Gottfried. März 1907. 148 Riverside Drive, New York.
Porges, Alexander. Mai 1910. 25 Pearl Str., New York.
Rauh, R. Juli 1910. 42 Broadway, New York.
Reisinger, Hugo. März 1907. 11 Broadway, New York.
Rosenwald, Theo. Mai 1910. 116 Broad Str., New York.
Ruge, A. Mai 1910. 116 Broad Str., New York.
Schwarzenbach, Robert J. F. Mai 1910. 472 Broome Str., New York.
Steiner, S. S. Mai 1910. 22 Whitehall Str., New York.
Steiner, S. B. April 1908. 22 Whitehall Str., New York.
Strasburger, Alb. F. März 1907. 326 W. 83. Str., New York.
Thalmann, Ernst. Mai 1910. 25 Broad Str., New York.
Uhlmann, Wm. August 1910. 17 Battery Place, New York.
Wapler, Rich. Februar 1910. 28 Warren Str., New York.
Weil, Benj. September 1906. 5 Beekman Str., New York.



Inhaltsverzeichnis.

1. Poesie und Prosa.

2. Anhang.

Deutschamerikanischer Literatur-Kalender.

DRUCK VON F. HEISS, NEW YORK



